P. O. Germ.
496b

Hahn-Hahn

Clelia Conti.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1846.

439. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

An meine Schwägerin

Nancy

Gräfin Hahn geborne von Hedemann.

Es ist verwegen heutzutag ein Buch zu schreiben worin kein Wort steht von Fortschritt und Freiheit, von Jesuiten und Lichtfreunden, von Industrie und Armenwesen, von Conservativen und Liberalen. Du, liebe Nancy, bist eine der Wenigen, die sich grade darüber freuen, daß ich jene Interessen nicht in den kleinen Roman hineingeschleppt habe, und darum schmücke ich ihn mit Deinem Namen. Du weißt was das ist: ein liebendes Menschenherz; Du begreifst das Gefühl als dessen diamantenen Kern, von dem allein die Lichtstralen der Wahrheit ausgehen; Du glaubst daß das innere Leben — und

das allein! — ein ewiges Leben hat. Mit diesen Gesinnungen habe ich geschrieben, mich recht eigentlich zu ihnen geflüchtet und bei ihnen ausgeruht von der lärmenden Unruhe der Tagesinteressen. Mit diesen Gesinnungen wirst Du lesen und nicht ganz unbefriedigt bleiben — hoffe ich. Laß uns auch hoffen daß manche Andre noch unsre Sympathien theilen, und laß mich immer an der Deinen mich freuen.

Dresden, den 11. Februar 1846.

Ida Hahn-Hahn.

1. Ein trauriges Leben.

„Ob viele Menschen dafür bestimmt sind, keine andere Liebe als eine abgöttische zu empfinden?“ ich weiß es nicht. Mein ganzes Leben hat mich zu fern von den Menschen gehalten, um Vergleiche anstellen zu können; und keine andre Erfahrung habe ich darüber gemacht, als die einzige, die traurige — an mir selbst. Was ich auch geliebt haben möge — erst die Mutter, dann mein Kloster, dann ... ihn, dann das Kind — immer, zu jeder Zeit, in jedem Alter, war es diese besinnungslose Liebe, in der ich hätte mein Leben aushauchen mögen, um zu verschmelzen mit dem Geliebten. Wenn es eine unglückselige Liebesfähigkeit giebt, so ist es sicher diese, weil sie alle anderen Fähigkeiten paralysirt, und in keinem Verhältniß ist uns das erlaubt! auch in dem glücklichsten giebt es tausend Foderungen, die sich an andere Kräfte wenden, als an solche unbedingte Liebe. Sie war mein Erbtheil, mein

Schicksal, meine Constellation, mir angeboren, mit dem Blut durch meine Adern fließend, mit dem Herzschlag in meinem Busen klopfend, mit dem unsterblichen Funken in meine Seele geimpft, gemischt aus allen Elementen meines geistigen und leiblichen Daseins. Beherrscht ein gebieterisches Gestirn, ein unabweisbares Verhängniß das Leben großer Menschen, so besteht ihre Größe meistens darin, daß sie sich auf den Punkt zu stellen wissen, wo sie jenem Einfluß am zugänglichsten sind, und all dessen Folgen, guten und schlimmen, gelassen ins Auge sehen. Daher werden sie nie zerschmettert; und wenn sie auch im Kampf mit dem Geschick oder mit den Leidenschaften momentan zu Boden gedrückt werden, so ist das nur um in neuer Kraft zu erstehen. O, es mag göttlich sein — groß zu sein! Doch für uns alltägliche Menschen, deren mittelmäßige oder einseitige Gaben uns nicht befähigen zu einer ungewöhnlichen Laufbahn, zu einer außerordentlichen Entwickelung — da giebt es eine gründliche Niederlage, wenn wir uns unbesonnen dem Brennpunkt eines solchen übermächtigen Einflusses aussetzen. Aber wie hätte ich ihn vermeiden, wie ihn dämpfen sollen? Jeder Mensch ist von seiner eigenen Atmosphäre, von einer ebenso unfaßbaren als unleugbaren Essenz seiner Wesenheit

umflossen; sie ist eine Bedingung seiner individuellen Existenz. Die Erde, außerhalb ihrer eigenen Atmosphäre, wäre unsre alte wolbekannte Erde nicht mehr. Der Mensch hat den Willen, welchen der Planet nicht hat, spricht man. Hat die Frau einen Willen? darf sie ihn haben, ihn äußern? Von der Wiege an wird er gebrochen, unterdrückt, wird sie geübt in Fügsamkeit und Nachgiebigkeit, werden ihr diese Tugenden als die vorzüglichsten ihres Geschlechts gepriesen, und anmuthige Geschmeidigkeit wird ihr als die höchste Grazie zugerechnet. Strengen Eltern gegenüber oder einem harten Gatten ist das auch wirklich der Fall. Aber nun soll sie mit diesem ungeübten Willen der Liebe entgegentreten, und für die Pflicht gegen die Leidenschaft kämpfen, denn die Pflicht, das Gesetz des Guten und Schönen, soll sie wollen — ja, dafür hat man sie erzogen, das ist wahr! aber ist das Geliebte nicht immer der Inbegriff alles Guten, Schönen und Edlen? und da die Leidenschaft leicht sophistisch wird und Scheingründe schafft, darf man sich wundern, wenn sie einmal das Geliebte will? Dann kommt die Rache für die Verletzung der Pflicht: die Reue, der Schmerz, die Verzweiflung — wie es heißen möge das vielköpfige Ungeheuer, das giftig aus dem Rosenkelch hervorschießt! Bei mir hieß es anders!

bei mir war es ein Superlativ aller Trostlosigkeiten, eine Quintessenz aller Bitterkeiten, für die ich keinen Namen habe. O selig die Frauen, die nicht lieben! die in frischer kühler Gleichgültigkeit durch die gemäßigte Zone des Lebens wandeln, und sich nie in das Tropenklima verirren. Selig die stillen Herzen, die nie das Bedürfniß fühlen in sich selbst hinein zu wühlen und zu suchen nach der himmlischen Perle der Liebe, die, sobald sie sich offenbart, in eine Thräne sich verwandelt, — in ein Thränenmeer, worin wir untergehen. Tranquillina, mein Kind! meine Einzige! liebe nur nichts und nie! Sobald Du liebst bist Du elend; denn Liebe ist: schmachtender unstillbarer Durst nach Seligkeit, durch einen bestimmten Gegenstand geweckt; und da dieser Durst nie nach dem Maßstab unsers Verlangens befriedigt wird — und da der Wunsch nach unerreichbarer Seligkeit die Hölle ist: so ist ein von der Liebe beherrschtes Leben ein unermeßlich elendes.

Mein Vater war aus einer vornehmen und unbemittelten lombardischen Familie, und in österreichischem Militärdienst, meine Mutter eine Deutsche. Er lernte sie in Carlsbad kennen; sie liebten und heiratheten sich, und er kam in Garnison nach Verona. Da wurde ich geboren, das einzige Kind aus einer traurigen Ehe. Ihre gegenseitige hohe

Schönheit hatte sie wol zu einander gezogen; ihre Charaktere stießen sich ab. Mein Vater war Feuer, meine Mutter Eis; sein Blut wie Lava, das ihre wie Wasser. Wahrscheinlich hatte seine funkensprühende Erscheinung sie einen Augenblick so heftig überrascht, daß sie diese Erschütterung Liebe nannte. Ich glaube sie hätte in ihrer norddeutschen Heimat bleiben müssen um glücklich zu werden und zu machen; jetzt gelang ihr Beides nicht; sie verstand nicht mit meinem Vater umzugehen. Ihre wundervolle Schönheit zog ihn immer zu ihr, obgleich er sich nie ganz durch dieselbe fesseln ließ. Ich weiß nicht ob es in seinem Auge, seinem Temperamente, seiner Seele lag: genug er huldigte jeder Schönheit. Meine Mutter besaß im höchsten Grade diesen Magnet und wußte ihn nicht zu brauchen!... Mit ein wenig Freundlichkeit und Entgegenkommen, mit einem Lächeln, einem Wort, einem Kuß, hätte sie ihn von tausend Flatterhaftigkeiten zurückhalten können. Es war nun einmal nicht in ihrer Natur: sie konnte nicht lieblich sein. Er war einer von den Männern, von denen man Alles erhalten kann durch zärtliche Bitte; sie bat ihn nie um etwas. Und wünschte sie heimlich noch so dringend, daß er dies oder jenes thun oder lassen möge — sie bat ihn nicht, sie sagte kurz und kalt ihre Meinung,

versuchte nie die seine zu gewinnen, und schien höchst gleichgültig für ihn gesinnt zu sein. Ich sage schien; denn heimlich grämte sie sich doch; heimlich nagte es ihr doch am Herzen, daß sie um andrer Frauen willen verlassen war, die nicht so schön und edel waren als sie. Denn sie glich dem Krystall, an Kälte und an Reinheit. All ihr Gram bewirkte nie in ihr ein Auflodern von Eifersucht. Ich glaube es hätte meinen Vater glücklich gemacht, sie der Eifersucht fähig zu finden; aber sie hielt das für unwürdig, und verbarg sorgsam ihr Herzeleid hinter kühlem Indifferentismus. So glaubte er denn er sei ihr gleichgültig, gar lästig, und verließ das Haus, während er häufig gewiß eben so gern geblieben wäre. Einmal erinnere ich mich, daß die Mutter, ich weiß nicht von welchem Schmerz überwältigt, zu mir sprach:

„Clelia, bitte Deinen Vater bei uns zu bleiben! bitte ihn so herzlich Du kannst, Clelia.“

Ich that es mit der vollen Leidenschaftlichkeit meines kleinen achtjährigen Herzens; und er blieb daheim. Aber meine Mutter verstand nicht zu bitten. Damals war mir dies Alles ganz unverständlich. Ich fühlte mich beklommen zwischen den Eltern. Meine ganze Liebe gehörte ausschließlich meiner Mutter. Ich sah sie immer, war beständig um sie,

fand sie stets sanft und traurig, und liebte sie mit einer Vehemenz, über die ich noch jetzt in der Erinnerung staune. Ich fühlte instinktmäßig, daß sie nicht glücklich war; und da mein kleines wildes Herz nicht im Stande war als Schiedsrichter zwischen den Eltern zu stehen, und da es sich nun einmal den absoluten Gefühlen zuneigte: so wurde die Mutter der Gegenstand meiner abgöttischen Liebe, während ich für den Vater beinah Abneigung empfand. Er hatte Momente von stürmischer Zärtlichkeit, auch für mich; aber sobald ihm andere Dinge und Gegenstände durch den Kopf gingen, beherrschten sie ihn auch. Er beachtete mich dann gar nicht, und das kränkte mich fürchterlich. Die Mutter war hingegen immer ganz gleichmäßig freundlich für mich, nie zärtlich, aber auch nie zerstreut; mild und ruhig wie die Madonna; — und deren Bild verschmolz für mich dermaßen mit dem der Mutter, daß meine kindischen Gebete sich immer an diese richteten. Ein glückliches Kind war ich aber mit nichten, wie das die Kinder so leicht zu sein pflegen bei einer guten, freundlichen Mutter, und daran war eben meine unglückselige Eigenthümlichkeit Schuld. Nicht umsonst war ich die Tochter meines Vaters! all seine Glut loderte in mir, und dafür fand ich so wenig Erwiderung bei meiner Mutter, daß ich mir fest

einbildete sie liebe mich wenig oder gar nicht. Nun wollte ich sie aber erwärmen und gewinnen, durchaus! und wurde ihr wahrscheinlich dadurch höchst lästig, denn mir standen freilich nur geringe Mittel zu Gebot, um ihr meine Liebe an den Tag zu legen. Gehorsam, aufmerksam und wißbegierig war ich, und dafür lobte sie mich denn nach ihrer Weise mit ein Paar Worten; aber ich unterschied Lob von Liebe, und jenes genügte mir gar nicht. Beständig wollte ich bei ihr sein, neben ihr sitzen, ihre Hand halten, in ihre Augen sehen, zwanzig Mal in der Stunde ihr um den Hals fallen, sie überstürzen mit Liebkosungen, Küssen, Schmeichelworten. Las sie, so kniete ich vor ihr nieder, und sah sie so lange, so fest, so unverwandt an, bis sie mir über das Buch hinweg einen Blick zuwarf. Saß sie am Piano: so kletterte ich hinter ihr auf den Stuhl, und umschlang voll Entzücken über ihre wundervolle Stimme ihren Nacken und Kopf so heftig, daß ich sie im Gesang unterbrach. Kleidete sie sich festlich an, um in irgend eine Soiree zu gehen — was höchst selten geschah — so zerfloß ich in Thränen über die Vorstellung, daß ich sie zwischen all den geschmückten Menschen, in den hell erleuchteten Sälen nicht sehen durfte. Zu meinen Thränen sprach sie: „Schäme Dich, Clelia!“ — Zu meinen

Liebkosungen: „Nun ist's genug, Clelia, unterbrich mich doch nicht immer!“ — Zu meinen Kniebeugungen: „Wälze Dich doch nicht beständig auf der Erde wie ein kleiner Hund herum, Clelia!“ — Einmal antwortete ich, und legte meinen Kopf auf ihre Füße:

„Ich bin ja auch Dein armes Hündchen, Mama, das gar zu gern auf Deinen lieben schönen Füßen liegen mag.“

Da sprach sie streng: „Steh auf, Clelia! Du mußt nicht so übertreiben; das ist nah verwandt mit lügen. Man muß nie mehr sagen als man empfindet.“

Ich hatte nun aber genau die zärtliche Unterwürfigkeit, die unbedingte Ergebung empfunden, die ein Hündchen in der Nähe seines geliebten Herrn haben mag; und nicht der Vorwurf der Mutter grämte mich, sondern der Gedanke, daß ich ihr keinen Begriff von meiner Liebe beibringen könne.

Ein andres Mal trat ich in ihr Zimmer, als sie eben ihren Anzug zu einem großen Diner beendet hatte. Ich sehe sie noch vor mir! veilchenfarbenen Atlas trug sie und Ohrgehänge von Diamanten, und ihre wunderschönen marmorweißen Arme glänzten aus den sehr kurzen Ermeln, die man damals trug, heraus. Ganz geblendet blieb ich erst stehen,

flog dann auf sie zu, umfaßte sie, bedeckte ihre Schultern und Arme mit Küssen, und rief ganz in Extase:

„Du bist aber zu schön, Mama!“

Sie streifte mich mühsam ab, und sprach nicht eben unfreundlich, aber doch ein wenig unwillig:

„Es schickt sich nicht, Clelia, daß kleine Mädchen so zudringlich sind.“

Mein Vater war bei dieser Szene zugegen. Er mogte Mitleid mit dem kleinen glühenden Herzchen haben, das geknickt aus seinen Himmeln fiel. Er umarmte mich zärtlich und sagte:

„Du hast ganz Recht, meine Clelia, die Mama ist zu schön, sieht genau wie ein Muttergottesbild aus.“

„Ihr seid Beide Schauspieler,“ entgegnete sie kühl.

Das schien ihr so, weil sie anders empfand als wir; aber wir verdienten den Vorwurf nicht — auch der Vater nicht. Er hatte die reizbare Beweglichkeit, die fiebernde Empfänglichkeit, welche den Menschen hinreißbar und flatterhaft machen, so daß er heute anders ist, denkt, handelt, als er morgen sein wird, und gestern war. An ungeregelter Fülle der Empfindung litt er, aber nicht an Mangel, und er war viel zu sehr vom Moment beherrscht, um schauspielern zu können.

Ich wundre mich, daß ich, beständig von der Mutter in Schranken gewiesen und in Zaum gehalten, nicht mich von ihr ab- und dem Vater zuwandte. Es geschah nicht, und ich erkläre es mir nur dadurch, daß ich ihm zu gleichartig war, oder dadurch, daß ich denn doch eine Eigenschaft besaß, die ihm völlig abging und die ich von der Mutter geerbt: ich war treu. Und so liebte ich sie denn fort, eben so leidenschaftlich als treu, und wahrhaft unglücklich, weil ich allmälig lernte den Ausdruck meiner Gefühle in mich hinein zu zwängen, um ihr nicht zu mißfallen, und stumm zu sein, wo ich hätte jauchzen oder weinen mögen. Ich bin überzeugt, daß sie die Absicht hatte mich an eine gewisse innerliche Disciplin zu gewöhnen und die Leidenschaftlichkeit zu dämpfen, welche ihr beim Vater so betrübend erschien; allein sie wurde nicht erstickt, sondern brannte nur nach Innen. Hätte ich ihr in meiner kindischen Weise ungestört meine Liebe offenbaren dürfen; wäre es ihr möglich gewesen ein wenig darauf einzugehen, Freude darüber zu äußern, mich zur Mittheilsamkeit zu ermuntern — ach! ich wäre überglücklich gewesen! Jetzt wurde ich äußerlich scheu und schüchtern, und innerlich traurig und beklommen. Ich weiß nicht zu welchem Ausbruch es gekommen wäre, wenn nicht ihr plötzlicher Tod mich

auf einmal in ganz neue Verhältnisse gebracht hätte. Sie starb an einer Brustentzündung, in voller Kraft und Schönheit, bei kaum dreißig Jahren. Ich war im zwölften. Der Schlag war so heftig, daß er mich anfangs mehr betäubte als schmerzte. Ich wurde auch nicht eigentlich krank, aber gleichsam bewußtlos. Ein stupides Hinbrüten bemächtigte sich meiner. Ob sie mich wol lieb gehabt hat? ob sie wol gewußt hat, wie ich sie liebe? diese Fragen umnebelten mir die Gedanken, und ich wagte nicht sie auszusprechen, weil mir in dem Zweifel ein Tadel der geliebten Todten zu liegen schien.

Mein Vater wußte nicht was er mit mir machen sollte; er gab mich ins Kloster der Ursulinerinnen, die sich mit Erziehung und Unterricht junger Mädchen beschäftigten. Meine Mutter war Protestantin. Hätte sie gelebt, so würde ich vermuthlich ihrer Kirche angehört haben; jezt war davon die Rede nicht — und ich wurde eine glühende Katholikin. Meine Mutter hatte mir allen Unterricht selbst ertheilt, und ich wußte so ziemlich Alles, was Kinder meines Alters zu wissen pflegen, auch Sprüche aus der Bibel, und biblische Geschichten. Sie hatten mich bis jezt sehr kalt gelassen, wahrscheinlich weil meine Mutter Alles mied, was mein Herz erregte, und mir rührende Dinge in dem gleichgül-

tigsten Ton zu erzählen pflegte. Wie anders hier bei meinen Klosterfrauen! welch eine süße, wolthätige Glorie legten sie um das Leben Jesu und seiner Mutter! in welcher heiligen Schönheit malten sie den goldenen Thron der Himmelskönigin mir aus, von Engeln getragen, von Rosen umlaubt, von Sternen bestralt, auf dem sie sitzt mit dem göttlichen Kinde, und alle Gebete gnädig anhört, die zu ihr emporsteigen, und die sie, als begnadigte Fürbitterin, noch höher hinauf trägt, und mit himmlischer Barmherzigkeit vor dem Throne Gottes niederlegt. Meine kleine verschüchterte Seele fand in dieser goldnen seligen Liebeswelt voll Engeln und Heiligen Spielraum für ihre Bedürftigkeit. Es war mir eine Wonne für das Seelenheil meiner Mutter zur heiligen Jungfrau zu beten — und mit welcher Zuversicht, mit welcher Gewißheit der Erhörung, mit welcher flammenden Andacht! Jezt hatte ich ja ein Mittel, um dieser vergötterten Mutter über das Grab hinaus meine Liebe zu bethätigen: ich betete für sie.

O Du mein Gott, der in die Herzen schaut und das Verborgene kennt, gehe gnädig mit mir ins Gericht.

Anfangs war ich unsäglich zufrieden in meinem Kloster; mein Trübsinn schwand, mein Schmerz

löſ'te ſich in himmliſche Hoffnungen, die Kloſterfrauen hatten mich zärtlich lieb und wir feierten rührende Feſte dem göttlichen Kinde zu Ehren und ſeiner Mutter: die Ausſtellung des Kripplein am Weihnachtsfeſt! dann die herzbrechend traurige Paſſion! und all die ſchönen hellen Marientage, wo ich mit zwiefacher Freude ihren Altar ſchmückte, weil meine Mutter auch Maria genannt wurde. Ich war immer beſchäftigt, aber ich lernte wenig; die Dinge von da draußen intereſſirten mich gar nicht, und was auf der Erde vorfiel war mir einerlei. Ich hatte kein Gedächtniß für die Namen von Kaiſern und Königen, für die Berge und Flüſſe in Aſien und Afrika, und für amerikaniſche Pflanzen oder Völker. Ich las Legenden, ich ſpielte mit großem Eifer Klavier, um dereinſt die Orgel ſpielen zu dürfen, ich übte meine Stimme, die ſich allmälig entwickelte, ich arbeitete für arme Kinder und für unſre Kirchenfeſte, und ich pflegte Blumen zum Altarſchmuck. Meine Gefährtinnen, und allmälig auch die Kloſterfrauen, nannten mich die kleine Nonne, und das wollt' ich werden.

Mein Vater war aber durchaus nicht dieſer Meinung; die Vorſtellung mich dereinſt im Schleier zu ſehen machte ihn unglücklich. Ich ſah ihn zuweilen am Sprachgitter, und ermangelte nie ihn um ſeine

Erlaubniß zu bitten, aber sehr bestimmt schlug er sie mir ab. Ich vermuthe, daß er der Oberin seinen Willen ausgesprochen haben muß, denn sie erklärte mir eines Tages: ich müsse mir das Klosterleben aus dem Sinn schlagen, denn mit sechszehn Jahren begehre mich mein Vater in die Welt zurück, und Gehorsam sei die erste Pflicht eines guten frommen Kindes. Ich weinte sehr, aber sei es Gewohnheit der Unterwerfung, oder war meine Vocation wirklich nicht stark genug: ich gab den Plan auf, wünschte aber um so glühender in den mir noch vergönnten Jahren ein recht seliges, gottgefälliges Klosterleben zu führen, und mich dadurch stark zu machen gegen die dereinstigen Verlockungen der Welt, von denen ich nicht den geringsten Begriff hatte. Nicht genug daß ich mich bemühte in mein kleines Leben alle Tugenden hineinzulegen, für die ich Spielraum fand: Sanftmuth, Demuth, Aufrichtigkeit, Andacht, unermüdlichen Fleiß; — ich wollte mich so recht als ein Kind Gottes, unter seiner unmittelbaren Hand, durch seine Gnade erhoben fühlen. Ich las in meinen Geschichten der Heiligen, welche wundervolle Offenbarungen und Erscheinungen sie hatten, wie der Heiland ihnen begegnet, wie die Mutter Gottes ihnen zulächelt, wie Engel sie trösten und stärken. Ich wollte einen

ähnlichen himmlischen Boten, als ein Zeichen der Liebe Gottes zu mir, begrüßen; ich wollte auch die Seligkeit kennen seines Wolgefallens so recht sicher zu sein. O, wie betete ich! wie lag ich flehend und weinend auf meinen Knien! wie dachte ich mir Qualen aus, die ich mir heimlich anthat und litt, um ihn zu rühren! Umsonst! kein Engel stieg zu mir herab, und nicht einmal in meinen Träumen durfte ich mich irgend einer trostreichen Vision erfreuen. Wie ich einst unglückselig gewesen war durch meine unerwiderte Liebe zur Mutter, so war ichs jezt im gesteigerten Grade, denn ich wähnte mich von Gott verstoßen. Das unabweisliche Bedürfniß glücklich zu sein durch die Liebe — sprach sich wieder flammend in mir aus. Diesmal verstanden meine Klosterfrauen mich nicht, und noch weniger mein Beichtiger. Als geistigen Stolz legten sie mir meine Wünsche und Klagen aus, als eitlen Hochmuth für eine Auserwählte gelten zu wollen. Ach, nicht die Eitelkeit — das Herz strebte nach Befriedigung! In tiefster Stille, in demüthigem Schweigen hätte ich eine himmlische Offenbarung empfangen. Ich war ja daran gewöhnt die Schmerzen meiner Liebe zu verbergen, und ich würde auch ihre Seligkeit verborgen haben. Jezt gab ich mich einer unsinnigen Traurigkeit hin. Ich muß

sie unsinnig nennen, weil sie keinen andern Grund hatte als mein blindes Verlangen. Damals aber erschien sie mir durchaus rechtmäßig und natürlich: ich liebte und wurde nicht wieder geliebt.

Das Klosterleben in seiner Unwandelbarkeit und Gleichmäßigkeit gemahnt mich an die Wirkungen des Magnetismus: es schläfert entweder die Fähigkeiten ein, oder treibt sie auf die Spitze. Meinem schwärmerischen Liebesdurst geschah das Letztere. O, Niemand weiß welche Aspirationen aus solchem jungen starken heißen Herzen zum Himmel fliegen; Niemand! denn ach! wir selbst vergessen sie ja; wir selbst stören ihren Flug und wenden sie, wenn wir das Unvergängliche als unerreichbar erkennen, dem Vergänglichen zu — thöricht wähnend, es sei deshalb erreichbarer. Ich hatte ein heimliches unsägliches Grausen vor meiner Rückkehr in die Welt, und doch fühlte ich mich elend im Kloster. Wie ich schon bei der Mutter verschüchtert und innerlichst unruhig gewesen war, weil ich mich nicht ins Gleichgewicht mit ihr bringen konnte: so war mir jezt wieder zu Muth. Keiner will mich lieben, weder auf noch über der Erde! sprach ich heimlich mit zerknickender Niedergeschlagenheit zu mir selbst.

In den Freistunden durften wir in den Garten gehen und uns da nach Lust und Laune unterhalten.

Die Größeren gingen meistens Arm in Arm in den langen Bogengängen von Weinreben spazieren, die Freundinnen paarweise, plaudernd von Hofnungen und Erwartungen. Die Kleinen liefen wild und fröhlich umher. Ich gehörte schon längst zu den Großen, war fünfzehn Jahr alt und vollkommen erwachsen; ich lebte im besten Vernehmen mit allen meinen Gefährtinnen, aber eine besondere und ganz exklusive Freundin hatte ich nicht. Ich glaube ich war ihnen zu streng, zu ascetisch. „Clelia darf keine Nonne werden, dafür mögte sie eine Heilige sein;" — sprachen Einige spottend, Andre bewundernd. Alle hatten mich lieb und großes Vertrauen zu mir. Sollte unseren Oberinnen eine Bitte vorgetragen oder eine Entschuldigung gemacht werden; sprach Diese um Nachsicht, Jene um Verzeihung an: immer mußte Clelia das Wort führen, und häufig nahm Clelia Schuld und Vorwürfe auf sich. Ich war immer bereit zu helfen, zu leiden, mich zu opfern; darin fand ich Befriedigung. Dank begehrte ich nicht; er machte mich fast traurig. Liebe wünschte ich nicht; die Liebe meines Gleichen schien mir nicht des Wunsches werth: höhere, bessere, reinere Wesen sollten mich lieben. So war ich denn fast immer allein, und schloß Freundschaft mit den Blumen, den Bäumen, den Vögeln, den Sternen.

Ich führte Gespräche und tändelte mit ihnen; ich glaubte fast von ihnen gekannt und verstanden zu sein. Und dann plötzlich überschlich mich eine namenlose Traurigkeit, und ich lief geschwind in den Kreuzgang, wo vor einem Altar mit einer Mater dolorosa eine ewige Lampe brannte. Da warf ich mich auf die Knie, und bereute im inbrünstigen Gebet, Gedanken für dergleichen Gegenstände gehabt zu haben, da sie ja schöner als alle Blumen, und stralender als alle Gestirne sei. Und hatte ich mich müde gebetet: so setzte ich mich auf die Stufen des Altars, legte die Arme auf die Knie und den Kopf auf die Arme, und versank in wache Träume ohne Gegenstand und ohne Ziel.

Mein Vater erkrankte tödtlich. Er wußte daß er rettungslos sei, und ließ mich an sein Sterbebett rufen. Er nahm mir das Versprechen ab nicht ins Kloster zu gehen.

„Deine Mutter hielt nichts von dem Klosterberuf, sprach er, und Du hast Alles um in der Welt glücklich zu sein: also lebe nach dem Wunsch Deiner Eltern.“

Ich leistete natürlich das Versprechen. Hätte er begehrt ich möge statt seiner sterben — wie gern hätte ich es gethan. Ich pflegte ihn acht Tage, und ging von seiner Leiche ins Kloster zurück, um

dort mein Trauerjahr abzuwarten. Nach dessen Ablauf sollte ich zur einzigen Schwester meines Vaters, zur Baronin Thannau nach Inspruck, deren Mann mein Vormund war: so hatte des Vaters Testament es bestimmt. Fort aus Italien, und nach Deutschland hinter die beschneiten kalten hohen Berge zu müssen, erfüllte mich mit bangem Schauder. Wol hatte die Mutter mir oft von ihrer deutschen Heimat erzählt, von den Buchenwäldern auf denen im Winter statt grüner Blätter weißer Schnee liegt; von Schlittenfahrten, die man über den Schnee hin mit vielem lustigen Schellengeklingel macht; von den behaglichen Zimmern, die ein großer Ofen erwärmt, und worin man traulich bei einander sitzt und gar nicht friert, während die Fensterscheiben von der Kälte draußen so fest zufrieren, daß sie wunderhübsch aussehen wie reich geschliffenes Glas. Aber bei all den Erzählungen fröstelte mich, und ich drängte mich an die Mutter und fragte, ob nicht die Lombardei tausendmal schöner sei. Und nun sollte ich in das gefürchtete Land! — Der Sprache war ich mächtig, denn ich hatte in ihr sprechen gelernt, und nur in den letzten Jahren war ich aus der Uebung gekommen. Ich schrieb an meine Tante ein Paar halb italienische und halb deutsche Briefe, bat um ihr Wolwollen, empfing ziemlich freundliche

Antworten und harrte mit peinlichem Herzklopfen des Augenblicks, der mich aus meiner geliebten Heimat in eine wildfremde Welt versetzen würde. Ueber dieser Spannung vergaß ich ein wenig all meinen Herzenskummer. Ich hatte in der Wirklichkeit so viel zu betrauern und zu verschmerzen, daß mein idealer Gram davor erblich. So verging das Trauerjahr. Da wurde ich eines Tages schleunigst ins Sprachzimmer beschieden, denn mein Vormund sei da, hieß es. Zitternd trat ich ein, und entsetzte mich, als ein baumstarker langer Mann, mit einem Schnurrbart über das ganze Gesicht, von martialischer Haltung und in Generalsuniform mich „Du" und „liebes Kind" anredete, und mir verkündigte er werde andern Tags mit mir nach Inspruck abreisen; — er sei mein Onkel Thannau. Die Thränen stürzten mir aus den Augen, und die Worte erstarben mir auf den Lippen. Er hatte eine Donnerstimme und sprach kurz und barsch, wie Jemand der die Gewohnheit hat unwiderrufliche Befehle zu ertheilen. Ich war gewöhnt an die flüsternden Stimmen meiner Nonnen, die gedämpfte meines Beichtvaters, die hellen, frischen meiner Gefährtinnen; ich fürchtete mich kindisch vor diesem Barbaren.

„Seh ich denn aus wie ein Menschenfresser?" fragte er brüsk. — Gern hätte ich Ja gesagt, doch

die gute Oberin nahm das Wort und erklärte ihm ich sei ein stilles, schüchternes Kind, und hinge mit vollem Herzen an dem Kloster; nur wegen des Abschieds, nicht aus Furcht, flössen meine Thränen. Das besänftigte ihn. Er versuchte mich mit den Worten zu trösten:

„Du wirst bei uns bald genug Dein Kloster vergessen; also gräme Dich nicht überflüssiger Weise, trockne Deine Thränen und packe Deine Siebensachen zusammen. Morgen früh um sieben Uhr mußt Du marschfertig sein."

Damit ging er. Ich warf mich trostlos in die Arme der Oberin und flehte um ihren Beistand gegen diesen Wüthrich. Sie entgegnete, er sei kein Wüthrich, sondern nur kurz und rauh nach Art der deutschen Männer; daran müßte ich mich gewöhnen: sie wären nun einmal Alle so — sehr unliebenswürdig aber zuverlässig; und ich könnte der heiligen Jungfrau nicht genug danken, daß sie mir, der verlassenen, einsamen Waise, einen so starken Vormund zugeführt habe, der mich schützen und beschirmen werde.

Mit einem gebrochenen Herzen betrat ich als Kind das Kloster, mit einem gebrochenen Herzen verließ ich es fünf Jahr später. Mein kleines kurzes Leben war übersättigt von Schmerzen, und jezt

kam ein neuer hinzu: ich mußte in die Fremde. O Deutschland, du bist mir kein Land der Verheißung geworden! die Wüste warst du mir, in der ich langsam verschmachten muß.

Unsre Reise ging über Trident und Botzen, und mein Onkel war sehr gütig für mich, d. h. er überließ mich mir selbst, versuchte nicht mich zu zerstreuen, sprach im möglichst sanften Ton zu mir, und versorgte mich mit Speise und Trank mehr als ich es bedurfte. Oben auf dem Brenner klatschte er vergnügt in die Hände und sagte recht gutmüthig:

„Gott grüß Dich in Deutschland, liebes Kind! hier hat das welsche Wesen ein Ende!“

Ach, das hörte und sah ich wol! die italienische Sprache war verhallt, der italienische Himmel verschwunden. Finstre Wolken lagen auf den Bergen, und als mein Onkel mir sagte, wir würden nun bald die Ebene von Inspruck übersehen, war sie mit einem Nebelmeer zugedeckt. Wir langten Abends an und fanden eine große Soiree bei meiner Tante. Sie empfing mich kühl, maß mich mit einem stechenden Blick von oben bis unten, küßte mich auf die Stirn, rief zwei junge Mädchen herbei und sagte:

„Dies sind meine Töchter; macht Bekanntschaft mit Eurer Cousine!“

Das klang Alles so frostig und dürr, und der

Empfang, der mir von meinen Cousinen zu Theil wurde, war so schneidend kalt, daß es mir das Herz zusammen schnürte. Ich bat meine Tante um Erlaubniß mich zurückziehen zu dürfen, weil ich müde und erfroren sei. Wieder sah sie mich scharf an und sagte darauf:

„Deine Toilette eignet sich allerdings nicht für die Gesellschaft." — Ein Gedanke schien ihr plötzlich aufzutauchen, denn sie setzte rasch hinzu, indem sie mich bei der Hand faßte: „Komm mit mir."

Und so trat sie mit mir in einen Saal voll Menschen, und sprach in der Thür laut und vernehmlich:

„Ich erlaube mir, Ihnen Allen meine liebe Nichte, Gräfin Clelia Conti aus Verona vorzustellen."

Ich verneigte mich blöde und linkisch — vermuthe ich — denn die Gesellschaft kam mir ebenso ungeheuer zahlreich als imposant vor; aber ich hatte damals weiter kein Arg, und floh nur so geschwind wie möglich in mein Kämmerlein. Jezt weiß ich wol, daß der bittre Neid um meine Schönheit meine Tante veranlaßte mich auf die möglichst unvortheilhafteste Weise in der Gesellschaft einzuführen. Sie machte für sich und ihre Töchter die größten Ansprüche; aber sie selbst war verblüht und die Mädchen waren kaum hübsch. Ich soll sehr schön gewesen sein, „eine von den Schönheiten, die man

immer lieber hat, je öfter man sie sieht." Weil er es gesagt hat, hab' ich es behalten. An jenem Abend machte ich aber einen kläglichen Eindruck auf die Anwesenden, wie das gar nicht anders zu erwarten war; und das bezweckte die Tante.

Ich war an die äußerste Einfachheit gewöhnt; daher fiel mir das ärmliche Zimmerchen nicht auf, das man mir neben dem viel freundlicheren der Kammerfrau meiner Tante anwies. Ich ging zu Bett, und entschlief in Thränen und Gebet. Dies war mein Eintritt in das Haus meiner nächsten, ja meiner einzigen Verwandten; denn meine Mutter hatte keine Geschwister und ihre Eltern waren längst todt. Dieser Empfang wurde einem traurigen, einsamen Kinde zu Theil, das auf der weiten Welt keine andre Zuflucht hatte.

Am nächsten Morgen wurde ich zum Frühstück ins Familienzimmer gerufen, nachdem ich schon seit einigen Stunden aufgestanden war, und mit der im Kloster anerzogenen Pünktlichkeit meine kleinen Habseligkeiten geordnet hatte. Gern wäre ich nach meiner Gewohnheit in die Frühmesse gegangen; allein ich wagte nicht das Haus zu verlassen, und vollends nicht ohne Erlaubniß. Meine Tante lag ermüdet auf dem Sopha; meine Cousinen sahen auch nicht sehr munter aus. Nur mein Onkel war in

seiner rauhen Weise freundlich gegen mich. Noch ein Hausgenosse war gegenwärtig: sein jüngerer Stiefbruder, sein Adjudant, Achatz Thannau, den er mir vorstellte. Niemand beachtete mich; man sprach von Personen und Vorfällen, die mir völlig fremd waren. Langeweile und Traurigkeit bemächtigten sich abwechselnd meiner. Ich mußte mir Mühe geben um weder zu gähnen noch zu weinen. Endlich faßte ich Muth und bat um Erlaubniß ein wenig an der Stickerei arbeiten zu dürfen, die ich eingespannt in dem Rahmen sah. Es war ein weißes Musselinkleid für meine Tante, woran ihre beiden Töchter arbeiteten. Meine Cousine Agnes fragte geringschätzig, ob ich elegante Arbeiten zu machen verstände, und meine Cousine Euphemie rief mir zu, nur nicht auf ihrer Seite zu sticken, denn sie wolle nicht, daß da etwas verdorben würde. Ich sagte ich würde gewiß nichts verderben, und sie möchten mir doch dergleichen Arbeiten geben; ich sei an Beschäftigung gewöhnt. Nun gestatteten sie es, und fragten ob ich denn nichts weiter verstände als nur zu nähen? ob ich Geschichte wüßte, Algebra, Botanik, Astronomie? ob ich zeichnen könnte, tanzen, malen, englisch und französisch sprechen, singen? Tödtlich beschämt mußte ich Nein sagen, und immer Nein, und nur zuletzt durfte ich sagen, ich könne

ein wenig singen und das Piano spielen. Jetzt zogen sie mich zum Flügel unter tausend albernen Fragen nach meinen Lieblingsopern, Lieblingsarien u. dgl., während ich fast nur Kirchenmusik kannte. Ich wollte aus Pergoleses „Stabat mater" etwas singen: das fanden sie langweilig; — eine Fuge von Bach spielen: sie nannten sie veraltet. Da fiel mir die bekannte Cavatine aus Tancred ein, und ich sang sie — aber wie man sie in meinem Kloster sang, d. h. statt des profanen Textes war ein religiöser untergelegt: ein aus großen Gefahren geretteter Mensch dankt den Heiligen für ihre Hülfe und ihren Beistand. Ich begann äußerst schüchtern; aber die Musik stimmte mich immer andächtig, so daß ich meine mißwollenden Zuhörer allmälig vergaß, und mit voller reiner Stimme sehr gut sang. Meine Cousinen wollten vor Lachen ersticken. Mein Onkel sagte ihnen sie hätten sehr Unrecht, denn ich sänge ergreifend, und ihm wären die Thränen nah. Mir hingen sie an den Wimpern, so gerührt war ich durch diese Aeußerung. Die Tante sagte höchst trocken:

„Die Stimme ist nicht übel! das ist das Erbtheil jeder Italienerin. Aber der Vortrag ist ohne Grazie, und Manier fehlt ganz. Was meinst denn Du, Achatz?"

Achatz entgegnete er liebe nichts so sehr als die italienischen Barcarolen und Canzonetten, welche sie zu singen pflegen; und ich schlich wieder zu meinem Stickrahmen. Endlich sagte der Onkel, er habe mit mir zu reden, und ich mögte ihn in sein Arbeitszimmer begleiten. Das that ich gern. Zwischen meinen Nonnen flößte er mir Furcht ein, zwischen diesen Personen, Vertrauen. Er fragte ob ich von meinen Vermögensangelegenheiten unterrichtet sei. Ich war es so wenig, daß ich gar nicht wußte, daß ich 50,000 Gulden von meiner Mutter besaß.

„Mit diesem Vermögen wirst Du eine recht gute Partie machen können, fuhr er fort, und dafür werden wir sorgen, denn Mädchen müssen heirathen, dazu sind sie da; nicht wahr, Kindchen?"

„Ja, lieber Onkel," sagte ich mit dem tiefsten Ernst, denn da ich nicht ins Kloster durfte, was hätte ich in der Welt anfangen sollen, wenn nicht heirathen.

Mein Onkel lachte; da verfiel ich sogleich wieder in meine kindische Blödigkeit und sagte ängstlich:

„Ich will Alles thun was Sie wünschen, lieber Onkel, heirathen oder nicht heirathen — ach! es ist mir ganz einerlei."

„Nicht doch, Kind! sprich nicht so albern! rief er. Du bist ja meiner Meinung daß Mädchen heirathen

müssen; also kann es Dir nicht einerlei sein. Bis wir nun eine passende Partie für Dich finden, bleibst Du in unserm Hause, und ich hoffe Du nennst es nicht unbillig, daß meine Frau ein jährliches Kostgeld von 1000 Gulden für Dich begehrt. Bestimme die Summe, die Du als Taschengeld wünschest; was von Deinen Zinsen übrig bleibt schlag' ich zu Deinem Capital."

So wenig kannte ich den Werth des Geldes und der Dinge, daß ich demüthig um 100 Gulden bat. Mein Onkel meinte kopfschüttelnd das sei bei Weitem nicht genug, seine Töchter kämen mit dem Dreifachen nicht aus, und ich mögte nur 300 nehmen. Ich ließ es mir gefallen; aber ich dankte ihm so innig, als ob er sie mir schenkte.

„Du bist ein gutes Kind, Clelia, sagte er und klopfte mich mit der Hand auf den Kopf und die Wangen — eine Liebkosung die ich unbehaglich fand, denn seine Hand war schwer wie von Erz; — ich rathe Dir als Dein Vormund und Dein aufrichtiger Freund Dir das Wolwollen Deiner Tante zu erwerben. Gelingt Dir das, so wird es Dir ganz gut bei uns gehen."

„Und was muß ich dazu thun, guter Onkel!" rief ich bereitwillig und froh.

„Das ist schwer zu bestimmen! entgegnete er mit

einem kleinem Seufzer, und doch beschönigend; Deine Tante ist heftigen Gemüths, wie Ihr zu sein pflegt, Ihr Italienerinnen! sie liebt zu herrschen, zu befehlen; widersprechen darfst Du nie. Sie hat ihre Eigenheiten und Launen so gut wie wir Alle, und wenn es Euch Kindern auch zuweilen scheinen mag, als habe sie deren allzu viel: so rührt das daher, weil Ihr freilich am Meisten darunter zu leiden habt. Auf der andern Seite verwöhnt und verzieht sie ihre Töchter unmäßig; also mußt Du Dich auch mit den beiden Mädchen gut stellen. Sie sind wunderhübsch, und ebenso gescheut und talentvoll als unterrichtet, daher ein bissel übermüthig ... aber gute Kinder! Bleibe Du nur hübsch sanft und bescheiden, wie Du bist, meine kleine Clelia, so werde ich Dich immer herzlich lieb haben."

Gerührt und dankbar küßte ich seine Hand, und bat ihn um Erlaubniß täglich in die Frühmessen gehen zu dürfen. Er gab sie mir und fragte ob das mein einziger Wunsch sei. Ich besann mich, und bat dann um einen Musiklehrer — was er ebenfalls freundlich gewährte.

Aber so viel Mühe ich mir geben mogte, ich gewann nicht das Wolwollen meiner Tante und ihrer Töchter! ich war ihnen Allen ein Dorn im Auge. Sie beneideten mein kleines Vermögen und

mein kleines Gesicht. Ich war ihnen lästig; mittelmäßig begabte und kleinliche Naturen können nun einmal Niemand neben sich dulden. Es ist die Eigenthümlichkeit enger Seelen sich immer mit sich selbst zu beschäftigen, und sich wolgefällig um sich selbst zu drehen. Mit ihren eigenen Lobhudeleien und Adorationen verstecken sie vor sich selbst ihre Inferiorität, und wähnen sie vor Andern verborgen. Aber heimlich tragen sie das Bewußtsein ihrer Selbstvergoldung mit sich herum, und sie scheuen jeden Vergleich. Agnes und Euphemie, neunzehn und siebzehn Jahr alt, waren, obgleich der Vater Weltwunder in ihnen sah, wirklich in jeder Beziehung nur unbedeutend, ausgenommen in ihren Ansprüchen. Vielleicht wären sie bei einer andern Mutter anders und besser geworden, jezt wucherten in ihnen Eitelkeit, Gefallsucht und Neid. Sie hatten nur einen Wunsch, einen Gedanken, ein Ziel: sich reich und glänzend zu verheirathen, und zum Unglück waren sie ganz unbemittelt. Die Mutter hatte nichts und war eine schlechte Wirthin; der Vater hatte ein gutes Einkommen als General; starb er jedoch, so war die Familie unversorgt; sie wollten durchaus glänzende Heirathen machen, und wunderten sich daß sich solche nicht täglich zur Auswahl fanden. Der Vater wünschte es aus Zärt-

lichkeit, die Mutter ... hauptsächlich um der Sorge quitt zu sein.

Meine Tante war eine Frau wie es deren — das denke ich zu meinem Trost — nicht viele giebt: schlecht bis ins Herz, bis ins Mark hinein. Durch ihre üppige Schönheit, unterstützt durch einen intriganten Verstand, hatte sie im Anfang ihrer Ehe so vollkommen die Herrschaft über ihren Mann erlangt, daß er zuerst aus blinder Zärtlichkeit und später aus Gewohnheit, nur durch ihr Auge sah, mit ihrem Ohr hörte, nach ihrem Urtheil sich fügte, und jeder Selbständigkeit, außerhalb seines Dienstverhältnisses, sich zu ihren Gunsten entäußerte. Das mißbrauchte sie schonungslos. Ihr Herz hat gewiß nie die Liebe gekannt, und vielleicht kannten nicht einmal ihre Sinne das Verlangen — sie war so schauerlich kalt! — aber die Intrigue war ihr Bedürfniß, und Männer an sich zu fesseln, heimlich, verstohlen, sie wo möglich einer Andern zu entreißen, oder das Verhältniß durch die schwierigsten Umstände hindurch zu führen — das war ihre Leidenschaft, davon ließ sie nicht; nicht einmal als die Töchter erwachsen waren. Im Gegentheil! es gab eine Rücksicht mehr zu nehmen! Sie war nicht jung mehr und von verblühter Schönheit, aber wenn sie wollte, so graziös und einnehmend, so

geübt in der Bezauberung, daß ihr keine Huldigung fehlte. Mit Achatz Thannau stand sie in demzärtlichsten Verhältniß, das sie ungemein geschickt, wenigstens für Mann und Töchter, hinter einer halb mütterlichen und halb schwesterlichen Vertraulichkeit zu verbergen wußte. Er war ein wunderschöner, wildleidenschaftlicher roher Mensch, zwölf Jahr jünger als sie. Um zu erproben wie weit seine Leidenschaft ihn führen würde, hatte sie ihm zwei Jahr, weiß Gott unter welchem Tugendschein widerstanden; und als er sich endlich losreißen wollte — nachgegeben. Jetzt war seine Glut ziemlich abgekühlt; aber ihre Herrschaft über ihn immer dieselbe. Dies Alles würd' ich nie erfahren haben, wenn Achatz es mir nicht später erzählt, und dadurch vor mir selbst die innerliche Abneigung gerechtfertigt hätte, welche ich von Anfang an für die Tante, unabhängig von ihrer Unfreundlichkeit für mich, empfand. Von ihrem Leben und Treiben hatte ich damals keine Ahnung, und von ihren Gesinnungen war nur die eine mir klar, daß sie mich nicht leiden konnte. Sie wollte durchaus nicht in der Gesellschaft verbreitet wissen, daß ich ein kleines Vermögen besäße; die Anziehungskraft von 50,000 Fl. schien ihr denn doch stärker, als der Liebreiz ihrer Töchter zu sein. Ich galt für eine

arme, aus Barmherzigkeit aufgenommene Waise, und mein schüchternes Benehmen, mein einfacher Anzug, meine Bereitwilligkeit zurückzustehen, sprachen dafür. Die Tante war sehr unzufrieden, daß der Onkel mir 300 Fl. Taschengeld bestimmt hatte; sie wollte nicht eine Ueberstralung ihrer Töchter begünstigen. Sie sprach:

„Von den kleinen Toilettenbedürfnissen der Damen hat mein guter Mann gar keine Vorstellung. Ich bin dafür daß junge Mädchen sich einfach kleiden und sich mit Wenigem behelfen lernen. Meine Töchter haben zusammen so viel Taschengeld wie Du allein; darin hat sich mein Mann geirrt! Daher bin ich der Meinung, daß Du den Musiklehrer, den Du zu haben wünschest, von Deinem Taschengelde bezahlst."

Ohne Widerrede fügte ich mich jeder Anordnung. Ich war durch und durch verschüchtert. Von Natur oder durch Erziehung war meinem Character eine so übermäßige Leidensfähigkeit beigemischt, daß es mir nie in den Sinn kam mich gegen das Leid oder gegen die, welche es verhängten, zu empören. Ich dachte nur mit heimlicher Trostlosigkeit darüber nach, warum Gott mein liebebedürftiges Herz in ein so eisiges Verhältniß gebannt habe, wo es mir unmöglich war ein freundliches oder ermunterndes

Wort zu erringen; denn auch der Onkel hörte bald auf mir seine Theilnahme auszusprechen. Anfangs hatte er sich zuweilen mit mir beschäftigt, mich aufgefodert zu singen; da sprachen aber seine Töchter bitterböse:

„Du hast Clelia lieber als uns, Du verziehst sie, Papa, Du behandelst uns wie Stiefkinder seit sie bei uns ist.“ — Und die Tante sprach spitzig:

„Es ist schmerzlich für Deine Töchter um Deiner Nichte willen zurückgesetzt zu werden.“

Dann suchte er seine rauhe Stimme zu dämpfen, und sie durch Schmeichelworte und Liebkosungen wieder freundlich zu stimmen. Meine einzige Freude war die Musik! ich trieb sie mit dem größten und innigsten Eifer, besonders den Gesang. Meine Stimme entwickelte sich voll und reich, und zur größten Zufriedenheit meines Lehrers, eines alten strengen Mannes, der nicht sehr freigebig mit Lob und Beifall war. Plötzlich erklärte mir die Tante eines Tages, sie könne meine ewigen Musikübungen nicht ertragen; ich müsse sie einstellen; die Unterrichtsstunden dürfe ich jedoch nehmen wie bisher an dem Flügel meiner Cousine, einem herrlichen Wiener Instrument, in einem Zimmer, das an das Cabinet der Tante stieß. Durfte ich aber nicht mehr üben, so half mir auch der Unterricht nichts — also war

mir diese Erklärung ein wahrer Donnerschlag. Ich bat um Erlaubniß mich Morgens früh üben zu dürfen, ehe sie aufgestanden sei.

„Das würde mir die Nerven für den ganzen Tag ruiniren! sprach sie eisig. Deine schrillende Stimme dröhnt durch das ganze Haus, und es ist warlich nicht angenehm durch unschöne Musik aus dem Morgenschlaf geweckt zu werden."

Nach meiner Weise in Thränen zerfließend klagte ich dem Lehrer dies strenge Verbot. Gelassen antwortete er:

„Comteß müssen nicht immer weinen! das schadet der Stimme und fördert die Angelegenheit nicht. Ueberdas sehe ich gar keinen Grund für diese Thränen. Ich habe ein altes Clavier, das ich gar nicht brauche, und das freilich nicht so gut als dieser Flügel ist; das schicke ich her, Comteß nehmen es in Ihr Zimmer, und singen und spielen nach Herzenslust."

Ich jauchzte vor Freude. Oben in meiner Zelle war ich so recht ungenirt und unbehorcht. Jubelvoll umarmte ich den alten Mann. Wieder sprach er gelassen:

„Comteß müssen sich nicht so heftig jedem Affect hingeben; es schadet wahrhaftig der Stimme: die Kehle wird rauh, die Brust beengt, der Athem ge-

drückt, der Ton zittert statt zu vibriren, die Stimme versagt. Wer eine Kunst treiben will muß eine ruhige Seele haben."

Ich versprach ihm, künftig eine sehr ruhige Seele zu haben. Guter Gott! was verspricht man nicht bei sechszehn Jahren! — Jezt würde ich ihm antworten: Nicht sowohl eine ruhige als eine starke Seele begehrt die Kunst; eine Seele durch welche wie um die Windrose, alle Affecte fliegen ohne sie aus ihrer Richtung zu bringen; eine Seele, die wie die Glocke am Morgen Sturm läutet, am Abend Ave Maria; eine Seele, die wie der Adler mit den Unwettern kämpfen, und wie der Paradiesvogel höher hinauf fliegen kann in den reinen Aether, wo die Gewitter aufhören. — Er war ein vortreflicher Lehrer und ein braver Mann, aber kein Künstler, glaube ich. — Das kleine Clavier kam, fand Platz in meinem Zimmerchen und machte mich seelenfroh. Ich war so viel allein, daß ich reichliche Muße für meine Uebungen hatte, und meine Tage fast ganz mit Musik ausfüllte. Im Familienkreise war ich sehr still und immer mit einer Handarbeit beschäftigt. Zuweilen wurde ich in eine oder die andre Gesellschaft mitgenommen; wo ich mich denn fast immer linkisch benahm — wenigstens machte mir die Tante regelmäßig Vorwürfe. Bald hatte ich

zu viel gesprochen, bald zu wenig, jezt mich verneigt als grüßte ich einen König, dann — als sei ich eine Königin, den Einen zu freundlich, den Andern zu finster angesehen; heute eine nachlässige Toilette gemacht und morgen eine kokette. Ich ängstigte mich dermaßen in der Gesellschaft ab, daß ich gänzlich die Unbefangenheit, diese höchste Grazie, verlor und von den Leuten ungefähr für stupid gehalten wurde, was ich ihnen gar nicht verdenken kann. „So schön und so dumm!“ hörte ich einmal einen jungen Mann leise zu einem Andern sagen, indem er auf mich blickte. Er hatte ein Paar Mal versucht mit mir zu reden, aber nur die höchste Einsylbigkeit gefunden. Wer sich für mich interessirte war mein Musiklehrer, weil ich seine fleißigste und begabteste Schülerin war — die Kammerfrau meiner Tante, weil ich ihr zuweilen bei ihrem Uebermaß an Arbeit ein wenig half und immer freundlich mit ihr umging — und Achatz Thannau, weil er sich in mich verliebte. Er war damals dreißig Jahr alt. Das ist gewiß kein hohes Alter; doch für ein Mädchen von sechszehn Jahren ist ein Mann von dreißig, und vollends der Bruder eines Onkels, wo nicht ein Greis, doch eine Respectsperson, mit der es nicht in einer Reihe steht und auf gleichem Fuß umgeht. Im Grunde

ist das auch ganz richtig, und ein solcher Mann ist ein Greis an Erfahrung, an Bewußtsein, an Menschen- und Lebenskenntniß, neben einem solchen Mädchen. Aber weil man immer an der Oberfläche der Verhältnisse haften bleibt, und weil die äußere Schönheit und Frische des Weibes früher und geschwinder welkt als die des Mannes: so pflegt man zu sagen, dieser Unterschied der Jahre sei keiner. Er ist ein sehr wesentlicher, denn er reißt eine unausfüllbare Kluft zwischen Anschauungs- und Empfindungsweise dieser beiden Menschen, von denen der Eine Alles kennt und gehabt hat, und der Andre nichts, aber es eben darum um so glühender begehrt. Darauf wird keine Rücksicht genommen! ob ein verkühltes Herz neben einem lodernden schlage; ob die Atmosphäre des Einen die temperirte Zone — und des Andern die tropische sei; ob das innerlichste Wesen hier in voller, freudiger, überschwenglicher Blüte stehe, und dort kahl: das ist gleichgültig, denn der Mann bleibt länger jung als die Frau — so geht nun einmal das Vorurtheil. Und an die Seite eines solchen Mannes, der sein halbes Leben verbraucht und häufig verschwendet hat, stellt man das junge Mädchen, und schreit Zeter, wenn es nicht eine überglückliche und vortrefliche Frau wird. So räsonnirte ich damals

nicht; aber Achatz Thannau war mir vollkommen eine Respectsperson. Anfangs beschäftigte er sich nur verstohlen mit mir. Die Tante war eifersüchtig, oder besser gesagt: sie mißgönnte mir jede Aufmerksamkeit, folglich auch die seine. Im Familienkreise sprach er wenig mit mir; in der Gesellschaft flüsterte er mir zuweilen ein Wort der Bewunderung zu, das ich halb verlegen und halb dankbar annahm. Endlich begegnete ich ihm alle Morgen, wenn ich in die Messe ging oder aus ihr kam, unten im Hause. Da wohnte er. Ich wohnte drei Treppen hoch in einem Mansardenzimmer. Wir grüßten uns immer freundlich, wechselten ein Paar Worte, und ich dachte nicht weiter an ihn. Die Möglichkeit fiel mir nicht ein, daß er aus seinem Zimmer treten könne, um mir guten Morgen zu sagen. Eines Tages hatte ich mich ein wenig verspätet, und sprang ganz geschwinde die Treppen hinab, als er mir eben so hastig entgegenkam, mich umfaßte und küßte — oder eigentlich küssen wollte, denn ich wandte den Kopf, schlüpfte behend aus seinem Arm und entfloh. Aber dies Benehmen ärgerte mich, und ich war viel mehr erzürnt als verlegen über seine Dreistigkeit. Bei Tisch sah ich ihn wieder und warf ihm einen sehr bösen Blick zu, der ihm wol höchst komisch vorkommen mogte, den

er lächelte, und das verdroß mich noch mehr. Am andern Morgen ging ich früher als gewöhnlich, doch umsonst! er schien mich erwartet zu haben, und da ich schweigend vorüber gehen wollte und ihn grüßte ohne ihn anzublicken, so vertrat er mir den Weg und fragte:

„Sind Sie denn wirklich böse über mich, liebe Clelia?“

„Das versteht sich,“ sagte ich trocken.

„Wissen Sie in der That nicht wie gut ich Ihnen bin?“ fragte er weiter.

„Wie hätte ich das wissen sollen, und es ist mir auch ganz gleichgültig“ — erwiderte ich gelassen.

„O Clelia! sprechen Sie nicht so hart! bat er mit seiner sehr einschmeichelnden Stimme; es thut mir weh weil ich Sie so lieb habe.“

Bei diesem Wort fielen mir die Ermahnungen meiner Nonnen ein, nie auch nur eine Sylbe von Liebe aus dem Munde eines fremden Mannes anzuhören, und ich wollte vor dieser unwillkürlichen Sünde augenblicklich die Flucht ergreifen. Doch Achatz vertrat mir wieder den Weg. Da hielt ich mir ganz verzweiflungsvoll mit beiden Händen die Ohren zu und schüttelte den Kopf, um jede Theilnahme an dieser Sünde abzuwehren; — denn er sprach immer fort, ich weiß nicht was. Als ich

mich gar nicht beruhigte, schwieg er endlich, das sah ich; und da bat ich ihn um aller Heiligen willen mich nicht die Messe versäumen und mich zufrieden zu lassen.

„Liebliches Kind!" sagte er und trat mir einen Schritt näher. Sogleich sprang ich drei zurück.

„Ich wollte Ihnen nur das Haar von der Stirn streichen, sagte er sanft, Sie haben es herunter geschüttelt und sehen ganz zerstört und erhitzt aus.

„Daran sind Sie Schuld," rief ich vorwurfsvoll, nahm meinen Hut ab und bemühte mich mit zitternden Händen mein sehr krauses Haar glatt zu streichen.

„Warum sind Sie so zauberhaft schön?" fragte er, blieb vor mir stehen, und sah mich an.

Zum Glück wurden ich weiß nicht welche Stimmen hörbar. Achatz ging rasch in sein Zimmer, und ich in die Kirche, die nur wenig Schritte vom Hause entfernt war. Dort sank ich ganz trostlos auf die Knie, denn ich fühlte mich tumultuarisch aufgeregt — und eigentlich weniger durch die Liebeserklärung, als durch das Wort: ich sei zauberschön, das mir unzertrennbar von seinem Ton, von seinem Blick, durch die Seele klang. Mädchen, die in der Welt erzogen, und von Kindheit auf an kleine Schmeicheleien gewöhnt sind, hören es sehr

gelassen, wenn sie im siebzehnten Jahr zauberschön genannt werden. Mir war es entsetzlich! erstens: weil meine Nonnen mir gesagt hatten, Schmeicheleien wären die Verlockungen des Bösen und die ersten Fallstricke, womit er die Unbesonnenen zu umgarnen wisse; zweitens: weil es mir, trotz dieser Warnung, ganz unbeschreiblich süß und angenehm klang. Mein Gebet beruhigte mich auch gar nicht! beängstigt wie ich gekommen war verließ ich die Kirche. Als ich heute Achatz wiedersah war ich verlegen, nicht mehr erzürnt, und er lächelte auch nicht mehr. Mein Bestreben ihm auszuweichen, war so ernstlich, daß ich ein Paar Tage nicht in die Frühmesse ging, und ihm dadurch jede Gelegenheit entzog mich allein zu sehen. Das beschwichtigte etwas mein Gewissen, und die gar so heftige Erregung legte sich.

Abends, wenn meine Verwandten die Gesellschaft besuchten, pflegte ich den herrlichen Flügel meiner Cousinen zu benutzen — das hatte die Tante mir gestattet. Wie soll ich mein Entsetzen beschreiben, als einmal, nachdem sie Alle längst fort waren, Achatz plötzlich ins Zimmer trat und sich sogleich mit glühenden Liebesworten zu meinen Füßen warf: es sei ihm unaushaltbar mich nie ungestört zu sehen, mir nie seine Gefühle auszusprechen, ganz ungewiß

über die meinen zu sein; drum habe er sich auf eine halbe Stunde vom Ball fortgestohlen, und ich mögte ihm ein einziges freundliches Wort sagen, dann wolle er wieder gehen.

„Was soll ich sagen!“ stammelte ich händeringend.

„O süße Clelia, rief er dringend, sprich nur das kleine Wort: ich liebe dich.“

„Aber ich weiß ja nicht ob ich Sie liebe!“ rief ich.

„Du wirst es lernen!“ versicherte er.

Weiß Gott welche Ideencombination mir durch den Kopf flog! ich fragte ganz plötzlich und ernst:

„Wollen Sie mich vielleicht heirathen?“

Diese kolossale Naivetät kam all seinen Wünschen entgegen; er wollte mich allerdings sehr gern heirathen.

„Also Du willigst ein? rief er stürmisch; also Du willst meine Braut sein, mein Weib werden?“

„Wenn mein Vormund nichts dagegen hat,“ antwortete ich verzagt.

„Mein Bruder hat nichts dagegen, süße Clelia, das weiß ich — erwiderte Achatz plötzlich verdüstert — allein Du wirst wol bemerkt haben, daß in diesem Hause ein andrer Wille herrscht als der seine, und daß man, wenn man den eignen Willen durchsetzen will, sich mit jenem in Einklang zu bringen hat. Aber laß das! laß das! . . . . und sage mir nur,

daß Du wirklich meine Braut sein willst, Du süße Liebe."

„Nicht ohne die Genehmigung meines Vormunds, sprach ich standhaft, er wird nicht dagegen sein."

„Er nicht," sagte Achatz gedehnt.

Ich verstand ihn und fragte: „Weshalb sollte meine Tante es sein, da ich ihr doch lästig im Hause bin?"

Achatz sagte schnell wie um keinen andern Gedanken in mir aufdämmern zu lassen: „Weil sie zuerst ihre Töchter zu verheirathen wünscht und Dir in diesem Punkt nie den Vorrang gönnen wird."

Das klang wahrscheinlich genug, und daher sagte ich mit der höchsten Seelenruhe:

„So will ich Sie lieber nicht heirathen."

„Clelia! rief Achatz ganz außer sich, von der Böswilligkeit einer launenhaften neidischen Frau machst Du mein Lebensglück abhängig?"

Als ich ihn so sehr in Verzweiflung sah wurde ich äußerst ruhig und sagte:

„Wenn Ihnen so gewaltig viel daran liegt, werden Sie es wol bei der Tante durchsetzen." Diese Gewißheit hat die Liebe nie; der Besitz des geliebten Gegenstandes ist für sie ein so unermeßliches Glück, daß sie auf dessen Erfüllung nur mit bangen

Zweifeln zu hoffen wagt. Achatz verstand es aber anders, und rief ganz beseligt:

„Also diese Zuversicht hast Du zu mir, süße Clelia! Gut! sie soll nicht getäuscht werden. Du bist die Meine und bleibst es.“

Er sah recht glücklich und dadurch recht schön aus. Das war mir wieder schmeichelhaft, und sein Entzücken machte mir eine angenehme Emotion. Er sprach nicht zu meinem Herzen, sondern nur zu dessen untergeordneten Regungen, wie eben die unbewußte Jugend sie empfindet, ohne sie zu verstehen. Ich hatte mich ja immer nach Liebe gesehnt: nun wurde ich geliebt. Aber bei dem Allen blieb mein herrschender Gedanke der: Jesus Maria! wenn nur die Tante nicht plötzlich heimkehrt! — und was Achatz mir für Zärtlichkeiten sagen mogte, ich erwiderte nichts, als:

„Bitte, nun gehen Sie! — Man wird Sie vermissen! — Ach, ich beschwöre Sie, gehen Sie.“

Er ging denn endlich, nachdem er mir in seiner gewaltsamen Weise, die beinah feindlich aussah, einen Kuß gegeben; und ganz bestürzt fand ich mich einsam am Flügel wieder. Gottlob, daß er fort ist! dieser Gedanke, allerdings wenig schmeichelhaft für den Geliebten, war doch der erste, dessen ich mir deutlich bewußt ward; und dann kam erst der

zweite: So werde ich ihn denn heirathen! der Onkel meint ja auch dazu wären die Mädchen da. — Ich war in der besten Stimmung um in die Ehe zu treten, nämlich in einer ganz nüchternen. Ich empfand für Achatz ein mäßiges Wolgefallen, das vermuthlich aus Dankbarkeit für die Liebe entsprang, die er gegen mich äußerte. Nebenbei hatte ich auch noch einen gewissen Respect vor ihm, weil er mir so erschrecklich viel älter vorkam, als ich war. Aber der dritte Gedanke verwischte bald jeden andern, und machte mir eine schlaflose Nacht. Ich, im strengsten Gehorsam und in blindester Unterwürfigkeit erzogen, hatte ohne Erlaubniß, Zustimmung oder Rath der Personen von denen ich abhing gehandelt! Kaum konnte ich am nächsten Morgen die Stunde erwarten, wo ich meinen Vormund allein in seinem Zimmer wußte. Ich eilte zu ihm, und erzählte ihm mit der größten Offenherzigkeit Alles, was zwischen mir und Achatz vorgefallen war, und verschwieg auch den Grund nicht, den Achatz gegen die Einwilligung der Tante mir gegeben hatte. Der Onkel sagte sehr freundlich:

„Kind! wären alle Frauen wie Du, so wär' es ein leichtes Leben mit ihnen. Der Achatz mag sich freuen, daß Du ihn heirathen willst; er kann gar kein besseres Weibchen bekommen, solch ein liebes,

sanftes, frommes Kind bist Du. Was er Dir über die Gesinnung Deiner Tante gesagt hat, ist nicht völlig ohne Grund — fuhr er zögernd fort. Wir müssen sie erst sondiren, ihre Pläne und Projekte kennen, ehe wir über diese Angelegenheit mit ihr reden; . . . aber sei nur ruhig! ich hoffe Du sollst den Achatz mit der Zeit bekommen. Wären nur meine Mädchen unter die Haube gebracht — wenigstens die Agnes! dann ließe es sich leichter machen! — Laß Du aber nicht den Kopf hängen, Kindchen, fasse Muth, und halte Dir nebenbei den Achatz in gehörigem Respect; er ist ein wilder Gesell."

Wieder klopfte er mich so stark auf den Kopf, daß mir die Hirnschaale weh that, aber ich vergaß es über der großen, schwachen Gutmüthigkeit, die in seinen Worten lag. Ich fühlte mein Herzchen wie von einer schweren Last befreit, als ich ihn im Einverständniß mit Achatz und mir wußte. Der Zeitpunkt meiner Verheirathung schien mir wol sehr unbestimmt in die Ferne gerückt zu sein; doch das machte mir keine Sorgen! es hat je schwerlich eine kühlere Braut gegeben. Achatz war nun gar nicht kühl, und machte mir dadurch große Aengste. Bald wollte er mich sehen, bald mich sprechen, heute in die Messe mich begleiten, morgen auf mein Zimmer kommen. Zu dem Allen sagte ich zwar Nein, und

zuerst mit einem kleinen freudigen Stolz, weil es mir nicht unlieb war Achatz in Verzweiflung zu sehen — denn so lange das Herz kühl bleibt, spielt man mit den Gefühlen, und das ist Kokettterie — aber allmälig machte es mich müde, und als Achatz krank wurde betrübte ich mich nicht sehr. Es war nur ein leichtes Erkältungsfieber; aber er durfte in acht Tagen das Bett nicht verlassen, ich sah ihn nicht und konnte ihm auch kein Zeichen der Theilnahme zukommen lassen. Endlich hörte ich, es gehe ihm bedeutend besser und er werde in den nächsten Tagen die Klausur verlassen. Ganz vergnügt ging ich in die Messe. Als ich zurückkam und sehr andächtig für ihn gebetet hatte, stand er in seiner halbgeöffneten Thür und sagte leise:

„Guten Morgen, süße Clelia, sieh mich doch einmal freundlich an, damit ich wieder lebendig werde."

Ich trat rasch an seine Thür und sagte aus vollem Herzen:

„Ach, endlich! Gottlob, daß Sie wieder gesund sind."

„Clelia! sagte er, nenne mich doch nicht immer Sie. Es klingt so fremd, und Du willst mir doch keine Fremde sein."

Er hatte meine beiden Hände gefaßt, und sah mir in die Augen. Ich weiß nicht was ich ihm

antwortete, aber plötzlich hörten wir leise vorsichtige Schritte, welche die Treppe herabkamen. Ich wollte mich losreißen und davonlaufen, aber Achatz zog mich blitzgeschwind in's Zimmer, und schloß die Thür zu.

„Warte bis die Person vorübergegangen ist!" bat er.

„O Achatz! warum haben Sie das gethan?" flüsterte ich zitternd, und hätte in die Erde sinken mögen, als man an die Thür pochte. Achatz schwieg, als wolle er glauben machen daß er schlafe. Da sprach aber eine befehlende Stimme:

„Ich bins, Achatz! öfne doch!"

Es war die Tante.

Achatz machte mir ein Zeichen in sein Arbeitskabinet zu gehen, aber ich fühlte wol, daß das noch unpassender sei, und da er noch immer zögerte, öfnete ich selbst mit bebender Hand die Thür, und meine Tante trat ein. Achatz sagte sogleich:

„Clelia ist auf einen Augenblick durch mich veranlaßt hereingetreten...."

Aber sie beachtete es nicht, maß mich vom Scheitel zur Sohle, und sprach mit gehässigem Hohn:

„Das Muster einer Klostererziehung! mit Gebetbuch und Rosenkranz geht das Fräulein auf verliebte Abenteuer aus, und statt in die heilige Messe, zu einem unheiligen Stelldichein."

„Ich war in der Messe,“ stammelte ich.

„Desto schlimmer! sprach sie hart. Sind das Gesinnungen mit denen man aus der Messe kommt? Geh auf Dein Zimmer und bleibe dort bis ich Dich rufen lasse.“

Ich schlich beschämt hinweg, und wußte mir das überraschende Erscheinen der Tante nicht anders zu erklären, als daß sie mein Einverständniß mit Achatz ergründet habe, und jeden meiner Schritte bewachen lasse. Ich wurde nicht zur gewohnten Frühstückstunde gerufen, auch nicht zum Speisen; die Kammerfrau meiner Tante brachte mir Brot und Wasser, und Agnes erschien, blieb fern von mir wie von einer Pestkranken stehen, und verkündigte mir im Namen ihrer Mutter: ich sollte drei Tage fasten und Buße thun.

Jezt wäre der Moment gewesen um mich für Achatz zu fanatisiren. Aber gar nicht. Im Gegentheil. Ich weinte ebensoviel Thränen des Zorns, als der Betrübniß. Seinetwegen widerfährt mir diese ungerechte Behandlung! sprach ich zu mir selbst. Was schleppt er mich in sein Zimmer! was hat er mir immer zu sagen!... was liebt er mich überhaupt! Wenn ich um seinetwillen Mißhandlungen ertragen soll — o, da gebe ich ihn lieber auf.

Nach drei Tagen ward ich zur Tante gerufen.

Sie sagte mir, sie wisse jezt Alles; aus der Heirath könne nichts werden, ich sei zu jung, Achatz habe kein Vermögen, und sie fände es unstatthaft. Mein kokettes und heuchlerisches Betragen müsse ich ändern, und vor der Hand noch gar nicht an einen Mann denken, das sei höchst unanständig für ein so blutjunges Ding. Mit dieser Weisung entließ sie mich, und ich fand oben auf meinem Klavier einen Zettel von Achatz mit Bleistift höchst eilig geschrieben:

„Süße Clelia, lasse Dich nicht von der Megäre „einschüchtern, und glaube ihr nicht. Ich heirathe „Dich dennoch, allen Ränken zum Trotz."

Auf der Stelle antwortete ich ihm:

„Aber ich will Sie nicht heirathen! ich habe da„durch zu viel Verdruß, Angst und Kränkung er„fahren, und noch mehr zu erwarten. Das kann „ich nicht aushalten. Heirathen Sie wen Sie wol„len — ich will mich herzlich über ihr Glück freuen; „aber erwarten Sie es nie von Clelia."

Dies unglückliche Billet trug ich drei Tage mit mir herum, ohne es abgeben zu können — so ungeschickt und blöde war ich! — Inzwischen hatte die Tante erklärt ich solle jezt immer mit ihr in die Gesellschaft gehen, und nicht soviel allein in meinem Zimmer sitzen. Da spänne ich mir höchst

unpassende Ideen aus. Ich ließ Alles blindlings mit mir geschehen, und empfing höchst gleichgültig die Weisung für den nächsten Sonntag einen Ballanzug in Ordnung zu bringen — obgleich ich erklärte, daß ich nie tanzen gelernt hätte, also nichts auf einem Ball anzufangen wüßte.

„Gleichviel! sprach die Tante, es ist ganz einerlei ob Du tanzest oder nicht. Sollte es sich jedoch ereignen, daß irgend Jemand Dich zum Tanz aufforderte, und solltest Du trotz Deiner Ungeschicklichkeit dazu Lust haben: so tanze immerhin! Niemand bemerkt Dich. Jedoch mit Achatz tanzest Du nicht, das verbiete ich Dir.“

Ich versprach Gehorsam. Die Neckereien der Cousinen nahmen kein Ende über die wunderschöne Toilette, die ich machen und Aller Augen verblenden würde. „Nimm uns nur nicht sämtliche Tänzer fort, Clelia! stelle uns nur nicht in allzu tiefen Schatten,“ sagte Agnes hochfahrend.

„Gewiß wirst Du glänzende Eroberungen machen, Clelia! rief Euphemie. Man hat Dich ja noch nie auf einem Ball gesehen — wer weiß wie brillant Du Dich ausnimmst! Am Ende eroberst Du den schönen Gundaccar.“

„Wer ist der schöne Gundaccar?“ fragte ich.

„Niemand für Dich, Kind!“ erwiderte Agnes über alle Maßen hochmüthig.

Mit meiner Freundin der Kammerfrau berieth ich mich über meinen kleinen höchst einfachen Anzug, der mir, der Unverwöhnten, vermuthlich der weißen Schuh und Handschuh wegen, äußerst elegant vorkam, und der doch nur aus einem weißen Linonkleidchen, und einem Kranz von Vergißmeinnicht bestand.

Als ich am Ballabend angekleidet in das Zimmer der Tante trat, musterten sie mich Alle scharf und ganz stumm, und nur zuletzt rief Euphemie:

„Wie groß Clelia ist!“

Achatz flüsterte mir zu als er mich in den Wagen hob: „Wie schön Clelia ist!“

Wir traten in den Ballsaal, und die glänzende Erleuchtung, die geschmückten Damen gefielen mir außerordentlich. Es herrschte hier ein festliches und frohes Ansehen, sehr verschieden von den frostigen Soireen, die ich bis jezt besucht hatte, und das stimmte mich heiter. Ich hatte zu viel Neues zu sehen, um nicht die Argusaugen der Tante zu vergessen. Ich war froh ohne eigentlich zu wissen weshalb. Da näherte sich mir Achatz mit einem jungen Mann und sagte:

„Graf Gundaccar Osnat wünscht Ihnen vorgestellt zu sein, Comtesse.“

Und Gundaccar redete mich italienisch an. Das hatte noch Keiner gethan! Es hätte nicht viel gefehlt, so wär ich ihm um den Hals gefallen vor Entzücken — dermaßen freute ich mich die Sprache meiner Heimat wieder zu hören, die Niemand mit mir redete. Ich hätte jauchzen mögen, und mir standen doch die Thränen in den Augen. Ich weiß nicht was für ein Gefühl von unsäglicher Wolthat mich überkam. Ich weiß auch nicht was wir sprachen, und wie es sich machte — genug, ich walzte mit ihm.

O Gundaccar! nach so viel Jahren, nach so viel Schmerzen, nach einer solchen Kette von Trostlosigkeiten, die sich aus meiner ersten Erinnerung an Dich zusammengliedert und mich wund reibt bis in's Grab, bis über's Grab — o Gundaccar, so bist und bleibst Du dennoch der Morgenstern meines Herzens. Die Elenden — das sind die Vielgetreuen! und gab es kein andres Mittel um Dir in immer gleicher Liebe ergeben zu bleiben als das Elend meines ganzen Lebens: so will ich es segnen. Ach, es ist immer halb unsinnig sich so an einen Menschen zu schmieden. Es ist es ganz, wenn es mehr als wahrscheinlich, daß man vergessen ist. Was wirst Du Dir noch aus mir machen? höchstens, wenn Du einmal an mich denkst,

denken: „Wie war sie liebenswürdig und wie liebte sie mich!“ Was kann ich Dir anders sein, als ein Traum? Ein Mann hat ja so viel zu bedenken und zu thun, daß ihm für Erinnerungen keine Zeit bleibt; und zwischen Deinen Hofnungen stehe ich nicht. Nun ja! verbrauch Du Dein Leben, Deine Gedanken, Dein Herz, Deine wundervollen Fähigkeiten, wie Deine Verhältnisse es begehren. Aber sieh! ich mögte Gott sein um Dich zu haben, unverlierbar, in der glanzvollen Ewigkeit. Gundaccar! wo bist Du? wo lebst Du? ach, lebst Du denn noch? Nur ein Lebenszeichen mögt' ich haben bevor ich sterbe, um mich zu freuen, daß es Dir besser gegangen ist als mir auf dieser rauhen Erde — wenn Du noch auf ihr wandelst; oder um sie um desto seliger zu verlassen, wenn Du vor mir bereits hinüber gegangen sein solltest. Mehr wünsche ich nicht; denn dieser Wunsch scheint mir erreichbar; und so müde und abgemattet bin ich, daß ich für das Unerreichbare nur noch Sehnsucht habe, doch keine Wünsche mehr, wie in früheren Jahren. Ja, matt und müde bin ich, an Leib und Seele, zum sterben, und auf der Welt giebt es nichts, wodurch der schwere und lahme Schlag meines Herzens freudig beflügelt werden könnte. Gedenke ich aber jener Tage, so hebt ich weiß nicht

welche milde Hand mir das schwere Gewicht vom Herzen und die eiserne Binde von der Stirn, die mich zu Boden drücken, ich schöpfe Athem, ich blicke aufwärts; denn Wolken sind rund um mich her, vor und hinter und neben mir, doch über meinem Haupt haben sie sich getheilt, und da steht ein Stern, ganz einzig, aber auch ganz ewig; — und das bist Du.... Gundaccar! —

Ja, so lernten wir uns kennen: wir tanzten zusammen. Mir wars als tanze ich in ein neues, herrliches, wunderbares Leben hinein. Alles war mir fremd und gefiel mir unsäglich, und ich sprach mit grenzenloser Naivetät meine Bewunderung aus, so daß Gundaccar ganz erstaunt endlich fragte, ob ich denn bisher in einer Höle wie Calderons „Semiramis" gelebt hätte. Ich wußte nichts von Calderon und ließ mich auf keine Erörterungen über ihn und seine Hölenbewohnerin ein; aber ich erzählte von meinem Klosterleben zu Verona, und meinem fast eben so abgeschiedenen und viel traurigeren hier zu Inspruck, und Gundaccar erzählte mir dafür von seinem fröhlichen zu Venedig, wo er im Hause des Delegaten lebte, und ich weiß nicht auf welche Weise angestellt war — aber so, daß er eine große Carriere machen sollte. Er war der einzige Sohn seiner Eltern, und sie hätten ihn am

liebsten auf keinen andern Platz als auf einen Thron gesetzt. Er war damals neunzehn Jahr alt, und das Ideal einer Jünglingsschönheit, fern von der rohen Formlosigkeit des Knaben, fern von der allzu hart und scharf ausgeprägten Form des Mannes — aber viel zu kräftig und bestimmt um in die Weichlichkeit der weiblichen Schönheit zu verfallen. Dazu wollte er, wie das oft bei ganz jungen Leuten geschieht, gern für älter gelten als er war, und deshalb hütete er sich sehr vor Allem, was ihm einen knabenhaften Anstrich hätte geben können. Sein Benehmen war im Allgemeinen so ruhig und rücksichtsvoll, wie man es von einem wolerzogenen Menschen erwartet; zuweilen ging ihm aber die Ueberlegung gänzlich in der Gewalt des Augenblicks verloren, z. B. auf diesem Ball, wo er fast nicht von meiner Seite wich. Dreimal tanzte er mit mir; das war schon einigermaßen gegen die Balletikette, von der ich übrigens keine Ahnung hatte. Ich befolgte treu das Wort meiner Tante: wenn Du einen Tänzer findest, so tanze, nur nicht mit Achatz. Ich fand auch noch sehr viel andre Tänzer, und immer machte es sich so, daß Gundaccar, entweder selbst tanzend oder als Zuschauer sich in meiner Nähe befand. Etwas so Schönes wie einen Ball, etwas so Angenehmes und Leichtes wie einen

Walzer hatte ich nie geträumt. Vermuthlich hätte ich mit der größten Unbefangenheit auch eine Auffoderung zu einer Française angenommen, wenn mir Gundaccar nicht gesagt hätte:

„Aber Sie tanzen doch wol nicht die langweiligen Contretänze? die sind gut für alte Frauen.“

Und so pausirte ich, und plauderte mit ihm — natürlich immer italienisch. Achatz hatte ein Paarmal versucht sich mir zu nähern; aber ich war ihm entflohen. Ich wollte der Tante durchaus keinen Grund zur Unzufriedenheit geben, und war herzensfroh, daß es mir so leicht wurde Achatz zu meiden ohne mich darob zu grämen. Nach Mitternacht soupirte man; nur die Damen setzten sich, die Männer standen, und Gundaccar stellte sich hinter meinen Stuhl um mich zu bedienen, wie er sagte. Das that mir aber ganz entsetzlich leid. Er mußte stehen, während ich saß, und obenein mußte ich ihm den Rücken zukehren! Ich mogte nicht essen, und nahm nur einige Confituren und Früchte, weil er sie mir reichte. Er bat mich ihm von dem Wein einzuschenken, der vor mir stand. Ich that es gern und reichte ihm das Glas.

„Hebe!“ sagte er. Ich war ebenso unbewandert in der Götterlehre als in der spanischen Lite-

ratur, und hatte keine Ahnung von der Hebe; dennoch freute mich dieser Name.

Dann bewunderte Gundaccar meinen Vergißmeinnichtkranz und fragte mich ob er aus Paris sei. Ich hatte ihn selbst gemacht; die zierliche Arbeit des Blumenmachens wurde eifrig im Kloster geübt, und ich sagte es mit einigem Stolz.

„Also auch eine Glycera sind Sie!" rief er heiter.

Nun verlor ich die Geduld, und bat ihn nicht mit solchen fremden Worten zu mir zu sprechen. Er hätte mir schon drei Namen gegeben, die ich nicht verstände, und wer denn Semiramis, Hebe und Glycera wären. Gundaccar lachte und sagte:

„Hebe ist die Göttin der Jugend; die beiden Andern waren unbedeutende sterbliche Weiber und keines Vergleichs mit Ihnen werth."

Wie sich diese Fadaisen mir ins Gedächtniß geprägt, und welch einen süßen Klang sie haben! — So verging der Ball. Die Tante hatte sich gar nicht um mich bekümmert; nur einmal begegnete ich ihrem Blick, als ich Achatz auswich — und der war billigend. Nicht einen Moment hatte ich mich verschüchtert oder einsam gefühlt. Ich war mir so gar nicht meiner Schönheit bewußt, daß ich die feste Ueberzeugung hatte kein Mensch würde mich beachten. Wessen Beobachtung ich heftig fürchtete —

das war die der Tante; sie schien zufrieden mit mir, und so gab ich mich denn der sorglosesten Unbefangenheit hin. Dennoch glaube ich, daß mein Benehmen vollkommen innerhalb der Grenzen des Anstandes, und nicht ausgeartet in tadelnswerthe Freiheit war; denn mehre ältere Damen sprachen freundlich mit mir, und sogar Gundaccars Mutter, die stolze Gräfin Osnat, eine geborne böhmische Fürstin, blieb mit all ihren Juwelen stralend einen Augenblick vor mir stehen und sagte liebreich:

„Es ist eine Freude Sie tanzen zu sehen."

Ich hätte ihr gern die Hand geküßt; aber ich wagte es nicht, und begnügte mich mit einer demüthigen Verneigung. Selig verließ ich den Ball, selig ging ich schlafen! es war der erste Tag meines Lebens, der mir Stoff zu lieblichen Gedanken bot. Ich verschlief am nächsten Morgen nicht meine gewohnte Stunde und ging in die Messe wie immer, war auch andächtig wie immer bis ich — Gundaccar mir schräg gegenüber an einem Pfeiler sah. Ich hatte ihm die ganze Eintheilung meines Tages erzählt, der mit der Messe begann, und er — hatte es nicht vergessen. Fort war die Andacht. Ich hatte Distractionen. Die Hebe fiel mir ein, und die fröhliche Tanzmusik, und der Walzer, der

die wundersame Erlaubniß giebt im Arm eines Mannes zu ruhen. Und dazwischen dachte ich: O Jesus Maria! er betet gewiß nicht! so will ich es für ihn thun! — Allein mitten im Gebet sprach ich zu mir selbst: Was geht mich denn der fremde Mensch an, daß ich mich so seiner Seele annehme? — Ich war froh als die Messe aus, und Gundaccar verschwunden war. Am Weihkessel war ein kleines Gedränge und ich wollte warten. Da plötzlich reichte Gundaccar über ein Paar Frauenzimmer hinweg, tauchte seine Fingerspitzen in das Weihwasser, und bot sie mir. Ich hatte nicht bemerkt von wo er gekommen sei; als ich den kleinen Dienst brauchte, war er eben da. Meine Finger berührten die seinen, und mein Entsetzen war nicht gering, als ich sah, daß er, statt nur das Kreuz zu machen, seine Fingerspitzen an die Lippen legte. Ich entfernte mich eilig. Mein Herz schlug athemraubend. Diese Erregung verwandelte sich in eine minder angenehme, als mir zu Hause wiederum nach alter Weise Achatz entgegen trat und heftig sagte:

„Clelia, ich muß Dich ungestört sprechen."

Bis dahin hatte ich mich immer blöde und ängstlich wie ein Kind gegen ihn benommen. Jetzt erwachte ich gleichsam zum Bewußtsein und erwiderte gelassen:

„Jede Verbindung zwischen uns ist aus und vorbei. Sie wissen es; die Tante hat es Ihnen gesagt und ich habe es Ihnen geschrieben. Also bitte ich Sie mich wie eine Fremde zu betrachten und zu behandeln.“

„Du bist meine Braut, süße Clelia, und Du bleibst es!“ rief er dringend, und ergriff meine Hand — die rechte Hand, mit der ich so eben Gundaccars berührt hatte. Das war zu viel! das wollte ich mir nicht gefallen lassen! ich weiß nicht welche unbändige Wildheit plötzlich in mir aufloderte. Ich schlug mit der Linken seine verwegene Hand fort, stieß ihn zurück, und huschte wie der Wind die drei Treppen hinauf in mein Zimmer, wo ich mich athemlos auf das Bett warf, und meine durch Achatz entweihte Hand mit Thränenströmen abbadete. Auf einmal wurde er mir verhaßt! auf einmal sollte er nicht mehr den Saum meines Kleides berühren! auf einmal jeden Gedanken an mich fahren lassen! Die exclusive Vehemenz meines Characters, die in tiefem Schlaf lag wenn sie keinen Gegenstand hatte, erwachte wieder — und zwar noch nicht um zu lieben; sondern um zu hassen. Das mag unrecht und unsinnig gewesen sein; aber es war unwillkürlich.

Beim Frühstück war die Tante äußerst gütig für

mich, lobte mein Benehmen und meine Haltung gegen die Männer — worunter sie Achatz verstand — und sagte, ich hätte so allgemeinen Beifall gefunden, daß es ihr eine wahre Freude sei mich in die Gesellschaft zu führen. Dies war nun gar nicht ihre wirkliche Meinung! die Gesellschaft sollte ihr nur ein Mittel sein um mich zu zerstreuen und von Achatz loszureißen, den sie nicht aus Liebe, sondern aus Despotenlaune beherrschen wollte.

„Hab ich Dir nicht die Eroberung des schönen Gundaccar prophezeiht, Clelia?" rief Euphemie.

„Ist er schön?" sagte ich verlegen.

„Wenn Du es nicht findest, so bedaure ich Deine Augen, die während des ganzen Balls auf ihm geruht haben," entgegnete sie spitz.

„Laßt mir Clelia in Frieden, Kinder! sagte mein Onkel, der aus dem huldvollen Benehmen der Tante den Muth schöpfte sich meiner anzunehmen. Wenn man wie sie gar nicht an die Gesellschaft gewöhnt ist, laufen wol kleine Verstöße mitunter."

„Clelia hat nicht den geringsten gemacht," sprach die Tante kurz und trocken.

Ihre plötzliche Veränderung machte mich mißtrauisch gegen mich selbst; ich traute dem Onkel mehr als ihr, und beschloß nach besten Kräften auf meiner Hut zu sein, um gewiß keine Verstöße zu

begehen. Achatz sagte nichts, und warf mir, wenn er unbeachtet war, finstre und fragende Blicke zu, wie um den Grund meiner Verwandelung zu erforschen. Ich hätte ihm ebensowenig als mir selbst darüber eine Erklärung geben können, und hatte kein andres Räsonnement als dies: Da ich ihn nicht heirathen soll, so will und mag ich nichts mit ihm zu thun haben!

Meine Gedanken gingen andre Wege, theilten sich zwischen dem gestrigen Ball und der heutigen Messe, und beschäftigten mich dermaßen, daß ich für nichts Anderes Zeit hatte. Bald setzte ich mich an mein Klavier, bald an den Stickrahmen, bald an mein Arbeitstischchen; immer sprang ich nach fünf Minuten auf, weil mir zu Muth war, als versäume ich etwas höchst Wichtiges. Allein es geschah nichts, und ganz erschöpft ging ich schlafen. Aber selig erwachte ich, mit der sichern Erwartung eines ungeheuern Glückes! Ich täuschte mich nicht: Gundaccar war in der Kirche. Ich warf mich mit einer Inbrunst auf die Knie, welche aus dem Dank für sein Dasein entsprang, und verbarg mein Gesicht in den Händen, um die Freude nicht hervorblitzen zu lassen. Als ich mich erhob um fortzugehen, verließ Gundaccar rasch seinen Platz, und stand am Weihkessel ehe ich heran kam. Es gab heute

gar kein Gedränge; Niemand war da, als er und ich, und sehr bequem hätte ich mir das Weihwasser nehmen können; aber wieder benetzte er, geschwinder als ich, seine Fingerspitzen damit, und bot sie mir mit einem so bittenden Blick, daß ich wol erkannte, dies sei keine bloße Höflichkeit wie gestern, sondern — mehr. Ich konnte ihm unmöglich die demüthige Bitte versagen, berührte seine Finger und wandte mich schnell zum Gehen, denn ich wollte nicht sehen, wenn er sie etwa wieder an die Lippen legte.

So vergingen einige Tage. Wir sahen uns jeden Morgen, begrüßten uns nie anders als mit den Augen, sprachen keine Sylbe zusammen; aber.... ich nahm das Weihwasser auch nie anders als von seiner Hand. Diese fast unmerkliche Berührung, leicht wie ein Hauch und doch mächtig wie ein elektrischer Schlag, zugleich flüchtig und feurig wie der Blitz, erfüllte mich mit unirdischem Entzücken. Immer ging ich die Stufen des Portals wie eine Himmelsleiter hinab! immer meinte ich mit Flügeln über die Straße fortzuschweben! Oft dachte ich ob den Heiligen nicht möge so zu Muth gewesen sein, wenn sie eine himmlische Vision gehabt. Die vierundzwanzig Stunden meines Tages konzentrirten sich in den Pulsschlag der Secunde, wenn ich Gun-

daccars Fingerspitzen mit den meinen berührte: ich schöpfte Leben daraus.

Da fand wieder ein Ball statt, und diesmal empfing ich mit lebhafter Freude die Erlaubniß ihn besuchen zu dürfen. Die Cousinen besorgten sich wunderhübsche Anzüge und ich hätte für mein Leben gern auch ein rosenfarbenes Florkleid gehabt, wie sie. Aber meine kleine Kasse reichte dazu nicht aus, so sehr ich mich auch mit der Kammerfrau deswegen berieth. Endlich sagte sie:

„Ei, Comteßchen, was grämen Sie sich um ein neues Kleid! garniren Sie das weiße mit ein Paar Rosenbouquets, setzen Sie einen Rosenkranz dazu auf — Sie machen ja so wunderhübsche Blumen! — und sein Sie gewiß, daß alle Leute Sie am geputztesten und am schönsten finden werden."

Alle Leute — gingen für mich auf in — Gundaccar! Ich befolgte den Rath der Kammerfrau. Auf dem Ball begrüßten wir uns, er und ich, als uralte Bekannte und Freunde, die schon unsäglich viel mit einander erlebt und getheilt haben. Aber nun gabs doch auch eine neue Freude! wir sprachen einmal wieder zusammen! Ich hatte nicht Zeit an meinen Vorsatz zu denken keine Verstöße zu begehen; ich plauderte mit Gundaccar, und nur mit ihm; er tanzte wieder dreimal mit mir und außer=

dem gar nicht; er saß neben mir .... — o guter Gott! mit wie Wenigem kannst du deine Menschen glückselig machen! — Achatz war nicht da. Um die Laune meiner Tante zu brechen, legte er eine gewisse Gleichgültigkeit gegen mich an den Tag, die ich ehrlich für baare Münze nahm.

Gundaccar sagte mir: er habe vor zwei Tagen meiner Tante einen Besuch gemacht, aber nur ihre Töchter bei ihr gefunden. — Das machte mich wahrhaft traurig! unter einem Dach war ich mit ihm gewesen, und ich wußte es nicht!

„Und wann sind Sie denn sichtbar?" fragte er.

„O, niemals!" entgegnete ich niedergeschlagen.

„Leben Sie noch in klösterlicher Klausur?" fragte er weiter.

„Trauriger als dort: in einer Art von Verweisung — sprach ich schmerzlich; aber ich setzte schnell hinzu: denn ich bin ja auch nur eine Fremde im Hause meines Vormunds, und eine solche hat man wol nirgends in einer Familie gern! sie ist so überflüssig .... und dadurch lästig."

„Thut man Ihnen weh .... dort?" rief Gundaccar mit blitzenden Augen.

„Nein nein! o nein! rief ich tödtlich erschrocken; man hatte mich nur eben nicht sehr lieb .... anfänglich! jezt schon mehr."

„Ach, sprach er wegwerfend, das ist auch kein großes Unglück ob die Leute Sie lieb haben oder nicht."

„Ich lebe doch mit ihnen," entgegnete ich sanft.

„Sie sind so fromm, so gut und sanft, rief er plötzlich, da wundre ich mich denn doch sehr über etwas."

Ich starrte ihn erwartungsvoll an.

„Daß Sie nur in die Frühmesse gehen," sagte er.

„Im Kloster war es anders," entgegnete ich lächelnd.

„Und jezt kann es nicht anders sein?"

Ich schüttelte verneinend den Kopf und schlug die Augen fest zu Boden, um ihn nicht anzusehen.

Nach einer Pause fragte er: „Wissen Sie wol, daß mir die Tage entsetzlich lang in Inspruck werden?"

„So gehen Sie nach Venedig zurück!" rief ich munter.

„Das wollte ich nicht sagen" .... —

„Das weiß ich! drum sagte ich es!" — — —

Ach, ist es denn möglich diese kindischen Plaudereien so fest im Gedächtniß bewahrt zu haben! — Beim Abschied sagte Gundaccar:

„Verschlafen Sie nur die Frühmesse nicht; Sie haben so entsetzlich viel getanzt."

„Was hat der Tanz damit zu thun!“ rief ich sorglos.

Und allerdings verschlief ich sie nicht. — Beim Frühstück empfing mich die Tante mit den heftigsten Vorwürfen. So sehr sie mein Benehmen auf dem ersten Ball gelobt hatte, so scharf tadelte sie es auf dem letzten; und es war doch genau das Nämliche, nur freilich mit dem Unterschied, daß ich Achatz nicht hatte zurückweisen können. Sie nannte meinen Tanz bachantisch, meine Haltung kokett, meine Manieren agaçant; mein Kleid war zu tief ausgeschnitten gewesen, der Rock zu kurz — mit einem Wort: es gab nichts, was ich mir auf diesem Ball nicht hatte zu Schulden kommen lassen! — Ihr Zorn rührte daher, daß Gundaccar sich gar nicht um ihre Töchter gekümmert — während sein Besuch sie veranlaßt hatte zu glauben oder anzunehmen, daß er sich für eine von ihnen interessire.

Ich war stumm und starr vor dieser mir ganz unbegreiflichen Behandlung. Die Tante nannte mich verstockt und schickte mich auf mein Zimmer mit der Erklärung: es thue ihr leid daß die Zeit der Bälle vorüber sei, denn sie hätte mich gern bestraft, indem sie mich auf keinen einzigen künftig geführt hätte.

In meinem Zimmer brach mir das Herz in Gram

und Thränen, und ganz abgespannt fiel ich zuletzt aufs Bett und entschlief vor Müdigkeit und Erschöpfung.

Ein Geräusch weckte mich. Ich fuhr auf und traute meinen Augen nicht, als ich vor meinem Bette eine sterbende Taube liegen und Gundaccar rittlings im Fenster sitzen sah, als ob er eben habe hineinsteigen wollen. Ich fand keine Worte.

„Seit einer Viertelstunde sitze ich so," sprach Gundaccar entschuldigend.

„Aber weshalb, großer Gott! und wie kommen Sie überhaupt hieher?" rief ich, denn ich wußte zwar, daß Graf Osnats Haus neben dem unsern lag, doch nichts von einer Verbindung zwischen beiden.

„Ich war unten im Garten und schoß nach einer Taube, was in der Stadt streng verboten ist, sagte Gundaccar. Ich sah sie auf unser Dach fliegen und dort hinfallen. Das Dach ist flach; Sie haben es wol nie bemerkt. Ich lief hinauf, ich wollte gern meine Taube haben; aber sie war fort, mühsam weiter geflattert; aufs benachbarte Dach folgte ich der Spur ihrer Federn, und um dies Dachfenster biegend, sah ich die Taube .... und Sie."

„Sie werden herabstürzen!" rief ich angstvoll.

„Unmöglich! erwiderte er ruhig; diesen Weg

macht jedes Kind, denn dies Dach hat einen sehr gelinden Abhang."

„Aber man wird Sie gewahr werden!"

„Und mich vielleicht für einen Essenkehrer halten! unterbrach er mich. Uebrigens sehen Sie ja daß die Höfe hier umher und meines Vaters Garten ganz öde sind."

Das beruhigte mich. Gundaccar saß da recht bequem, und ich ließ mir von ihm die Promenade über das Dach beschreiben. Ich wohnte da oben ganz abgelegen. Mein Zimmer stieß in der Tiefe an das der Kammerfrau, so daß ihr Fenster auf die Straße und das meine in den Hof sah. Es gab eine Verbindungsthür; aber sie sowol als ich hatten dieselbe mit einem Schrank zugesetzt, weil der Zugwind im Winter heftig durch die Fugen blies. Zur Linken war mein Zimmer das letzte neben Graf Osnats Haus; zur Rechten lagen weitläuftige in Kammern und Verschläge abgetheilte Bodenräume, die Niemand bewohnte; also waren wir von meinem Hause aus ganz unbemerkt: diese Betrachtung war mir sehr flüchtig aber sehr beruhigend durch den Kopf geflogen, und meinen Gram hatte ich gänzlich vergessen wegen Gundaccars überraschender Erscheinung.

Ein schwacher Flügelschlag der Taube erinnerte

mich an die kleine Verwundete. Ich hob sie auf, wusch ihren blutigen Flügel, gab ihr Wasser zu trinken, und behielt sie zärtlich in meinen Händen.

„Ich werde das Täubchen pflegen und heilen, und Sie bekommen es nie wieder, sagte ich zu Gundaccar, der mir von seinem Platz aus aufmerksam zusah. Und schießen Sie doch künftig Bären todt, aber keine Tauben.“

Er sagte mit fröhlichem Gelächter: „Wenn nur die Bären so zahlreich in der Luft herumflögen wie die Tauben.“

Das nahm ich übel, und erröthend sagte ich: „O in Deutschland fehlt's nicht an Bären! und wenn Sie so laut lachen und vollends mich auslachen, so spazieren Sie nur wieder über die Dächer heim.“

Statt den Rath zu befolgen stieg er behend ins Zimmer hinein und sagte: „Zürnen Sie — so geh ich nicht.“

Jetzt mußte ich lachen, aber ich drang in ihn zu gehen.

„Wen erwarten Sie denn?“ fragte er mißtrauisch.

„Niemand,“ erwiderte ich unbefangen.

„Aber wer pflegt denn zu Ihnen zu kommen?“

„O Niemand! Niemand!“ rief ich sorglos.

„Nun, so dulden Sie mich doch noch ein Paar

armselige Augenblicke hier, damit ich mich wenigstens in Ihrem Zimmer orientiren kann."

Das war nun ganz außerordentlich leicht! mit blauem Papier war es ausgeklebt, mit Strohstühlen und einigen Tischen möblirt, mit einem großen Schrank und einem kleinen Klavier, und Bett- und Fenstervorhänge von dunkelrothem Baumwollenstoff mit gelbem Käntchen gaben ihm einen recht gemeinen Anstrich. Ein Tischchen hatte ich in einen kleinen Altar verwandelt, mit einer weißen gestickten Decke behängt; zwei schlichte Vasen mit Blumen standen — ein schöner Rosenkranz von rothen und weißen Korallen und meine Gebetbücher lagen darauf; darüber hing ein Kruzifix von Ebenholz und Silber, und eine Lithographie der Madonna Sistina; davor stand ein Betschemel. Dieser kleine heilig geschmückte Altar stand da, wie die himmlische Poesie in der kahlen Wirklichkeit.

„Nicht wahr, es ist nicht sehr hübsch hier drinnen?" sagte ich um seinen muthmaßlichen Gedanken Worte zu geben, als Gundaccar sich rundum sah.

„O! wie glücklich bin ich!" rief er plötzlich statt der Antwort, und setzte sich neben meinen Arbeitstisch, auf dem mein vollständiger Apparat für das Blumenmachen lag. Er betrachtete einzeln jedes kleine Werkzeug und ich betrachtete ihn. „Nun ar-

beiten Sie doch ein wenig, bat er, damit ich sehe, wie Ihnen die Blumen aus den Händen herausblühen."

„Ich kann nicht! ich muß mein krankes Täubchen pflegen," erwiderte ich und legte meine Wange an ihr weiches Gefieder.

„Ich will es derweil pflegen!" rief er, nahm mir geschwind meine Taube fort, und küßte sie.

Aber ich schrie laut auf: „Sie werden sie erdrücken! .... ich will die Taube haben, ... und ich will daß Sie jezt gehen sollen."

Er stand auf, gab mir die Taube zurück, küßte meine Hände, schwang sich über die Fensterbrüstung hinaus, und verschwand indem er sagte:

„Addio, Clelia! Clelia carissima, addio!"

Kaum war er fort, so that es mir fürchterlich leid. Den einzigen Menschen, der mir Theilnahme bewies, hatte ich fortgeschickt, so um nichts, aus Troz! Das war mein Dank dafür, daß ich in seiner wolthätigen Nähe all meine Leiden vergaß. Die Taube war mir ein großer Trost, und ich liebte sie, weil sie Gundaccar zu mir geleitet hatte, als ein ächter Vogel der Liebe. Sie genas auch wirklich, blieb aber gelähmt und daher meine treue Gesellschafterin.

Meine Tage vergingen trübselig genug, ohne

andre Freude als die, Gundaccar allmorgentlich zu sehen, und zuweilen ein Paar Worte mit ihm zu wechseln, während ich das Weihwasser von seinen Fingerspitzen nahm. Einmal sah er so blaß und niedergeschlagen aus, daß ich von der ganzen Messe nichts hörte noch sah, und als er beim Herausgehen mir zuflüsterte:

„Ich muß Sie sprechen! sind Sie jezt allein in Ihrem Zimmer?“ — da nickte ich bejahend. Kaum war ich da, so erschien Gundaccar von außen am Fenster, sprang hinein, blieb ernst und blaß vor mir stehen und sprach:

„Clelia! Ihre Tante hat gestern meiner Mutter erzählt, Sie wären verlobt mit dem Baron Achatz Thannau“.... —

„Lüge! nichtswürdige Lüge! rief ich ganz außer mir. Glauben Sie es nicht! ich will und werde nie den verhaßten Achatz heirathen! So ist es.“

Und von Allem was zwischen mir und Achatz vorgefallen war, machte ich ihm eine von den Erzählungen, die das unwiderlegbare Gepräge der Wahrheit tragen. Nichts verschwieg ich ihm! nicht die Empfindung die ich früher für Achatz gehabt; nicht den Wechsel dem sie unterlegen war, nicht den Kuß, gar nichts.

„Ja! so ist es!“ rief Gundaccar, als ich endlich athemlos vor innerer Bewegung schwieg.

„Ah, Du glaubst mir!“ jubelte ich, und hob meine gefalteten Hände dankbar zum Himmel auf.

Selig fielen wir uns einander in die Arme.

„Mein mußt Du sein! nicht wahr, Clelia? und mein willst Du sein?“ sprach Gundaccar fest.

„Dein will ich sein, antwortete ich mit unüberwindlicher Entschiedenheit. Es ist mir ganz gleichgültig wie sie mich hier im Hause behandeln werden .... o ganz! — aber ich will Dein sein — denn sieh, Gundaccar! es ist gar nicht zu sagen und zu denken wie ich Dich liebe!“

Und allen Gesetzen des Anstandes und allen Regeln der Etikette einer Liebeserklärung zuwider — sank ich zu seinen Füßen hin, niedergeworfen von demselben gebieterischen Gefühl, das mich als Kind zu den Füßen der geliebten Mutter, und später zu den Altarstufen der geliebten Heiligen hinzog. Wäre Gundaccar fünfzehn Jahr älter gewesen als er war: so würde dieser Ausbruch einer überwältigenden Leidenschaft ihm — ganz außerordentlich schmeichelhaft gewesen sein. Ja! hat heutzutag ein Mann fünfzehn Jahre in der Welt gelebt, so mag ein Engel ihm ein Herz voll Liebe bieten — es rührt ihn nicht! es schmeichelt ihm kaum. Ausnahmsweise

verspürt Einer so etwas wie Triumph; und es kommt schon häufiger vor, daß Mancher denkt, es sei ganz so in der Ordnung und die Anbetung gebühre ihm. Sagt man mir, unter Millionen gebe es Einen dessen Herz gerührt wird, so spreche ich: „Gott segne ihn und schenke ihm eine glückliche Liebe!“ — aber ich glaube nicht an ihn.

Gundaccar war tief gerührt. Er war zu jung um vertraut zu sein mit kläglichen Triumphen, um es in der Ordnung zu finden befehlen zu dürfen über die Herzen. Wir verlobten uns ohne andre Zustimmung als die unsrer Herzen. Ich fragte wol bänglich:

„Und Deine Eltern, Gundaccar?“

„Werden einwilligen!“ sprach er bestimmt. Dann verließ er mich, denn meine Frühstückstunde war nah und wir durften nicht überrascht werden. Nach dem Frühstück hieß die Tante mich bleiben. Ich war auf neue Vorwürfe gefaßt und höchst erstaunt, als sie mit aller Freundlichkeit, die ihr zu Gebot stand, meine Hand nahm, mich neben sich auf das Kanapee zog und liebreich sagte:

„Clelia, mein sanftes, gehorsames Kind! es wäre eine Sünde Deinen Wünschen entgegen zu sein und Dich für Dein ganzes Leben unglücklich zu machen. Du hast wie eine gute Tochter meine Weisungen

befolgt; aber ich habe wol bemerkt wie schwer der Gehorsam Dir wurde, wie heftig Du Dich in Zerstreuungen warfst um Deinen Gram zu betäuben, wie sehr Du Dich zum Nachtheil Deiner Schönheit in diesen wenigen Wochen verändert hast. Ich bin nicht hart genug um das gleichgültig anzusehen; Dein Leid hat meine vielleicht allzu schroffe Ansicht der Verhältnisse überwunden, und Du hast dadurch gezeigt, daß Du älter bist als Deine siebzehn Jahre, und daß Du wirklich im Stande bist mit Ernst etwas Bestimmtes zu wollen. So sollst Du es denn auch erreichen, meine theure Clelia! Du sollst Achatz heirathen."

Wie von einer Schlange gestochen, sprang ich auf; aber sie hielt mich fest und sagte lächelnd:

„Armes Kind! so wenig traust Du dem ersehnten Glück, daß die nahe Erfüllung Dich schreckt."

„Nein! o nein!" stammelte ich.

Doch die Tante blieb bei ihrem Lächelsystem:

„Beruhige Dich, Clelia! fasse Dich! wenn ich Ja sage, so darfst Du Dich darauf verlassen — es geschieht! und jezt wünsche ich es, mein Kind."

„Aber ich nicht mehr!" brach ich aus.

„Mein Kind, sprach sie mit einer fürchterlichen Ruhe, in einer so wichtigen Angelegenheit will man nicht heute dies und morgen das, sondern immer

Dasselbe; und es ist die Pflicht der Eltern oder der elterlichen Freunde, den schwankenden Herzen, die schnell ergriffen und leicht abgeschreckt sind, einen wolthätigen Zügel anzulegen. Man muß die Jugend zu ihrem Glück führen. Das habe ich mit Deinem Vormund erwogen — und Du wirst Achatz heirathen."

„Nein! rief ich, ich will nicht, denn ich liebe ihn nicht! ich hab es ihm gesagt und geschrieben .... und darum kann ich ihn nicht heirathen."

„Mein armes Kind, sprach die Tante mit spöttischem Mitleid, Du faselst! Alle Gründe, welche Du vorbringen könntest, sind unstatthaft. Besinne Dich, daß Dein Vormund in der ersten vertraulichen Unterredung die er hier mit Dir hatte, Dir gesagt hat: wir würden eine passende Partie für Dich suchen, und daß Du Dich damit einverstanden erklärtest. Nun hast Du ziemlich leichtsinnig auf Deine eigene Hand gesucht. Wir haben nicht sogleich beigestimmt, sondern geprüft, überlegt; aber endlich billigen wir Deine Wahl. Da ist also von Deiner Seite ein Rückschritt unmöglich, und Achatz würde ihn sich nicht gefallen lassen."

„Er wird müssen!" rief ich in Todesangst.

„Mein gutes Kind, hier muß Niemand als Du,"

sprach die Tante mit einem sanften Ton, der mich zittern machte.

„O! rief ich und fiel geknickt auf meine Knie, sein Sie doch barmherzig gegen mich, und zwingen Sie mich nicht — Ihnen ungehorsam zu sein!.... denn ich wiederhole Ihnen, ich heirathe Achatz nicht.“

„Das wird sich finden!“ sprach sie gelassen und schickte mich auf mein Zimmer.

Mein erster Gedanke war zu Gundaccar zu fliehen! er liebte mich — er würde mich schützen und retten; aber seine Eltern? großer Gott, waren sie unsern Wünschen hold? — Wenn ich ihn nur sehen könnte, nur sehen! nur sehen! rief ich und lag vor meinem Altar ohne zu beten, ohne an Gott oder die heilige Jungfrau zu denken, die ganze Seele voll von ihm, und ihm zugewendet. Dann sprang ich wieder auf und ging durch das Zimmer, meinen Kopf in beiden Händen haltend. Er drohte zu zerspringen und die Brust auch.

Ich trat ans ofne Fenster und sah auf dem gegenüber liegenden Dach Tauben sitzen. Ach, sprach ich halblaut, käme er doch in den Garten um nach ihnen zu schießen! — Und siehe! er kam wirklich, aber ohne Gewehr, und wie es schien nur in der Absicht mich gewahr zu werden, denn er spähte umher. Ich warf mich halb aus dem Fenster um

ihm zu winken, und augenblicklich verschwand er unten, um gleich darauf bei mir zu erscheinen.

„Was fehlt Dir?“ riefen wir Beide aus Einem Munde; so erschreckt war Jeder über das verstörte Aussehen des Andern, und niedergeschlagen theilten wir uns traurige Nachrichten mit. Graf Osnat hatte seinem Sohn geantwortet es sei lächerlich bei neunzehn Jahren sich zu verheirathen, und ein Brautstand von mehren Jahren sei ihm ein Greuel, weil Gundaccar während der ganzen Zeit dann an nichts als an die Braut denken würde.

„Aber deshalb werde ich nicht von Dir lassen, setzte Gundaccar hinzu, wenn Du nur treu und standhaft bleibst, meine Clelia, und Dir nicht den Achatz aufdringen läßt.“

Dieses „wenn“, dieser Zweifel an mir machte mich trostlos. Ach, Gundaccar hatte doch ganz Recht! die flammenden Herzen sind nicht immer die festen; mit der stürmischen Leidenschaft geht die Standhaftigkeit selten Hand in Hand; und die Treue — wenigstens das Ideal der Treue, das Jedem vorschwebt, der von Treue spricht: die Unwandelbarkeit, durch kein Zwischenspiel gestörte Unwandelbarkeit des Herzens in einer Richtung — ist ein Mirakel. Und sogar wenn das Herz sie bewahrt, kommen dennoch Umstände und Verhältnisse,

Einwirkungen und Augenblicke, wo man treulos handelt! das ist denn freilich der Gipfel aller Schmach!.... und ich habe sie begangen! — —

„Warum zweifle denn ich nicht an Dir?" rief ich mit bitterm Schmerz.

„Weil Du weißt, daß man von Dir nicht lassen kann!" rief Gundaccar und umschlang mich heftig.

O mein armer Gundaccar, Du hast wol von mir lassen können! — Es ist aber gräßlich so in die Vergangenheit hinein zu wühlen, und darin nichts zu finden, als etwas das spätere Tage in Lüge verwandelt haben. Und gräßlich ist das Leben, weil es über die armen Seelen eine so diabolische Gewalt hat, daß es sie dazu bringt das Gegentheil von Allem zu thun, was sie so aufrichtig und innig wollten.

Gundaccar blieb ein Paar Stunden bei mir und wir machten Projecte wie wir uns die Zukunft gestalten wollten. Vor der Hand wollte er noch einen Sturm auf das Herz der Mutter wagen, wozu ich ihm dringend rieth. Dazwischen sprachen wir auch wieder von unbegreiflich kindischen Dingen, oder sprachen auch gar nicht — was denn freilich begreiflicher ist! So erinnere ich mich herzlich gelacht zu haben, als Gundaccar sagte, während ich mit unsrer gelähmten Taube tändelte:

„Dereinst errichte ich ihr einen Tempel! sie war die Vermittlerin zwischen uns, sie hat mir den Weg gleichsam durch die Lüfte zu Dir gezeigt. Dafür wollen wir sie göttlich verehren, als diva Colomba — nicht wahr?"

Es ist wol ein trauriger Vergleich der mir einfällt! Liebende sind wie Seiltänzer: von drohender Gefahr und von Abgründen umgeben, wandeln sie auf bänglichem Pfade mit der größten Leichtigkeit und mit dem sichersten Schritt, uneingedenk der Möglichkeit des Sturzes. So lange Gundaccar bei mir war hatte ich nichts als Hofnung. Aber er konnte nicht immer bei mir bleiben; ich selbst drängte ihn fort! ich durfte die in der Familie hergebrachten Versammlungsstunden nicht versäumen ohne beobachtet zu werden; er selbst eben so wenig. Und es war ein rechtes Glück, daß ich auf die Trennung bestand! Kaum hatte ich mich ans Klavier gesetzt und mich gezwungen etwa zehn Minuten zu singen, nur um meine innere Bewegung durch eine äußere Thätigkeit zu zerbrechen, als etwas an meine Thür pochte, und auf mein argloses: Herein! Achatz erschien. Ich blieb ganz starr vor Entsetzen über den Gedanken: wenn er eine Viertelstunde früher gekommen wäre! am Klavier sitzen, und Achatz nahm schnell das Wort:

„Erschrecken Sie nicht, holde Clelia! Ihre Tante weiß daß ich hier bin, und erlaubt es.“

„Eben darum erschreck' ich!“ sagte ich tonlos.

Mir vergingen Gedanken, Besinnung, Bewußtsein; ich verstand nicht was Achatz mir erzählte von seiner Liebe, seinen Hofnungen und Wünschen, seinem Bestreben mir zu gefallen, seinem Bedauern mich früher wegen meiner großen Jugend zu sehr als Kind behandelt zu haben. Das schwirrte mir Alles durch den Kopf wie Ohrenbrausen, und ich empfand den heftigsten Zorn gegen mich selbst, daß ich durch meine Albernheit ihn früher — und gegen die Tante, daß sie ihn jezt zu dieser Sprache autorisirt hatte. Ich verfiel in eine halb nervose, halb kindische Heftigkeit, weinte, sagte ihm harte Dinge, bat ihn dann um Gotteswillen mich nicht zu lieben, mich in Güte aufzugeben, weil ich ihn doch nie lieben könne. Er entgegnete gelassen, ich täuschte mich, ich sei ihm vor wenigen Wochen nicht abhold gewesen, ich sei nur momentan erkältet durch die Verdrießlichkeiten, die ich gehabt, und er würde fortfahren mit treuer Liebe um mich zu werben. Da sagte ich ihm denn endlich auch gelassen:

„Ihre Werbung wird nie Gehör finden: ich liebe einen Andern. Merken Sie sich das und sagen Sie es auch der Tante.“

„Das ist eine ganz träumerische Liebe, meine arme Clelia, sprach er unbegreiflich ruhig. Sie sehen Niemand, Sie kennen Niemand — wen sollten Sie in der Wirklichkeit lieben? ich fühle mich stark und warm genug um mit einem Schatten zu rivalisiren.“

Er ging. Mir war zu Muth als habe er mich in Fesseln geschmiedet mit seiner lästigen unseligen Liebe. Ich verriegelte und verschloß die Thür hinter ihm; vor ähnlichen Ueberraschungen wollte ich mich sichern. Aber großer Gott! man konnte ja an der Thür horchen! Doch was that es mir, wenn man auch Gundaccar bei mir fand? Mir — nichts! aber ihm? seine Eltern würden ihm zürnen. Ach! so durfte er denn nicht mehr zu mir kommen? So zerquälte ich mich. Mein Musiklehrer kam; ich sollte singen und es war mir unmöglich. Ich fand keinen Athem in der Brust und nur einen heisern, erstickten Ton in der Kehle. Mir fiel die Warnung ein, die er mir vor drei Monaten gegeben: Affecte schaden der Stimme. Er sah mich forschend an, und ich nickte ihm wehmüthig zu, als wollte ich ihm sagen: Du hattest wol Recht, alter Mann!

„Comteß sind heute nicht bei Stimme, sprach er mild, wir wollen lieber etwas spielen.“

Ich ergriff seine Hand und küßte sie, und zwei

heiße Thränen fielen darauf — so ergriffen war ich durch das geringste Zeichen von Güte und Nachsicht. Ich denke es mögen nie andre Frauenlippen diese große knöcherne Hand berührt haben, und es freut mich noch jezt, daß ich ihr diese Ehre angethan — obgleich er gelassen sein Taschentuch von dunkelblau und weiß gewürfeltem Baumwollenstoff hervorzog und damit sauber die zwei Thränen abwischte, die mir mehr aus dem Herzen, als aus den Augen gequollen waren.

Am andern Morgen erwartete Gundaccar mich schon bei meinem Eintritt in die Kirche, und ich sagte ihm:

„Ich glaube wir sind in meinem Zimmer nicht mehr sicher vor Ueberraschung und Behorchung. Wo? wie können wir uns ungestört sehen? denk Dir etwas aus.“

Damit ging ich an meinen Platz und er an den seinen, und wir hatten wenigstens die schmerzlich süße Freude uns aus der Ferne zu sehen. Ach, wie sah er schön aus, wenn er so an dem Pfeiler lehnte, und sein dunkler Kopf sich scharf abhob von dem weißen Hintergrund! Wie zwei lange Sonnenstralen blickten seine Augen zu mir hinüber, und unbeweglich ohne sich um die Messe zu kümmern stand er eine halbe Stunde auf demselben Fleck.

Wenn ich jezt meine Augen schließe, so daß Finsterniß mir die ganze Welt zudeckt: so sehe ich unwandelbar diese geliebte Gestalt mit dem nämlichen Ausdruck und in der nämlichen Stellung, wie aus einem Zauberspiegel in mir auftauchen, augenblicklich, blitzschnell. Und so ist das auch ganz richtig: die Welt war mir und ist mir dunkel und unschön, aber stralend von Licht und Schönheit der alleinzige Punkt — wo er steht.

Am Weihkessel flüsterte Gundaccar hastig: „Um eilf Uhr an Deinem Fenster — heut Abend."

Und plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, stand Achatz neben uns, und sprach verbindlich:

„Darf ich der Comtesse meinen Arm bieten?"

Ich bemerkte nichts als die tödtliche Bläffe und den tödtlicheren Grimm, die Gundaccars Antlitz bedeckten. Ich warf ihm mit dem Finger einen Kuß zu, und neigte bejahend den Kopf; dann verließ ich schnell die Kirche ohne Achatz eines Blickes zu würdigen. Draußen rief er:

„Clelia! welch ein Scandal! Rendez-vous in der Messe!.... Sie!"

„Mein Herr, brach ich aus, wer giebt Ihnen das Recht meinen Schritten nachzuspüren und mich deshalb zur Rechenschaft zu ziehen? Ich bin keines

Menschen Sclavin und kann thun und lassen, was mir beliebt."

„Allerdings sind nicht Sie meine Sclavin, sondern ich bin Ihr Sclav, sprach Achatz sanft; aber da Sie meine Braut sind, so steht mir wol jenes Recht zu."

„Sie sind wahnsinnig!" entgegnete ich kurz, und eilte mich in meinem Zimmer einzuschließen.

Später rief man mich zu meinem Vormund, bei dem ich die Tante und Achatz fand. Der Onkel war im fürchterlichsten Zorn, nannte mich Heuchlerin und eine Schmach für seine Familie und sein Haus.

„Onkel! guter Onkel! schrie ich, ich habe ja nichts Böses gethan!"

„Was! rief er, mit einem so ehrlichen Gesicht, daß der liebe Herrgott selbst Dir getraut hätte, kommst Du zu mir, erzählst mir von Deiner Liebe zu meinem Bruder, stellst Dich und ihn in meinen Schutz, und knüpfst zu derselben Zeit einen Liebeshandel mit einem jungen Burschen an, den Du auf zwei Bällen gesehen hast, und der nicht daran denkt sich ernsthaft mit Dir zu verbinden, weil seine verständigen Eltern es ihm nicht erlauben, und weil er von ihnen abhängig ist: das thust Du und das findest Du ganz in der Ordnung? Ueber eine

so höllische Intriguensucht soll Dein Vormund nicht aus der Haut fahren? Was denkst Du Dir denn unter Böses thun? den Leuten die Kehle abschneiden? rauben? morden? Für den Einen ist Dies böse, für den Andern Jenes; für ein Mädel das Allerböseste, wenn es ehrvergessen genug ist zwei Männer zugleich zu hintergehen."

Ich war auf die Knie gesunken und eiskalt vor Entsetzen. Achatz rief vorwurfsvoll:

„Bruder! Bruder! was machst Du!" und wollte mich aufheben; aber ich stieß ihn mit Abscheu fort, und der Onkel hörte nicht auf ihn.

„Darfst Du so mit den Männern umspringen, weil sie sich in Dein reizendes Lärvchen vergafft haben? Der da hat nun einmal einen Narren an Dir gefressen, so daß er nicht von Dir lassen will! ich in seiner Stelle ließe Dich laufen wohin Du willst, zu wem Du willst. Er ist aber nicht der Meinung und meine Frau auch nicht. Die Heirath soll Alles wieder ins rechte Gleis bringen; meinetwegen mag er es versuchen! Aber ich will keinen Scandal in meinem Hause, und bis zum Hochzeitsabend stelle ich eine Schildwache vor Deine Thür — nachher mag er sich selbst dahin stellen."

Meine Tante hörte das Alles mit an. Sie hatte das Feuer ja geschürt! sie wollte das unglückselige

Geschöpf zerknickt und zerbrochen ihrem ehemaligen Liebhaber in die Arme werfen, weil sie mir den schönen und edlen Jüngling nicht gönnte. Achatz sagte empört:

„Bruder, ich will diese Sprache nicht hören!“

Da sprach ich eiskalt: „Warum nicht, mein Herr, da Sie sie doch veranlaßt haben?“

„Verstockte!“ rief die Tante, und der Onkel schoß wüthend auf mich zu; aber Achatz fiel ihm in die Arme und rief:

„Laßt sie gehen! bewacht sie!... aber keine Mißhandlung — das sag' ich Euch! ich liebe sie.“

„Rasender Thor!“ sprach der Onkel verächtlich.

„Rasend und thöricht lieb' ich sie, wiederholte Achatz bestimmt, obgleich ihm die Tante einen stechenden Blick zuwarf; — ja, das mag sein! Giebts eine andre, als eine rasende und thörichte Liebe? ich bin nun einmal mit einer solchen an sie gefesselt.“

Ich hörte nichts mehr! die Vorwürfe hatten mich trostlos, die Schmähungen kalt gemacht. Bei dem Ausdruck dieser wahnsinnigen Liebe, die mir ein Greuel war, vergingen mir die Sinne, und als ich wieder zu mir selbst kam, fand ich mich auf meinem Bett wieder, und die gute Kammerfrau rieb mir die Schläfe mit starken Essenzen ein. Ihr

standen die Thränen in den Augen, und sie war verlegen und niedergeschlagen. Endlich brachte ich heraus, daß man sie als Spion oder wenn man will Duenna neben mir haben wollte. Sie sollte Niemand zu mir lassen. Man mußte an ihrer Thür vorüber um zu der meinen zu gelangen, folglich konnte sie Jeden bewachen, der bei mir aus- und einging — nämlich auf dem gewöhnlichen Wege. Ich beruhigte sie indem ich ihr sagte, sie möge immerhin dies Amt übernehmen; sie würde Niemand zurückzuweisen haben als höchstens Baron Achatz.

„Und das, Comteßchen, soll mit tausend Freuden geschehen!" rief die gute Seele.

Um eilf Uhr Abends war Gundaccar am Fenster. Es war eine wunderschöne Frühlingsnacht, der Mond rollte sich langsam durch das silberne Gewölk, das flockig wie Schaum an dem lichtblauen Himmel hing. Das bemerkte ich bevor er kam, denn hernach durfte es Tag oder Nacht, Frühling oder Winter sein, wir beachteten es nicht, wir waren Beide allzu traurig. Gundaccar machte mir schneidende Vorwürfe über mein Benehmen gegen Achatz, und daß ich nicht verstände, was doch jedes kleine Mädchen verstehe — ihm begreiflich zu machen, daß er mir unerträglich sei. Meine Tante

war heute bei Gräfin Osnat gewesen, hatte gesagt ich sei mit Achatz verlobt, aber Gundaccar mache mir den Hof, ich sei leichtsinnig und eitel, ich nähme das an; das störe jedoch meine ganze Zukunft, denn ich sei ein blutarmes Mädchen; — und Gräfin Osnat möge auf schleunige Entfernung Gundaccars, zu seinem eigenen und meinem Heil, dringen. Als Gundaccar zu seiner Mutter kam, um sie für uns und gegen seinen Vater zu gewinnen, fand er sie bereits sehr erzürnt, und heftig gegen mich eingenommen. Sie nannte mich intrigant und ränkesüchtig, und beschwor ihn jeden Gedanken an mich aufzugeben.

„Aber ich kann es nicht und thue es nicht! rief er, denn wenn ich bei Dir bin, Dich höre, Dein liebes Gesichtchen sehe, Deine herzigen Augen: so weiß ich daß ich Recht habe Dich zu lieben, und daß meine Eltern sich irren, weil sie über Dich falsch berichtet sind.“

„Und wenn Du nicht bei mir bist und mich nicht siehst und hörst — was meinst Du dann, Gundaccar?“ fragte ich traurig.

„Daß ich immer bei Dir sein mögte, Engel!“ rief er.

Nun erzählte ich ihm meine Leiden: des Onkels Zorn, der Tante Grausamkeit, Achatzens zudring-

liche Liebe. „Wie soll ich mich retten und befreien, rief ich trostlos, wenn Niemand von ihnen Dreien auf meine klar ausgesprochene Gesinnung Rücksicht nimmt, sondern nur die eigene durchzuführen sucht?"

„Komm mit mir!" rief Gundaccar plötzlich.

„O wie gern! jubelte ich. Ja, mit Dir — gleichviel wohin! .... aber mit Dir! denn sie werden mich umbringen mit ihrer Barbarei! Bei Dir bin ich sicher."

„Wirklich? sagte Gundaccar entzückt, Du willst mit mir entfliehen, Du liebst mich? .... nicht Achatz?"

Ich kanns nicht beschreiben, wie dieser ewig wiederkehrende Zweifel mich peinigte; und doch war er ganz natürlich. Hatte ich nicht vor kurzer Zeit Achatzens Bewerbungen dermaßen Gehör geliehen, daß ich mich wie seine Braut betrachtete? hatte ich es nicht selbst an Gundaccar erzählt? und konnte ich für ihn nicht eben so wankelmüthig sein, wie für Achatz? war ich nicht gewonnen durch ein Paar freundliche Blicke und herzliche Worte? und vertraut man den Frauen, die so schnell zu gewinnen sind? So denke ich mich jezt in Gundaccar hinein. Damals begriff ich so wenig die Möglichkeit eines Vergleichs zwischen den beiden Männern —

der Eine stand so ganz in meiner Welt, und der Andre außerhalb derselben, daß ich nicht begreifen konnte, wie Gundaccar immer auf Achatz zurückkam, und mit einem gewissen eifersüchtigen Vorwurf, der mir das Herz zerschnitt.

„O ich bin unglückselig! sagte ich ganz muthlos. Der Verhaßte klammert sich mit seinem Glauben an den Schatten meiner Liebe, und der Geliebte steht in ihrem Licht und glaubt nicht an sie! Soll ich eine Feuerprobe bestehen, Gundaccar? Soll ich mich Dir feierlich verloben, hier, am Altar der Madonna?"

„Ja! verloben, vermälen, Clelia! nicht um Dich zu binden, aber um mich zu beruhigen."

Er zog einen Ring vom Finger, einen wunderlich verschlungenen und verknoteten Reif, und steckte ihn mir an. Ich hatte keinen andern, als den Trauring meiner Mutter; den suchte ich hervor und er schob ihn an seinen kleinen Finger, während ich seinen Ring nicht öffentlich zu tragen wagte, sondern ihn an einem Schnürchen im Busen verbarg. Dieser Ringtausch beglückte uns sehr! es war wol noch gar viel Kindisches in uns; — oder verwandelt das erste süße Glück der Liebe jedes Menschenherz in ein Kinderherz, das am Geringsten ein seliges Genügen, und doch dabei einen so wunderbar unmäßigen Durst nach Allem hat, was es nicht besitzt! — —

Meine Tage waren gräßlich; ich sollte Achatz heirathen, und ich weigerte mich mit einer Bestimmtheit, die sie Verstocktheit nannten. Sie drohten mir mit Haft, mit Hunger; ich dachte an Gundaccar und fürchtete die Drohung nicht. Achatz stimmte nie für die Härte des Bruders und der Schwägerin, wollte mich immer durch Liebe gewinnen und das reizte mich weit mehr zum Zorn.

Aber die Nächte waren selig, durchfunkelt und durchflammt von Entzücken, wie der Himmel von Sternen! ein Auf- und Abwogen, ein Verschmelzen von Trostlosigkeit in Wonne, von Jubel in Verzweiflung, von namenloser Traurigkeit in endlose Seligkeit, von unbegreiflichen Extasen in mysteriöse Desolationen! — Das Alles? Ja, das Alles. Und doch selig? — Doch! — Wie hätte ich es nicht sein sollen? endlich begegnete ich einer Erwiderung meiner Liebe! endlich wurde sie so voll, so ganz, so schrankenlos angenommen, wie sie mir aus der Seele flammte! endlich fand ich ein Wesen bei dem der trübe Gedanke schwand: Niemand liebt dich, arme Clelia! und Niemand, weder im Himmel noch auf Erden, will deine Liebe! — Zuweilen warf ich mich vor meinem Betpult nieder, und rief: O Du, heilige Jungfrau, Schmerz- und Gnadenreiche! und Ihr, all Ihr Heiligen und Seligen und Engel, himm-

lische Schaar, Glorie um den Thron des höchsten Gottes! warum habt Ihr mein Herz verschmäht? Euch war es zugewendet, nach Euch schmachtete es, zu Euch strebte es, für Euch glühte es; — und Ihr habt sein Verlangen nicht gestillt, Euch nicht zu ihm geneigt, und es armselig und verschmachtend in seiner dornenvollen Einsamkeit gelassen. Da kam ein Anderer! — ich betete nicht zu ihm wie zu Euch — und doch hat er mich gehört, verstanden, erhört! aber Ihr dürft mir nicht zürnen, wenn mein Herz jezt ihm, und nur ihm gehört.... und Gott — kann mir nicht zürnen.

Es lag eine Thorheit, ein Uebermaß, eine Leidenschaft, eine Glut in dieser Liebe, die ihr ein trauriges Schicksal verhieß. Ich hätte im glücklichsten Fall immer eine Steigerung begehrt und die war unmöglich! Aber jezt hatte ich nicht Zeit es zu bemerken, denn uns Beiden war zu Sinn, als müsse es so in alle Ewigkeit fortgehen. Ich weiß nicht ob Gundaccar mich so heftig, so ausschließlich, so besinnungslos, so abgöttisch liebte wie ich ihn. Ich glaube es nicht, denn ich glaube nicht daß dem Mann die Fähigkeit verliehen ist sich so ganz in der Liebe aufgehen zu lassen, das Ich aufzugeben, wie der Frau. Ich glaube auch nicht, daß vielen Frauen diese unselige Fähigkeit ward; aber

möglich ist sie bei ihnen — und beim Manne nicht. Darum ist es eine wundervolle Weisheit zwischen den vielen unweisen Gesetzen, welche in unsrer gesitteten Welt herrschen, daß das Weib kühl und mäßig und nie über einen bestimmten Punkt hinaus zu lieben habe. Dadurch wird das Gleichgewicht zwischen beiden Geschlechtern erhalten. Der Mann darf immerhin lieben so sehr und so heftig er wolle — er wird dadurch nicht seiner Bestimmung entrückt. Höchstens macht er einen dummen Streich; elend macht er sich nie!

Ach, wie es auch sei daß Gundaccar mich geliebt habe — er machte mich glücklich, und mehr begehrte ich nicht. Ich empfing ihn nie anders als auf den Knien; ich entließ ihn nie anders als in Thränen. Der einsame Tag war mir wie die dunkle Gruft des Todes in die ich hülflos versank, und aus der ich allabendlich um eilf Uhr zum Leben und zum Bewußtsein hervorging. Jeden Morgen, wenn die Stralen der Sonne über die Berge in mein Fenster glitten, und die Dämmerung noch in dem Thale lag, sagte ich:

„Gundaccar! Gott ist nicht barmherzig, denn er thut kein Wunder für uns: es wird immer und immer wieder Tag.“

Ja, ich, das demüthigste Geschöpf unter der

Sonne, ich war ganz erstaunt, daß das Universum sich nicht um mein Herz drehe, daß Gott nicht die Ordnung der Natur verrücke. Aber vor Gundaccar lag ich auf den Knien. Von Gundaccar glaubte ich Mirakel. Hätte er mir gesagt: „Komm mit mir hinauf in den Orion! steig' mit mir hinab in die Hölle!“ ich hätte mich unbedenklich in seine Arme geworfen und um nichts gesorgt. Er hatte ein Paar Mal heftige Szenen mit seinem Vater, der ihn nach Venedig zurücksenden wollte. Gundaccar erwiderte: wenn der Vater ihn aus dem Hause verstoße, so würde er gehen — aber nicht aus Insbruck; denn sein Urlaub sei noch nicht zu Ende. Gräfin Osnat mußte sich begütigend zwischen Vater und Sohn ins Mittel legen. Und sie that es. Aber von mir durfte Gundaccar keine Sylbe reden.

„Die Braut eines Andern! o schäme Dich!“ sprach sie abwehrend.

Dann kam Gundaccar zu mir, aufgeregt, abgemartert.

„Dies Leben ist nicht zu ertragen! rief er. Ich kann's nicht aushalten wie ein Knabe oder ein Thor oder ein Verbrecher behandelt zu werden.“

„So wollen wir sterben!“ sagte ich gelassen. Der Gedanke: so wollen wir uns trennen! kam mir nicht.

„Du bist stark, Engel!“ rief er, und wenn wir beisammen waren vergaßen wir die Qual von draußen.

In die Frühmesse durfte ich längst nicht mehr gehen, und überhaupt nie ohne die Tante das Haus verlassen. Mein Zimmer wurde bewacht, mein Thun und Treiben beobachtet, nichts Verdächtiges bemerkt. Wir nahmen uns sehr in Acht, sprachen und gingen leise; mein Fenster blieb die ganze Nacht geöfnet. Gundaccar war leicht und gewandt wie eine Katze, die Kammerfrau schlief vortreflich; es wurde nichts entdeckt. Ich blieb still und ruhig mit den Uebrigen. Sie wähnten mich mürbe gemacht zu haben, und die Tante erklärte mir, in acht Tagen müsse meine Heirath statt finden, worauf ich erklärte, das sei unmöglich.

„Der Priester verbindet Euch, und Du wirst nicht weiter gefragt“ — sagte sie.

„Baron Achatz wird denn doch wol fragen, entgegnete ich, und dann werde ich ihm wiederholen was ich schon früher gesagt: daß ich einen Andern liebe, dem ich verlobt und in Liebe verbunden bin, und den er gut genug kennt um einzusehen, daß da keine Rivalität möglich ist.“

„Hirngespinnst! antwortete meine Tante. Der arme Gundaccar Osnat ist ein unbesonnener leichtsinniger Knabe, der nichts ist und nichts hat, der

ganz von seinem Vater abhängt, der irgend eine brillante Carriere machen, aber keineswegs im zwanzigsten Jahr am häuslichen Heerde hocken soll, und der nicht daran denkt Dich zu heirathen."

„Er denkt so sehr daran, daß er es thun wird," entgegnete ich unerschütterlich.

Die Tante lachte spöttisch und sagte: „In acht Tagen findet Deine Hochzeit mit Achatz statt."

„Jezt müssen wir fort, Clelia!" rief Gundaccar als ich ihm dies Gespräch mittheilte.

Ich hatte mich bis dahin zwar immer bereit zur Flucht erklärt; doch die Angst Gundaccar tödtlich mit seinen Eltern zu entzweien, mit seiner schönen majestätischen Mutter, die ich liebte um eines freundlichen Wortes willen — diese Angst machte, daß ich ihn immer wieder beschwichtigt und die Flucht nur für den letzten Nothfall bestimmt hatte. Der war eingetreten und ich weigerte mich nicht länger. Nach Verona wollten wir und uns dort von meinem alten Beichtvater trauen lassen. Was konnte uns dann hinterdrein geschehen? uns trennen war unmöglich, und leben konnten wir von meinem Vermögen, das mir der Vormund nicht vorenthalten durfte, und worüber Gundaccar zum ersten Mal etwas hörte, da er mich auch für eine arme Waise hielt. Vor der Hand hatten wir freilich gar kein

Geld! aber Gundaccar ließ sich von einem Banquier ein Paar tausend Gulden geben, wie das häufig genug die Söhne reicher und auch nicht reicher Eltern machen, und das Geschäft war glücklich beseitigt. Ebenso glücklich gelang der Kauf einer ganz leichten kleinen Kalesche; wir wollten mit Courierpferden fliehen. Das Schwierigste war der Paß! man war streng an der lombardischen Grenze, der Carbonarismus spukte, die Papiere mußten in Ordnung sein. Dennoch war ich dagegen! ich behauptete ein flüchtiges Liebespaar sei des Carbonarismus unverdächtig und werde leicht über die Grenze schlüpfen. Aber Gundaccar behauptete Frauenzimmer wären grade sehr verdächtig, ich müßte in Männerkleidern mit ihm fort, unser Paß müßte auf den fremden Namen der Brüder so und so ausgestellt sein; und er würde auch gewiß einen der Subalternen beim Paßbüreau durch Bestechung gewinnen. Ferner rieth er mir, scheinbar den Wünschen meiner Familie nachzugeben, mich all ihren Anordnungen zu fügen, um nicht durch Widersetzlichkeit Verdacht zu erregen, und acht Tage lang Comödie zu spielen.

O es war aber zu gräßlich! — Während ich nichts dachte als: Jezt besorgt er den Paß! ... jezt meine Reisekleider! .... jezt die Courierpferde! .... wenn nur nichts geahnt, nichts verrathen wird

.... wenn er nur vorsichtig genug ist! .... — während mein Gehirn brannte, mein Herz zitterte und meine Nerven zuckten: mußte ich ruhig scheinen. Das Uebermaß der Qual gab mir einen Anstrich von Stupidität — und sie hielten es für Ergebung; sie wähnten meine Niedergeschlagenheit rühre von der Erkenntniß her, daß Gundaccar für mich verloren sei. Achatz, ich muß es gestehen, benahm sich sehr gut, sprach nur freudig und hofnungsvoll, und unterdrückte jede leidenschaftliche Aufwallung. Ich machte mir die heftigsten Gewissensbisse, daß ich auch ihm gegenüber meine Rolle spielte und stillschweigend seine Liebe annahm. Ich sagte es an Gundaccar. Er gerieth in wilden Zorn. Ich hätte Mitleid für Achatz, folglich Theilnahme, folglich Liebe — und eine Reihe unsinniger Folgerungen, deren Schluß: „Weil Du so glühend bist kannst Du nicht treu sein“ — mir das Herz zerschnitt. Es klang wie ein Vorwurf gegen dies arme lodernde Herz. Ich weiß nicht mit welcher verzweiflungsvollen Geberde ich mich auf den Betschemel warf.

„Heilige Jungfrau! sagte ich, hörst du es? er mißachtet mich genug“ .... —

„Clelia! unterbrach er mich und gab mir ein schmales längliches Etui; das schenke ich Dir! gebrauche es wider mich, wenn je meine Lippen in

eifersüchtiger Raserei eine Sylbe aussprechen die Dich schmerzt. Aber Du, Clelia, erbarme Dich und nenne mir nie jenen verhaßten Namen."

Ich öfnete das Etui und fand einen kleinen Dolch darin, der mir eine kindische Freude machte. In allen Dingen die meine Liebe betrafen, war ich ein Weib; in allen andern — ein Kind.

„Wie Banditen werden wir bewaffnet sein, sagte ich, mit Pistolen Du, und ich mit einem Dolch. Wir werden sie wol aber nicht brauchen .... als etwa wider einander."

Am andern Tage schenkte Achatz mir einen wunderschönen Ring, als Zeichen der Verlobung. Ich wollte ihn nicht nehmen und sagte, dergleichen Ringe müßten gewechselt werden, und ich hätte keinen für ihn.

„Hier, mein Kind, ist ein ähnlicher! ich habe Deinen Wunsch errathen," sagte die Tante und gab mir einen prächtigen Ring.

Da ich ihn aber nicht an Achatz gab und auch nicht den seinen annahm, so rief mein Onkel:

„Aber macht doch nicht solch Federlesen!" und schob uns barsch die Ringe an die Finger.

„Auf Dinstag die Trauung, nicht wahr, liebe Clelia?" sagte die Tante mit einer zärtlichen Umarmung.

Ich neigte stumm und bebend den Kopf. Heute war Sonntag. Den Ring zog ich ab sobald ich in meinem Zimmer war; ich konnte kaum die Stunde erwarten, wo Gundaccar kommen sollte; der Tag wollte kein Ende nehmen. Endlich, um eilf Uhr Abends, kam er mit einem Paß in aller Ordnung ausgestellt für die Gebrüder Müller, Handlungsreisende, von Inspruck nach Verona. Er hatte einem der Subaltern-Offizianten eine tragische Geschichte von zweien seiner Freunde erzählt, die einer fatalen Spiel-Angelegenheit halber schnell und heimlich fort wollten, und hatte ihm 300 Gulden gegeben, damit er diese Geschichte glaube. Nun waren wir sicher!

„Morgen Abend um diese Zeit hole ich Dich ab, meine Clelia!“ sagte Gundaccar ganz freudig verklärt.

Ich umschlang ihn, aber ich zitterte so, daß ich mich kaum aufrecht halten konnte. Die Gemüthsbewegung dieser Tage hatte mir förmlich die Nerven zerrissen.

„Was fürchtest Du, mein geliebter Engel?“ fragte er traurig zärtlich.

„Nichts, Gundaccar! nichts! .... o gar nichts als Dich zu verlieren! sagte ich. Wird auch der Himmel nicht einstürzen? .... wird der Inn auch

gewiß nicht über den Brenner fluten bis morgen Abend? . . . . und kann kein Erdbeben kommen? . . . sprich, Gundaccar."

Ich ließ mich zu Boden gleiten und legte den Kopf auf seine Knie — so matt war ich.

„Nur noch vierundzwanzig Stunden Kraft! sagte Gundaccar; dann bist und bleibst Du bei mir, und hast nicht mehr nöthig sie zu üben, mein armer Engel."

Er wollte mich aufheben, ich litt es nicht. Ich bat: „Laß mich so! wer auf den Knien liegt, kann nicht zu Boden geschmettert werden." Ich lehnte meinen Kopf an seine Brust, und er bedeckte mein Haar, meine Stirn, meine Augen mit Küssen.

„Und nicht einen Kuß giebst Du mir?" sagte er sanft.

Ich umschlang ihn leidenschaftlich, aber meine Lippen waren eiskalt und mein Herz schlug so heftig, daß er tödtlich erschrack.

„Wenn Du krank wirst, Clelia, so ist Flucht und Rettung unmöglich! nimm Dich zusammen."

„Es ist nichts als die Furcht am Ziel der Wünsche Dich zu verlieren, Gundaccar, oder — was eins damit ist — das Leben zu verlieren. Mir ist zu Muth wie einem Verbrecher, der da weiß: jezt hält man Gericht über dich, ob du in 24 Stunden

todt oder lebendig sein sollst. Könnte ich auf der Stelle mit Dir gehen so würde ich nicht zagen; die Erwartung bis morgen Abend zerfoltert mich."

Er sah wol, daß ich krankhaft überreizt war. „Versuche zu schlafen, armer Engel! Du durchwachst alle Nächte."

„Du auch, Gundaccar! und schliefe ich, so gingest Du."

„Ich werde nicht gehen während Du schläfst! aber Du mußt ruhig werden, Dein fiebernder Zustand verräth uns; versuche zu schlafen. Ich bleibe bei Dir."

Er legte mich aufs Bett und setzte sich zu mir.

„Ich traue Dir nicht," sagte ich, flocht mein Haar aus und wickelte es kraus und bunt um seine Finger! „so! heimlich kannst Du jezt nicht fort!" Er lächelte.

Ich konnte nicht schlafen, obgleich mir die Augenlieder heiß und schwer zufielen, und meine Erschöpfung an Lähmung gränzte. Alle fünf Minuten fuhr ich auf, und fragte: „Mein Gundaccar?" — und mit himmlischer Geduld sprach er mich dann immer wieder zur Ruhe. Als der Morgen dämmerte wollte er fort. Ich ließ ihn nicht. Die Sonne war aufgegangen und er noch bei mir. Fast gewaltsam riß er sich los. „Auf heut Abend!

flüsterte er, und dann .... sind wir frei.“ Er schwang sich aus dem Fenster. Ganz besinnungslos laut schrie ich:

„Gundaccar komm wieder! ich will Dich noch Einmal sehen! ich sehe Dich sonst nie mehr.“

Er war schon verschwunden, aber er kam zurück, bog sich ins Fenster hinein, warf mir einen Kuß zu und sagte: „Siehst Du! da bin ich ja wieder, Engel!“ Dann verschwand er — und ich habe ihn nie wieder gesehen.

Und ich werde ihn nie wieder sehen!

Ich blieb betäubt auf dem Bette liegen und ließ mich beim Frühstück mit Unwolsein entschuldigen. Die Tante kam sogleich, zum ersten Mal seit ich in ihrem Hause war, zu mir, fand mich fiebernd, verordnete mir Ruhe, damit ich morgen recht frisch aussehen möge, und sprach mit mir von meinem Brautkleid. Ich that nichts, als jeden Stundenschlag zählen, den vergangenen segnen, den kommenden ersehnen. Wie sie langsam stieg — die uralte schwerfällige Sonne! wie sie ewig im Mittag stehen blieb! wie sie gar und gar nicht der Nacht entgegen eilte.... weil kein Liebster sie auf der Schwelle der Nacht erwartete! — Es schlug vier Uhr Nachmittags; dann fünf. Ich fing an aufzuleben. Je näher der Augenblick, desto ruhiger

wurde ich, denn nicht er, sondern Alles was nicht er war, ängstigte mich. Es schlug sechs. Da trat die Tante ein, und sagte:

„Es geht Dir besser, wie ich sehe! das ist gut. Komm ein wenig mit mir herunter. Der arme Achatz brennt vor Sehnsucht Dich zu sehen, liebes Kind."

Ich durfte mich nicht weigern. Es war ja auch noch lange bis eilf Uhr! ich folgte ihr. Achatz kam mir entgegen und nahm meine Hand, die er küßte. Ich ließ sie ihm; mir war Alles unwichtig. Ich setzte mich wie gewöhnlich an einen Stickrahmen. Gott weiß was man redete. Dann kam der Thee und gleichgültiger Besuch, der bald wieder ging. All diese Einzelheiten hab ich behalten, Dank dem Gewicht des Augenblicks wo sie stattfanden. Gegen halb zehn Uhr wollte ich mich nach meiner Weise zurückziehen. Die Tante stand auf, nahm mich unter den Arm und sagte: „Sieh, liebe Clelia!"

Ich dachte sie wollte mir meinen Brautschmuck zeigen; sie führte mich in ein Zimmer neben ihrem Cabinet.

„Sieh, liebe Clelia, wiederholte sie, dies Zimmer habe ich für Dich zurechtmachen lassen; das obere will sich nicht schicken, däucht mir."

Und damit verließ sie mich, und schloß die Thür

hinter sich zu. Ich bin gefangen, denn wir sind verrathen, blitzte es durch die Wolken meines Bewußtseins, und dann entschwand es. Als ich wieder zu mir selbst kam, lag ich im Bette in meinem Gefängniß und es war heller Tag; ich sah ihn durch die geschlossne Jalousie. So ist es denn vorbei, Gundaccar! sprach ich dumpf, und vergrub mich in die Kissen. Ein Brief glitt von der Decke herab, an mich adressirt. Ich erbrach ihn, und las:

„Gestern, Montag Abend um eilf Uhr, ist mein „Sohn Gundaccar nach Mähren abgereist, zu der „Braut mit der er längst verlobt war.

Eustach Graf Osnat.“

Lüge! sprach ich gelassen. Da trat die Tante ein.

„Langschläferin!“ sagte sie, freundlich mit dem Finger drohend.

„Was soll das bedeuten?“ fragte ich und gab ihr den Brief.

Sie überflog ihn und sagte: „Eine Verlobung!“

„Und das soll ich glauben? Gundaccar soll ich für einen nichtswürdigen Betrüger halten!“

„St! st! flüsterte die Tante, davon laß Dir nichts merken, Kind! damit wirst Du ausgelacht. Dein kleines Abenteuer mit ihm mußt Du vergessen. Es hat auch nichts zu bedeuten; im Gegentheil! es ist eine heilsame Warnung für Dich. Du wirst Dich

vor den Männern hüten und eine vortrefliche Frau sein! . . . . Steh auf, Kind! Um zwölf ist die Trauung."

„Nimmermehr!" schrie ich.

„Ja doch! Du bist feierlich und förmlich verlobt: da kannst Du nicht mehr zurücktreten. Du bist für immer an Achatz gebunden. Gundaccar hat es nie redlich mit Dir gemeint; warum warb er nicht um Dich?"

„Weil er nicht die Zustimmung seiner Eltern hatte."

„Das sagte er Dir; ich sage Dir weil er eine Braut hatte, mein armes Kind."

„Wenn das so ist: so fahre die Welt zur Hölle!" schrie ich, und warf mich aus dem Bett mit der größten Vehemenz zu Boden, wo ich starr liegen blieb. Ich mogte nicht leben, ich wollte sterben, und ich war so gewiß zu sterben, daß der flüchtige Gedanke, wo mein Dolch sein möge? sich in den bleibenden auflöste, das ich ihn nicht brauchen würde. Die Tante rief nach Hülfe; man kam, man umringte mich, man kleidete mich. Ich war in einem ganz unbeschreiblichen Zustand — geistesabwesend, geisteszerrüttet. „Hatte ich nicht Recht zu behaupten, daß der Inn gestern den Brenner überschwemmen würde?" sagte ich zur Tante, die während

meiner Toilette neben mir saß und ein Flacon mit starken Essenzen für mich in Bereitschaft hielt.

„Hast Du das behauptet, so hast Du Dich geirrt, mein armes Kind, erwiderte sie. Aber Du bist jung genug um Dich irren zu dürfen.“

Später rief ich aus meinem dumpfen Brüten auffahrend: „Verrath! ja, das ist es! .... aber, sind wir verrathen oder .... bin ich es nur?“

„Liebes gutes Kind! wie kannst Du zweifeln? entgegnete die Tante. Warum wäre denn Gundaccar plötzlich abgereist?“

„Weiß Gott ob er es ist!“

„Er ist es — so wahr als Du ihn liebst.“

Wieder ließ ich mich zu Boden fallen. Gundaccar treulos, Gundaccar mich verrathend — das war ein Abgrund in den ich wie todt hinabstürzte.

„Ich muß Graf Osnat sprechen! rief ich dann wieder, mit Heftigkeit vor meinem Argwohn gegen Gundaccar zurückschaudernd. Ich muß ihn sprechen, ich will ihn sprechen .... ich habe nicht Ruh noch Rast! ich kann das Alles nicht glauben .... ich will Gewißheit.“

„Gut! Du sollst sie haben! vollende nur Deinen Anzug. Achatz wird Graf Osnat bitten uns zu besuchen.“

Ich verhielt mich ruhig, und nach einer halben

Stunde führte die Tante mich in den Salon, wo ich in einem ältlichen, fein und vornehm aussehenden Mann sogleich Graf Osnat erkannte. Er sagte höflich und freundlich:

„Die Comtesse haben befohlen“ .... —

Aber ich unterbrach ihn indem ich auf beiden Knien vor ihm hinfiel: „Herr Graf, wenn Sie wüßten wie ich Ihren Sohn liebe, so würden Sie mir aus Barmherzigkeit die Wahrheit sagen.“

„Ich sage sie auch ohne das zu wissen,“ sprach er trocken.

„Ist Gundaccar fort?“

„Gestern Abend um zehn Minuten nach eilf abgereist.“

„Aber nicht freiwillig und frei?“

„Halten Sie ihn für einen Verbrecher, den man in die venetianischen Bleikammern setzen müßte?“

„Wenn er frei ist, so wird er wiederkommen?“

„Das ist möglich — wahrscheinlich sogar.“

„Und wir werden uns heirathen.“

„Das ... ist unmöglich! und ich weiß nicht ... ob es den Wünschen meines Sohnes entsprechen würde. Er ist schon in der Wiege verlobt, und jezt mit seiner Mutter nach Mähren gereist um die nähere Bekanntschaft der Braut zu machen.“

„Herr Graf, ich glaube aber das Alles nicht!“

„Es ist so! sprach er freundlich und ernst. Prägen Sie sich das fest ein. Fassen Sie sich. Gundaccar ist ein junger Mann wie hundert andre, der die Lebensschicksale eines so liebenswürdigen Wesens wie Sie sind, nicht stören darf. Gehen Sie auf Ihrem Wege fort, wie er auf dem seinen; begegnen werden Sie einander nie mehr."

Ich wußte nichts weiter zu fragen. Ach, ich hätte immer Dasselbe fragen mögen. Graf Osnat sprach noch etwas mit meinem Vormund, und zog sich dann zurück. Achatz hatte sich mir genähert, nahm meine Hand und flüsterte:

„Clelia! wie lieb' ich Dich.... und nun erst recht!"

„Das ist mir vollkommen unbegreiflich," sagte ich.

„Weil ich sehe daß sich die Empfindung in Ihnen regt. Jezt freilich ist sie exaltirte Ueberspannung, aber meiner wahren und warmen Liebe gegenüber wird sie ein inniges und mächtiges Gefühl werden."

„Sie sind wahnsinnig," sagte ich mit tiefer Ueberzeugung.

„Diesen Vorwurf muß eine glühende Liebe oft hinnehmen; aber er erstickt sie nicht."

„Sie sind wahnsinnig Gundaccars Geliebte heirathen zu wollen."

„Ich glaube es ist mehr die Liebende, als die Geliebte, sprach er lächelnd, und diese chimärische Liebe hält der Wirklichkeit nicht Stand.“

„Mehr die Liebende als die Geliebte! murmelte ich; ja ja! so wird es sein, denn nie! nie! niemals bin ich geliebt worden, wie ich geliebt habe.“

„Außer von mir!“ rief Achatz.

„Da ist der Priester! rief mein Onkel. Allons, bringt es zu Ende! ich bin dieser ewigen Szenen satt.“

Wir wurden getraut. Mir war Alles einerlei. Nur als die Stola um unsre Hände gelegt wurde, zog ich die meine zurück; aber Achatz hielt sie fest. Das kann ja gar nicht so sein und so bleiben, dachte ich immerfort. Wir sollten noch ein Paar Tage in Inspruck bleiben, dann wollte Achatz mit mir nach der Schweiz. Ich hörte das wie im Traum. Ich saß auf dem Sopha, den Kopf in die aufgestützte Hand gelegt, starr auf einen Punkt blickend. Achatz wollte sich zu mir setzen; da stand ich auf, aber er zog mich zurück und verließ den Platz. Der Onkel rief:

„Das ist eine spröde Braut.“

„Es ist ihr Recht!“ entgegnete Achatz lächelnd.

Ich begehrte nach meinem Zimmer, dem alten, dem lieben. Ich sollte nicht dahin, sondern nach

dem neuen. Achatz sagte wieder man solle mir doch meine Freiheit lassen. Ich lief hinauf, denn ich dachte an Flucht. Ich hatte die Männerkleider und den Dolch — das schien mir genügend. Aber ach! sie waren verschwunden, und der Weg versperrt! ein Eisengitter schloß das Fenster. Ich riegelte mich ein; — und als ich mich in diesem Zimmer wiedersah, das ich vor 24 Stunden mit so ganz andern Gefühlen, Hofnungen, Erwartungen verlassen hatte, die nun alle wie zertretene Blumen am Boden lagen, und ich dazwischen als die zertretenste — da brach mir das Herz in Thränenfluten.

Sie klopften an meine Thür, Alle, der Reihe nach: die Tante, Achatz, mein Vormund gar. Ich ließ sie ermahnen, bitten, drohen. Was gingen sie mich an? Ich war allein auf der Welt mit meiner Verzweiflung. Was konnten sie mir thun? Das Äußerste: mich tödten im Zorn; — daher fürchtete ich ihren Zorn nicht. Mein Onkel wüthete. Ich hörte durch die Thür wie er zu seinem Bruder sagte:

„Schaff mir das tolle Mädchen vom Halse! Du hast sie haben wollen — nun hast Du sie! nun mache dem Scandal ein Ende, und nimm sie mit Dir, meinethalben zum T....." —

Achatz entgegnete unwillig: „Ihr macht den Scan-

dal! was mischt Ihr Euch in meine Angelegenheiten? Ich will schon mit ihr fertig werden! sie ist traurig, — da muß man sanft sein, nicht rauh."

Das rührte mich ein wenig. Zwischen diesen Menschen kam Achatz mir engelhaft vor. Die Tante flößte mir unsäglichen Abscheu ein; der Vormund unsägliche Verachtung. So wild und zornig gegen ein hülfloses Mädchen, und so schüchtern und verzagt gegen seine intrigante Frau! Doch meine Thür blieb verschlossen. War Gundaccar von mir geschieden, so wollt' ich von der ganzen übrigen Welt geschieden sein.

Am Morgen endlich öfnete ich. Gott weiß wie ich aussah! ich war im völligen Anzug, aber ich hatte damit bald auf den Knien gelegen, bald auf dem Bett, und das Haar hing mir verwirrt über die Schultern. Es war mir vollkommen gleichgültig; allein Achatz, der auf mein Erscheinen gewartet hatte, entsetzte sich und rief:

„Clelia! Du mußt fort von hier! Du reibst Dich auf."

„Ja ja! fort! rief ich; je schneller desto lieber! er ist fort, was soll ich hier!"

Achatz ordnete sogleich unsre Abreise an. Ich freute mich! ich dachte irgendwo in der Welt würde ich schon Gundaccar finden, wenn er mich noch

liebe, und könne ich schon sterben, wenn er mich nicht mehr liebe. Achatz wie meinen Gemal zu betrachten, kam mir nicht in den Sinn, und wie uns denn in leidenschaftlich aufgeregten Zuständen allerlei Unsinn durch den Kopf fliegt, so dachte ich zuweilen heimlich, ob Achatz nicht etwa im Einverständniß mit Gundaccar handele und mich ihm zuführe.

Der Abschied war kurz und trocken. Schlecht verhehlter Hohn lag in dem Glückwunsch, womit die Tante Achatz entließ. Wir fuhren fort; nach der Schweiz, sagte er. Als ich allein bei ihm im Wagen saß, fiel mir ein, daß ich vor zwei Tagen noch gehoft hatte, neben Gundaccar so zu sitzen, in die Welt hinein zu ziehen mit ihm, dem Geliebten, dem Gatten — und jezt mit einem Andern!

„O das ist aber Alles nicht wahr, so wie es nun ist! es muß und wird sich ändern!“ rief ich ganz laut.

„Es wird sich ändern, süße Clelia,“ sprach Achatz und umschlang mich heftig.

Ich konnte nicht entschlüpfen, nicht mich los machen; ich fühlte instinktmäßig daß mir zu meinem Schutz nichts blieb, als die schneidendste Kälte, und mit eisigem Ton und Blick entgegnete ich:

„Sicher nicht auf diese Weise.“

„Wie muß ich denn sein um Dir zu gefallen?“ fragte er weniger stürmisch.

„Sie wissen wol, daß Sie mir nie gefallen haben, noch gefallen werden.“

„Grundfalsch wie das Eine ist wird auch das Andere sein, meine Clelia,“ sprach er lächelnd, und fuhr dann fort mir von seiner Liebe zu erzählen. Ich hörte nicht hin. Ich dachte an Gundaccar, und ob ich verrathen und er treulos sei — dann wollt' ich sterben — wo nicht, wollte ich zu ihm fliehen. Dazu brauchte man Geld. Aber ich hatte ja Geld!

„Achatz! rief ich plötzlich, wo ist denn mein Vermögen geblieben?“

„Wo es immer war, liebe Clelia; mein Bruder hat mir die darauf bezüglichen Papiere übergeben und ich kann sie Dir vorlegen.“

„Gleich!“ rief ich ungeduldig.

„Ja, in Landeck,“ sprach er verwundert.

„O herrlich, in Landeck wollen wir bleiben!“ rief ich. Ich wußte daß man von Landeck über den Finstermünzpaß nach Italien gehen konnte.

Achatz war unsäglich erstaunt, hatte, als wir gegen Mitternacht dort anlangten, gar keine Lust die Papiere hervorzusuchen; that es aber weil ich darauf

bestand. Er öfnete sein großes Reiseportefeuille. Ich stand neben ihm.

„Sieh da! mein Dolch!“ rief ich, das wolbekannte Etui darin gewahrend, und ergriff es. Achatz wollte sich dessen bemächtigen.

„Fürchten Sie, daß ich ihn gegen Sie brauchen könnte?“ fragte ich schneidend.

Er gab sogleich nach und zeigte mir die Papiere.

„Gut! sagte ich darauf. Nun nehmen Sie die Hälfte von diesen Papieren, und ich nehme die andre Hälfte; meine Freiheit ist nicht zu hoch damit erkauft! und nun reisen Sie in Gottes Namen nach der Schweiz — und ich .... wohin ich will.“

Er sah mich mitleidig und zärtlich an. „Was faselst Du, Clelia! ich will nicht Dein Geld — Dich will ich, Du bist mein; begreifst Du, daß man ein geliebtes Weib für ein Paar Gulden fortgiebt?“

„O, entgegnete ich, Alles was Sie von sich selbst sagen ist mir vollkommen gleichgültig, denn ich liebe Gundaccar, und will zu ihm.“

„Du bist meine mir angetraute Gattin, auf die ich jedes Recht habe; das scheidet Dich von ihm.“

„Es ist Alles ohne oder gegen meinen Willen geschehen, während ich kein Mittel zur Flucht oder zu anderweitiger Rettung hatte. Ich bin von Gundaccar gerissen, aber nicht geschieden.“

„Er hat mit Dir gespielt und Dich verlassen wie ein Knabe — statt zu handeln wie ein Mann, scheidet auch das Dich nicht?"

„Das wol!" sprach ich dumpf. Sobald Gundaccars Verschwinden als Treulosigkeit vor meine Seele trat, war ich geknickt.

„Begreife doch die Verhältnisse, fuhr Achatz fort. Es geschieht ja tausendmal in der Welt, daß ein junges Mädchen sich einer phantastischen Neigung für einen Mann hingiebt, dem sie ihrerseits recht wol gefällt, der auch manche Zeichen einer tieferen Liebe für sie an den Tag legt, und der doch im entscheidenden Augenblick sich furchtsam oder schwach zurückzieht, weil ihm Muth und Ausdauer fehlen um Zorn und Zwiespalt mit seiner Familie zu ertragen. Gundaccar betet seine Mutter an; sie hat ihm die Tochter ihres Bruders bestimmt: er wird nicht den Gedanken ertragen haben ihr bei dieser hochwichtigen Angelegenheit dauernd Trotz zu bieten, und sie hat seine Aufregung, seine Haltungslosigkeit benutzt um ihn von dem Ort zu entfernen, der ihm und seiner Zukunft so gefährlich war: sie selbst ist mit ihm nach Mähren zu ihrem Bruder gereist. Glaubst Du daß er gleichsam unter ihren Augen und vor ihrem Angesicht ihr trotzen wird?"

„Also mit seiner Mutter ist er fort! rief ich in

ausbrechender Verzweiflung; o dann ist er wirklich für mich verloren! er ehrt und liebt sie — er wird nicht ungehorsam, nicht undankbar sein wollen."

„Verloren ist er ohnehin für Dich seitdem Du meine Frau bist," ergänzte Achatz und wollte mich in seine Arme schließen.

Ich wich kalt zurück, behielt immer meinen Dolch in der Hand und sagte entschieden:

„Wolan, Baron Thannau, so sei es denn: Gundaccar ist für mich verloren! aber daß ich deshalb an Sie verloren gehen soll, das sehe ich nicht ein. Gesetzt ich wäre von einem schroffen Felsen in einen Abgrund gefallen, läge am Boden, bewußtlos, halb blöd- und halb wahnsinnig, ohne Urtheil, ohne Willen, ohne Einsicht, ohne Kraft, und würde in diesem Zustand der Betäubung, von allen Seiten geschmäht und listig umgarnt, mit einem Mann verbunden, der meinen Sturz benutzt um durch meine Dumpfheit zu siegen — sollte ich mich dadurch für gefesselt halten? ist der Fieberkranke zurechnungsfähig? muthet man ihm eine Handlung an zu der volles Bewußtsein gehört? Wer das thut ist barbarisch und unsinnig. Nun ich! ich war nicht von einem Felsen, sondern aus dem Himmel der Liebe und der Hofnung herabgestürzt; ich war fieberkrank an Leib und Seele; ich sollte meinen daß die

Menschen Erbarmen hätten haben müssen; — sie hatten es nicht! sie handelten wie Barbaren gegen mich! — Aber Ihr Alle Ihr kennt nicht Clelia Conti! Sie, Baron Thannau, werden sie kennen lernen. Ich wiederhole Ihnen: nehmen Sie die Hälfte meines Vermögens, geben Sie mir die andre Hälfte.... ich will in meine Heimat, ich will nach Verona ins Kloster! ich liebe Gundaccar, ich gehöre ihm an wenn ich ihn auch nie wiedersehen sollte. Dies heißt genugsam, hoffe ich, daß Sie mir fremd sind und ewig fremd bleiben werden. Darum lassen Sie mich gehen."

Geisterbleich mit verschränkten Armen stand Achatz vor mir. Als ich eine Bewegung machte das Zimmer zu verlassen, warf er sich mir zu Füßen, umschlang meine Knie und rief in heftigster Aufregung:

„Ich lasse Dich nicht! nein, nimmermehr!"

„Stehen Sie auf! sprach ich gelassen; sehen Sie genau diesen Dolch an: ich scherze nicht wenn ich sage, daß Sie mich veranlassen könnten ihn in meine Brust zu stoßen, denn Sie begreifen doch wol, daß das Leben mir eine Last ist."

„So ist es jezt, sprach er ruhiger, allein es wird anders werden! meine Liebe, meine grenzenlose Ergebenheit" .... —

„Ich begehre weder diese noch jene, unterbrach ich ihn; nur frei sein will ich, um in ein Kloster meiner Heimat zu flüchten. Ich will kein Glück, keine Freude, keine Liebe — nur ungestörte tiefe Einsamkeit, um den Gedanken zu fassen, daß Gundaccar mich hat aufgeben können — und um daran zu sterben oder davon zu leben — wie Gott will!“

War Achatz gerührt, oder hofte er mich zu rühren: genug, er wurde plötzlich sehr gelassen; sanft und ehrerbietig sprach er:

„Clelia, wir sind jezt beide in qualvoller Aufregung! entscheiden Sie nicht während derselben über Ihre ganze Zukunft; bestimmen Sie nur meine Haltung gegen Sie: ich schwöre Ihnen das soll mir eine unverbrüchliche Richtschnur sein! und dann fassen Sie nach einiger Zeit gesammelt und besonnen, klar und ruhig einen Entschluß. Jezt sind Sie Ihrer selbst nicht mächtig, sind nervenaufgeregt, herzenswund, seelenmüde, fassungslos. Nicht meinethalben sondern Ihretwegen beschwöre ich Sie sich nicht zu übereilen, keinen Schritt zu thun, der Sie in peinliche Verlegenheiten stürzen könnte, nicht an Flucht zu denken. Erwägen Sie die Verhältnisse und Ihre Lage und Zukunft während einiger Monate — oder einiger Wochen, und wenn sich dann nichts in Ihrer Gesinnung geändert hat, so

bleibt Ihnen ja die entscheidende Trennung immer noch übrig."

Bald mit Kälte, bald im Zorn, bald mit Thränen suchte ich ihn von meiner Unwandelbarkeit im einmal gefaßten Entschluß zu überzeugen, und zur Herausgabe meiner Papiere zu bewegen. Er blieb standhaft bei seiner Weigerung, und leider! leider! gab ich nach. Im Besitz meines Dolches und im Bewußtsein meines Entschlusses fühlte ich mich sicher und hofte überdies Achatz würde bald meines Starrsinns müde sein und dann gern in unsre Trennung willigen.

„Es ist nicht recht und nicht klug daß ich Ihren Vorschlag annehme, sagte ich endlich, denn es hat in den Augen eines Menschen wie Sie, der jede Handlung zu seinen Gunsten zu deuten weiß den Anschein, als ob ich Sie zu irgend einer leisen Hofnung berechtige — und dagegen verwahre ich mich aus allen Kräften. Aber Sie zwingen mich zu diesem scheinbar zweideutigen Benehmen indem Sie mir mein Geld und meine Papiere vorenthalten, die mich schützen würden als Bettlerin oder Landstreicherin durch die Welt zu irren. Sie werden es bereuen, denn Sie werden nie zum Ziele Ihrer Wünsche kommen weil ich Sie nie lieben werde — und dann .... werden Sie mich hassen! daher ist

es auch von Ihnen weder recht noch klug daß Sie mich so grausam festhalten."

„Ich grausam! ich Sie hassen! unterbrach er mich. Gönnen Sie mir nur die Gelegenheit Ihnen meine Liebe an den Tag zu legen."

„Still! rief ich, schweigen Sie! fühlen Sie denn nicht wie verhaßt mir Ihre Gefühle sein müssen da ich an nichts und an Niemand als an Gundaccar denke."

Endlich verließ mich Achatz nachdem ich ihm eidlich gelobt hatte in den nächsten acht Tagen nicht auf heimliche Flucht zu sinnen. Ich trat ans Fenster und blickte mit müden Augen in die stille Sommernacht hinaus. Die Sterne glänzten, der Inn rauschte, der Nachtwind flüsterte, süßer heimlicher Schauer wehte durch die träumerische Natur — grade wie sonst, wenn Gundaccar zu mir kam! Alles war unverändert — nur er war treulos und ich war elend. So übermächtig packte mich der Schmerz daß ich nichts hörte als dessen Stimme: Fort, Clelia! fort ins Kloster! fort nach Verona... und wenn Du Dich auch hinbetteln müßtest! bleibe nur nicht hier bei dem verhaßten fremden Mann. Gänzlich beherrscht von diesem Abscheu nahm ich Hut und Handschuh, und öfnete behutsam eine Thür, welche der entgegengesetzt war durch die wir

eingetreten waren und durch die Achatz mich verlassen hatte; sie führte auf eine ofne Gallerie, die an der Seitenwand des Hauses fortlief und vor einer Treppe endete. Athemlos vor Angst und Freude eilte ich die Stufen hinab; aber ach! ich befand mich in einem festverschlossenen Hof! nirgends ein Ausgang, nirgends eine Thür die mich ins Freie geführt hätte! Meine Seele ächzte himmelstürmende Gebete um Errettung, um Freiheit, um eine einzige kleine unverschlossene Pforte, um irgend ein Wunder des Allmächtigen, das mich über Schlösser, Riegel und Mauern hinweg risse — vergebens! Trotz meines vorsichtigen Schrittes wurde ein Hofhund wach, schlug an — ein andrer stimmte ein und mit wüthendem Gebell stellten sie sich mir entgegen und bannten mich fest auf meinem Platz. Es war neben einem Brunnen; ich sank auf dessen Rand zusammen, der Ueberreizung folgte gänzliche Abspannung; es hämmerte in meinem Gehirn, es sauste vor meinen Ohren, Hände und Füße waren schwer wie Blei. Maschinenmäßig schöpfte ich Wasser mit der hohlen Hand und goß es mir über den Kopf während die Hunde immer grimmiger bellten und Leute im Hause wach wurden. Ihre Stimmen und Schritte hörte ich wie neben dem Rauschen einer Mühle; Gestalten und Lichter sah ich wie

durch einen feuerfarbenen Schleier. Als ich dennoch zwischen ihnen Achatz erkannte vergingen mir die Sinne, und der dumpfe Gedanke: Ah! nun sterbe ich! war der letzte den meine zerschmetterte Seele faßte.

Die Ohnmacht mußte in Schlaf übergegangen sein, denn gesund und gestärkt erwachte ich am andern Tage, und fand zu meiner großen Beruhigung die Tochter des Hauses neben meinem Bett sitzen. Da man mich für sehr krank hielt hatte sie bei mir gewacht. Ich verbat allen ärztlichen Zuspruch, stand auf und dachte heimlich: Wie das schwer ist vor Schmerz zu sterben. Dann kam Achatz. Er fragte ernst:

„Also kein Versprechen ist Ihnen heilig?“

„Doch! entgegnete ich; das Versprechen Gundaccar treu zu sein beherrscht mich dermaßen, daß jeder Athemzug, jeder Gedanke, jede Handlung damit im Einklang ist.“

„Du bist ein göttliches Geschöpf, Clelia!“ rief er, und Zorn und Liebe kämpften auf seinem Antlitz.

Der Zorn war mir wünschenswerth, daher setzte ich hinzu:

„Was ich Ihnen auch versprechen möge, sein Sie gewiß, daß ich bei der nächsten Gelegenheit

meiner Papiere mich bemächtigen und die Flucht ergreifen werde."

Er zuckte lächelnd die Achseln indem er sagte:

„Da Sie meine Frau sind, so giebt es keinen Ort in der Welt wo Sie vor meiner Reclamation sicher wären und keine Macht welche Sie gegen meine gerechten Ansprüche in Schutz nehmen dürfte."

„So muß ich denn sterben," sprach ich kalt.

„Das wäre schade!" rief er mit jener aufflammenden Liebesglut, die mich mit Entsetzen erfüllte. Um sie zu dämpfen rief ich:

„Gut! acht Tage will ich bei Ihnen ausharren: dann wollen wir sehen ob meine Gesinnung sich geändert hat; und ist das nicht geschehen — so lassen Sie mich frei."

„Daß ich ein Thor wäre! rief er; in acht Tagen ändern Sie Ihren Starrsinn nicht; das weiß ich. Doch wolan! wer weiß ob die Liebe mir nicht hold sein wird."

Wir verließen Landeck und setzten unsern Weg nach der Schweiz und durch sie fort. Die Leute sprechen sie sei wunderschön, die Schweiz, eines der herrlichsten Länder der Erde! — ich weiß es nicht! Ja, ich sah Thäler und Berge, Flüsse und Seen, Dörfer und Städte, Wiesen und Gletscher — aber das Alles ging mich nichts an, stralte nicht

in meine Seele, lächelte nicht in mein Herz hinein, war mir fremd: wie hätte ich es schön finden sollen! Ein Blick, ein Lächeln, eine Bewegung, ein Wort von Gundaccar — o ja! ja! die waren schön, denn sie waren der Aus- und Abdruck eines Wesens das ich verstand und das mich verstand. Die Natur ist für mich nie etwas Andres gewesen als eine Sammlung bunter Tapetenbilder, die ein graues Chaos verhüllen. Ich konnte nie meine Liebe an sie verschwenden, mein Herz flog immer höher als alle Gebirge und weiter als alle Meere. Und vollends damals, wo die volle erste Gewalt des Schmerzes um den Verlornen, den Treulosen mir wie ein Kataract durch die Seele donnerte, und der Körper nur wie ein Uhrwerk die Gewohnheit des Lebens fortsetzte.

Am achten Tage waren wir in Luzern.

„Jetzt ist die Prüfungszeit überstanden, sagte ich zu Achatz; ich habe Wort gehalten und keine heimliche Flucht versucht. Jetzt lassen Sie mich fort nach Verona! über den Gotthard bin ich gleich in der Lombardei."

„Clelia, entgegnete Achatz, Sie sind meine Frau! fassen Sie allendlich diesen Gedanken und machen Sie sich mit ihm vertraut."

„Schmach über mich daß ich es scheine!" rief ich.

„Drum sein Sie es,“ sprach er gelassen.

„Das verdoppelt die Schmach!“ rief ich außer mir.

„Ich könnte denn doch endlich die Geduld verlieren,“ sagte er kalt, aber es dämmerte etwas Wildes in seinen Augen auf.

„Mögten Sie sie auf der Stelle verlieren: dann würden Sie mich ziehen lassen,“ entgegnete ich.

„O spiele nur nicht Comödie, Clelia! brach er aus; bevor das geschähe müßte sich die Erde nach der andern Seite hindrehen.“

Diese Unerschütterlichkeit baute sich um mich herum wie eine himmelhohe Mauer auf an der ich mir den Kopf einrennen mußte. Zum ersten Mal versuchte ich ihn durch heiße Bitten umzustimmen. Ich flehte, ich beschwor, ich lag zu seinen Füßen — o ich glaube ich betete zu ihm. Vergebens!

„Du bist mein! Du wirst als mein Weib glücklich werden! Ich liebe Dich zu übermächtig um Dich aufzugeben! Diese Liebe ist meine fixe Idee geworden und könnte mich rasend machen, wenn sie nicht allendlich doch auf Gegenliebe rechnete:“ dabei blieb er.

Von jetzt an bewachte er mich, ließ mich nie aus den Augen, schloß Abends meine Thür zu, benahm sich jedoch stets innerhalb der Grenzen des Anstandes und gewisser Rücksichten, so daß ich nicht

Veranlassung fand laut um Hülfe zu schreien oder den Ersten Besten um Beistand anzuflehen.

Bisweilen dachte ich übermannt von Verzweiflung: Hinweg mit dem Leben, Clelia! da ist der Dolch .... bist du zu feig um ihn zu brauchen? — Aber immer wenn ich ihn in dieser Absicht ergriff, trat Gundaccar mir entgegen, der ihn mir gegeben hatte — und es kam mir vor als bewege er verneinend das Haupt. Entsprang dies aus Feigheit oder war es eine Ahnung? — ich weiß es nicht! aber ich danke Gott daß sein geliebtes Bild mich vor dieser Sünde geschützt hat.

Wir kamen nach Genf. Da brach meine physische Kraft zusammen und ich wurde ernstlich krank. Daß es mir möglich war die nun folgenden übermenschlichen Erschütterungen zu überleben, läßt mich glauben daß Gott grade an mein Leben geheimnißvolle Bedingungen geknüpft habe, die ich nur erfüllen kann indem ich sie erleide. Der Arzt sagte kurz und freundlich ich bedürfe nur der Ruhe und Vorsicht um meine Mutterhofnungen zu erhalten, und warf mit den wenigen Worten ein unentwirrbares Gemisch von Höllenqual und Himmelsfreude in meine Seele. Aber die letzte war vorherrschend, denn ich rechnete jezt gewiß auf meine Freiheit, und blieb mir jezt auch die Kloster-

zuflucht versagt, so öfnete sich mir in den ersten Ahnungen der Mutterliebe ich weiß nicht welche heilige Freistatt in der ich mich eben so sicher und geborgen fühlte wie innerhalb der Klausur. — Den Auftritt den ich mit Achatz zu bestehen hatte vermag ich nicht in seiner grellen krassen Rohheit durch mein Gedächtniß laufen zu lassen. Durch Schmähungen, Vorwürfe und Drohungen steigerte er seinen Grimm bis zur wildesten Wuth, und versicherte dabei noch immer, er habe mich grenzenlos geliebt und es sei ein infernalisches Spiel das ich mit ihm getrieben, zu welchem die Tante mir hülfreich die Hand geboten um sich an ihm für sein Erkalten zu rächen; — jezt wolle er Rache für den Betrug. Ich entgegnete von Betrug könne unmöglich die Rede sein, da ich ihm und der Tante mehrmals erklärt hätte, ich wolle ihn durchaus nicht heirathen, weil ich einen Andern liebe; — ja, ich erinnerte ihn daran, daß ich einmal unumwunden Gundaccar genannt, und daß er leichtsinnig die Andeutung abgewiesen hätte. Von den Beweggründen der Tante wisse ich nichts! ich könne ihm nur mein Wort darauf geben, daß Alles was mich und Gundaccar beträfe mir viel zu heilig sei um es durch Vertrauen gegen irgend einen Menschen, am wenigsten aber gegen die Tante zu entweihen, die ich nach

seiner letzten Aeußerung immer mehr verabscheuen und verachten müsse. Die Scheinrolle die ich als einverstanden mit der Heirath gespielt, sei mir durch die Tyrannei der Umgebungen aufgezwängt, und ich hätte sie auch tausendmal als fluchwürdig erkannt, sowol der Lüge wegen zu der ich mich bequemt, als der entsetzlichen Folgen wegen, denen ich hätte entrinnen wollen und in die ich mich verstrickt. Ich bat ihn um Verzeihung daß ich ihm wider meinen Willen böse Stunden gemacht, und wünschte schließlich dringender denn je meine Freiheit.

Nie vergesse ich den Ausdruck von Haß der sein Gesicht entstellte als er mir entgegnete:

„Sie glauben also daß Sie die Entehrung, die für mich darin liegt, daß ich einer Gefallenen meinen Namen gegeben und an sie meine Liebe verschwendet habe — mit nichts gut zu machen brauchen?"

„O! rief ich heftig, Ihre Liebe war mir stets zuwider und Ihren Namen kann ich jezt weniger denn je gebrauchen! Clelia Conti ist genug für mich und für mein Kind! Wenn Sie wähnen, daß Ihr Name mich vor der Welt ehrt, so erfahren Sie wenigstens, daß ich mich vor mir selbst und vor Gott durch ihn erniedrigt fühle, und daß ich es für eine Höllenstrafe achten würde müßte ich ihn mein Lebenlang wie eine Sclavenkette mit mir herumschleppen."

Das war sehr unvorsichtig; ich hätte ihn schonen sollen statt ihn zu reizen! aber mir schwebte nichts vor als die heißersehnte Freiheit, als das glühende Verlangen allein zu sein mit meinen Hoffnungen und Erinnerungen. Aber ich wollte mich nicht schmähen lassen um meiner Liebe zu Gundaccar willen! entehrt ist wer sich entehrt fühlt; — ich fühlte mich stark. Hatte ich gefehlt, so war ich mit tausend Freuden bereit die Folgen auf mich allein zu nehmen. Ich begehrte von Niemand Schutz, noch Hülfe, noch Trost; ich wollte Niemand in mein Schicksal verflechten. Konnte Gundaccar mich verlassen, so stand ich für mein ganzes Leben auf der weiten Welt allein und wollte allein stehen.

Die Geheimnisse des Herzens, die Windungen welchen die Gefühle in großen Erschütterungen unterliegen, bleiben Räthsel zu denen der Menschenkenner das Wort suchen muß. Mir ist Achatz unverständlich geblieben! er war es mir vollkommen als er entgegnete:

„Clelia Conti, ich habe Dich geliebt wie jener unbesonnene Knabe Dich nie lieben konnte; — geliebt wie ein Mann, der nach vielen leichtsinnigen, thörichten, ja nichtswürdigen und verruchten Lieben das Herz zum ersten Mal von einer reinen lichten Flamme durchlodert fühlt. So ein Glanz bei aller

Demuth, solch eine Glut bei aller Unschuld stralte aus Dir heraus, daß Deine Erscheinung mich zugleich so rührte und so durchflammte wie ich es nie für möglich gehalten. Alle bittern und bösen Erinnerungen schwanden vor Dir, und Mißtrauen und Zweifel gingen unter, und ich hätte auf Deine Herzensreinheit eine Welt gebaut — meine neue Welt, die mich versöhnt hätte mit all der Lüge, Falschheit, Heuchelei, Sinnlichkeit und Flattersinn Deines Geschlechts. Aber nein! Du bist wie sie Alle sind, nur tausendmal hassenswerther, weil Du tausendmal herrlicher begabt bist; — denn Du machst an den Engel im Weibe glauben, was den Andern doch nie gelingt! — und hinter dieser Larve versinkst Du in jede Niedrigkeit. Durch Dich wollte ich erhoben sein aus dem Wust der Gemeinheit der mich umgab; es war solch ein unbestimmter Drang nach dem Besseren und Höheren in mir; aber es giebt nichts Höheres und nichts Besseres .... denn Du, Clelia Conti, Du bist schlechter als die schlechtesten."

Zerknirscht durch diesen Vorwurf, in dem doch etwas Wahres und Tiefes lag, entgegnete ich:

„Wenn der Mensch ein Marmorbild zu seinem Idol macht und Wunder von ihm begehrt wie von einer Gottheit, und das Bild leistet sie nicht: so

möge es vom Altar genommen und entfernt, jedoch nicht mit Füßen getreten werden."

„Ja, sagte Achatz, wärest du ein Marmorbild! aber Du bist ein Weib, mein Weib, das ich ebenso flammend hasse, wie ich es geliebt."

„Davon wird doch nun endlich nicht mehr die Rede sein!" rief ich in Todesangst.

„Und warum nicht? entgegnete er eisig; wir sind verbunden wie zwei Galeerensclaven auf Lebenszeit."

„Nimmermehr! schrie ich, man kann die Ehen lösen. Ich werde Himmel und Erde in Bewegung setzen um das zu bewerkstelligen! ich will frei sein in meinem Leben und in meiner Liebe! ich will heraus aus dem Kerker, den fremde Gewaltthat und Grausamkeit um mich erbaut! ich will doch versuchen ob ich nicht irgendwo auf der Erde Gundaccar finden kann ...."

„Um dann doch noch mit ihm glücklich zu sein? unterbrach er mich eiskalt; nicht wahr? und um so glücklicher je unerlaubter? Nein! die Hofnung laß fahren. Ich bin elend durch Dich; Du mußt es durch mich sein: dann sind wir quitt! und deshalb mußt Du bei mir bleiben, — nicht als mein Weib, sondern als meine Gefangene, die mir Bürgschaft

leistet daß wenigstens sie selbst sich ebenso unglücklich fühlt als ich mich fortan fühlen werde.“

„Dann werde ich kein Mittel zur Flucht unversucht lassen,“ erwiderte ich.

„Versuch es in Deinem jetzigen Zustand,“ sprach er mit schneidendem Hohn.

„Ich werde den Schutz der Behörden ansprechen.“

„Damit sie Dir zur Flucht behülflich sind etwa?“

„Ich will mich von Ihnen loskaufen mit meinem halben Vermögen.“

„Das ganze ist in meiner Hand! nein Clelia, laß jede Hofnung fahren: Du bleibst bei mir, und ich folge Dir wie Dein Schatten, so daß jeder Versuch der Flucht ohne Erfolg sein würde. Das Kind .... Dein Kind .... ist meine Geißel. Wenn es geboren sein wird, wenn Du krank und schwach sein wirst, würde ich es mit großer Leichtigkeit im fremden Lande in einem Findelhause für immer verschwinden lassen können .... —“

„Halt ein! halt ein! schrie ich im übermäßigen Entsetzen; ich bin deine Sclavin, aber laß mir mein Kind.“

„Nur unter jener Bedingung kannst Du es Dir erhalten,“ sprach er so eisern entschieden daß ich nicht zweifeln durfte er würde handeln wie er sprach.

Wir blieben einige Monate in Genf, denn der Arzt hatte mir Ruhe empfohlen; sie that dem Körper wol, und das war in meinem Zustand die Hauptsache; aber wie die arme Seele sich abarbeitete in Drangsal und Angst — dafür habe ich keine Worte! ich weiß nur noch daß damals die Sehnsucht nach Gundaccar in den Hintergrund trat gegen das Grauen vor Achatz, der mir mein Kind stehlen konnte. Wachend und träumend umschwebten mich die furchtbarsten Schreckbilder: bald sah ich dies geliebte Kind als Leiche vor mir; bald war es verschwunden und ich verfolgte mit fiebernder Einbildung die trostlosen Schicksale eines solchen armen verstoßenen Wesens; bald wollte Achatz es mir entreißen und ich vertheidigte es. Trotz seiner Drohung und obwol mir jedes Mittel zu ihrer Bewerkstelligung fehlte, sann ich immer auf Flucht. Dieser Gedanke ruhte mich aus: ich sah mich im Geist versteckt und geborgen in irgend einem Dorf meiner Lombardei. Aber ich hatte weder Geld noch Kleinodien; ich verstand nicht die französische Sprache: so konnte ich weder den Eigennutz noch die Menschenliebe für mich gewinnen. Achatz bewachte mich streng; mein Zimmer hatte keinen andern Ausgang als durch das seine, und er verschloß es wenn er ausging. Ich bin überzeugt daß er den Dienstboten

im Gasthof meine Bewachung zur Pflicht gemacht: mir schien als hätten sie stets einen aufmerksamen Blick für mich; oder nahm ich dies nur wahr weil ich es fürchtete, so wie nur der Geängstigte gespenstische Schreckbilder sieht — nicht der Kaltblütige. Uebrigens fuhr und ging er mit mir spazieren, brachte mir Bücher, und besorgte mir ein Piano und quälte mich durch nichts als durch seine ewige Gegenwart. Sie wurde mir ganz, aber auch ganz unerträglich! In einer Nacht schrieb ich mit fliegender Hand und fliegendem Herzen zwei Briefe. Beide enthielten die nämlichen Worte:

„Lebst Du, Gundaccar, so rette mich! ich lebe
„— also lieb' ich Dich .... und mehr denn je.
„Aber ich bin wie eine Gefangene hier in Genf.
„O erlöse, erlöse die Ewig-Deine. Clelia."

Den einen Brief adressirte ich nach Inspruck, den andern nach Venedig; es war doch möglich daß einer in seine Hände fiel — doch möglich daß er sich frei gemacht vom Druck der Verhältnisse! Nun mußten sie auf die Post! wie das bewerkstelligen? ich traute den Dienstboten nicht, ich trug die Briefe lange mit mir herum, stets auf eine günstige Gelegenheit lauernd. Einmal kamen wir vom Mittagessen zurück; ich hatte meinen Shawl in dem großen gedrängt vollen Speisesaal des Ecu de

Genève vergessen, Achatz bemerkte es und eilte zurück. In dem Augenblick kommt ein Mann mir entgegen. Ich riß die Briefe hervor:

„Mein Herr! flüsterte ich hastig und beklommen und reichte sie ihm; wenn Sie den ewigen Segenswunsch einer Unglücklichen nicht verschmähen — befördern Sie diese Briefe und .... tiefes Schweigen.“

Er nahm sie und setzte seinen Weg fort. Da vernahm ich auch schon wieder hinter mir den Schritt meines Peinigers! ich hatte den Augenblick gut benutzt. — So war denn jezt eine spannende Erwartung in die dumpfe Qual meiner Existenz getreten. Aber ach! sie währte nicht lange! Achatz trat eines Tages in mein Zimmer, einen ofnen Brief in der Hand, zu mir sprechend in seiner schneidend kalten Weise:

„Sie haben an Graf Osnat geschrieben. Es giebt jezt nur einen dieses Namens, und zwar den Vater, in Inspruck. Er hat den Brief gelesen und meinem Bruder zugesendet, mit der Bitte denselben Ihnen zurückzustellen, da er in die gegenwärtigen Verhältnisse seines Sohnes nicht paßt. Hier ist er.“

Ich nahm und zerriß maschinenmäßig den Brief, der genau das Postzeichen des Tages trug, an wel-

chem ich ihn dem menschenfreundlichen Unbekannten anvertraut hatte.

„Sie sind in meiner Hand ganz allein! fuhr Achatz fort; ergeben Sie sich in Ihr Schicksal wenn Sie nicht Ihr Kind verlieren wollen.“

„Sie sind ein Teufel! brach ich trostlos aus; so zu quälen hat noch nie ein Mensch erfunden und versucht.“

„Mein Leben ist verdorben und das Ihre ist es auch: wir machen uns als gute Eheleute, die Alles mit einander theilen, gegenseitig elend; das ist gar nicht teuflisch, sondern ganz menschlich“ — war seine Antwort.

Der zweite Brief hatte kein günstigeres Geschick. Er wurde von Venedig nach Inspruck gesendet, kam in Graf Osnats Hände, durch diesen abermals zu meinem Vormund und endlich wieder zu Achatz. Dessen Zorn war diesmal unmäßig. Er begehrte meine Helfershelfer zu wissen; er durchsuchte meine sehr geringen Habseligkeiten um sich zu vergewissern daß mir kein Geld zu Bestechungen zu Gebot stehe. Ich schwieg in trostloser Ermattung, und ließ ihn zürnen und suchen. Er fand so wenig als er etwas erfuhr. Nur den Verlobungsring, den mein Vormund mir angesteckt, den ich später mit Abscheu fortgeworfen und den die Tante dennoch zu meinen

Sachen gelegt, fand er und nahm ihn zu sich, als das Einzige welches mir zu Bestechung hätte dienen können. Darauf sagte er:

„Ich denke daß Sie sich jezt wol genug befinden um Genf verlassen zu können. Ich mag nicht länger hier bleiben; ich fürchte immer auf Bekannte zu stoßen, denen gegenüber ich weder den betrogenen noch den zärtlichen Gatten spielen mag. Ich will weiter fort, tief in Frankreich hinein"…. — —

„Baron Thannau! unterbrach ich ihn, es ist noch Zeit daß Sie sich besinnen! bedenken Sie doch welch einer furchtbaren Existenz Sie entgegen gehen! im fremden Lande, mit Haß im Herzen, neben einer Unglücklichen die sich mit Entsetzen von Ihnen abwendet, ohne irgend ein Band oder eine Pflicht, die dem Leben Reiz und Würde geben, suchen Sie freiwillig eine klägliche Verbannung auf — während es doch in Ihrer Macht steht in Ihre Heimat, zu Ihren Gewohnheiten, Ihrem Wirkungskreis und Ihren Freunden zurück zu kehren, indem Sie sich von mir trennen, und mich dadurch zu einem solchen Dank verpflichten, daß ich Alles vergeben will, was ich durch Sie gelitten habe."

„Daß ich ein Narr wäre! — Sie wollen ja nur frei sein um Gundaccar aufzusuchen."

„Gewiß! ihn aufsuchen, ihn finden …. sei er

treu, sei er treulos .... um dann für ihn zu leben, gleichviel ob in Seligkeit, ob in Gram, ... immer für ihn so lange ich athme — das ist die Axe um welche all meine Gedanken sich bewegen!"

„Die Richtung der Gedanken kann ich freilich nicht ändern! dafür sorgen daß sie nicht zur Wirklichkeit werden — kann ich und will ich. Sprechen Sie über Ihr Befinden mit einem Arzt, und hat der nichts gegen die Abreise zu sagen, so reisen wir."

Und wirklich wir reisten, quer durch ganz Frankreich — nach Pau. Mir war als würde ich bis zum Ende der Welt geschleppt und widerstandlos ließ ich mich schleppen. Immer verlorner kam ich mir vor — so fern das Land! so fremd die Sprache! auf dem weiten Erdenrund keine Seele die nach mir fragte! Alles todt, stumm, kalt für mich! und ich schutz- und hülflos der Willkür eines Mannes übergeben, dessen Grimm gegen mich vielleicht in der Rache nach Erleichterung suchen würde! — Die Pyrenäen schienen ihm ein Ziel zu setzen. In Pau nahm er eine kleine freundliche Wohnung, wie man sie für die ziemlich zahlreichen Fremden recht bequem eingerichtet findet, und kündigte mir an, daß wir vor der Hand hier bleiben würden. Mir war jeder Ort gleichgültig sobald ich bei Achatz leben mußte. Doch wagte ich noch einmal ihn um

unsre Trennung zu beschwören und ihm dafür die Hälfte meines Vermögens zu bieten:

„Obwol, setzte ich hinzu, ich dadurch meinem Kinde sein Recht verkürze.“

„Was das betrift, entgegnete Achatz trocken, so müssen Sie wissen, daß ich als Ihr Gemal wenn nicht Besitzer doch Herr Ihres ganzen Vermögens bin. Wenns mir beliebt es zu verschwenden, so daß Ihrem Kinde kein Kreuzer bleibt, so steht es nicht bei Ihnen mich daran zu hindern. Weshalb sollte ich dasjenige mit Ihnen theilen was ganz mein ist?“

Mir schwindelte. Die Subsistenzmittel, die ganze Zukunft meines armen Kindes hing also von ihm ab! Er sagte es; — ob wahr ob falsch wußte ich nicht, wußte auch nicht es zu erfahren, hatte im Kloster nichts von den Rechten und Gesetzen der bürgerlichen Welt gelernt, und befand mich nun durch meine Unwissenheit in der allerdrückendsten Abhängigkeit.

„Beruhigen Sie sich, fuhr Achatz spöttisch fort, ich hatte nie Lust an Verschwendung. Ich würde sie nur als ein Zwangsmittel gegen Sie in Anwendung bringen, wenn es Ihnen je einfiele auf Flucht zu sinnen. Das würde meine Rache sein: Ihr Kind zum Bettler zu machen — wenn es nicht schon zuvor verschwände.“

Rief Achatz dies letztere Schreckbild auf, so war ich gelähmt, betäubt, wunsch- und willenlos. Ich versprach ihm hoch und theuer ich wolle bei ihm bleiben, nur müsse er solche gräßliche Gedanken fahren lassen. Auch war es mir unmöglich vor körperlicher Ermattung noch entschiedene Wünsche und Willen zu haben. Die letzten drei Monate vor Tranquillinas Geburt vergingen mir in mühseliger, schwerer Betäubung. Ich konnte gar nichts thun, denken, überdenken! ich konnte mich auch kaum grämen um die Vergangenheit oder ängstigen vor der Zukunft; so ganz war ich verpuppt in die schwere lähmende Leiblichkeit. Ich beschäftigte mich mit kleinen Handarbeiten für das geliebte Kind, und wenn ich einmal recht herzlich weinen konnte, so fühlte ich mich fast glücklich.

Endlich wurde meine Tochter geboren! ach wie war das Alles so unendlich traurig und doch voll süßer heimlicher Wonne! War kein Vater da um das arme Wesen freudig zu empfangen, so mußte ich ihm ja doppelte Liebe widmen. Stand neben mir tröstend und zärtlich kein geliebter Mann, so mußte sein Kind mir zwiefacher Trost sein. Meine Hauswirthin und eine Dienerin, die ich bei meiner Ankunft in Pau begehrt hatte, pflegten mich aufs Beste und Achatz war auf vierzehn Tage nach Tou-

louse gereist, wie sie mir sagten. Das war mir eine unsägliche Erleichterung! nicht daß ich an Flucht gedacht hätte — das Kind machte es unmöglich — aber es erquickte mich ebenso zu denken: Achatz ist nicht da; als ehedem: Gundaccar ist da.

Auf meinen Namen und in Gegenwart meiner guten Hauswirthin wurde die Kleine getauft, und ich hieß sie Tranquillina. Ich hatte mir diesen Namen ausgedacht; er klang mir so ruheverheißend, und er erinnerte mich an Zingarellis göttliches Rezitativ: „Tranquill' io sono" — das Gundaccar so liebte, daß er mir sagte: „Singe es alle Morgen um zehn Uhr dann komme ich in den Garten und höre Dich, und folgt dann darauf: Ombra adorata — so weiß ich daß Du mit meinem Bilde sprichst."

Ja, so nannte ich sie im Hinblick auf meine seligste Vergangenheit und auf ihr — wenn Gott gnädig ist! — friedliches Schicksal; und mit ihrem zweiten Namen Maria legte ich sie der heiligen Jungfrau und meiner Mutter ans Herz.

Hiemit begann eine neue Liebeszeit für mich, vielleicht die glücklichste von allen weil sie die ichloseste war — hätte nur nicht Achatz seinen schwarzen Schatten in den Himmel meines Mutterglückes hineingeworfen. Unser Zusammenleben war zu pei-

nigend. Wir sahen uns nur bei den Malzeiten, wir sprachen nur von den gleichgültigsten, dem innersten Wesen fremdartigen Dingen zusammen; aber das eben war so qualvoll, weil es so unnatürlich war! Dazu hielt er mich in der strengsten Geldabhängigkeit. Brauchte ich ein Band so mußte ich es von ihm fodern — — ach, es ist ja noch jezt nicht anders! noch jezt muß ich in jedem Augenblick die Lähmung fühlen, welche im Gefolge der Sklaverei ist. — — An geringe Bedürfnisse gewöhnt, schränkte ich mich aufs Aeußerste ein um ihn so wenig wie möglich ansprechen zu dürfen. Ich brauchte auch wenig, verließ das Haus nur um in die Messe zu gehen — wohin Achatz mich regelmäßig begleitete — oder um mit Tranquillina und meiner guten Jeanne einen Spaziergang zu machen. Menschen sah ich nicht und wünschte es auch nicht. Im Gegentheil! ich hätte ja mit Achatz erscheinen, für seine Frau gelten und mich als solche benehmen müssen. Wofür ich jezt galt, war mir einerlei! Jeanne ließ hin und wieder ein Wort fallen bald von einer entführten italienischen Gräfin — wozu mein Name die Veranlassung gab; bald von einer verbannten spanischen Prinzessin, die unter Aufsicht gestellt sei — zu welcher Vermuthung meine Stellung zu Achatz sich wol eignete. Mich kümmerte

das nicht! die Welt und ihre Meinung lag mir zu fern, war mir zu fremd um in meinem Leben zu zählen. Es schloß sich dicht, fest und eng um mein Kind äußerlich ab; doch innerlich stand Gundaccar immer aufrecht zwischen uns beiden, als der Baum in dessen Schutz und Schatten wir das Dasein fristeten. Nicht als ob ich irgend etwas Bestimmtes gehoft hätte! — aber jahrelang war mir zu Muth, als müsse Gundaccar eines Tages plötzlich wie aus dem Himmel gefallen bei mir sein. Wer da weiß was es heißt nur eine Woche, nur einen Tag in heißer banger Erwartung eines erlösenden Schicksals schweben, der wird Mitleid mit mir haben.

Achatz schien sich in Pau ganz gut zu gefallen. Ein geistiges oder sehr thätiges Leben hatte er nie geführt, und so fand er auch hier die Zerstreuungen die ihm zusagten. Wir lebten von den Renten meines und seines Vermögens, und bei meiner Eingeschränktheit und Bedürfnißlosigkeit genügten sie. Ich hatte keine andere Unterhaltung als Tranquillina, einen Flügel, Noten und — da ich allmälig französisch lernte — Bücher, und ich kann nicht sagen, daß ich mich je gelangweilt hätte; nur packten mich bisweilen so namenlose Verzweiflungen, daß es manche Tage gab in denen ich von Musik und Lectüre nichts hören und sehen mogte. Dann

konnte ich nichts thun als für Tranquillina arbeiten. Hatte ich ein Kleidchen genäht so dachte ich: sie braucht es, darum hatte die Beschäftigung Sinn! — Alles Andre kam mir so ganz zwecklos und daher so völlig unsinnig vor. — Abgerechnet diese trostlosen Zeiten war die Musik, namentlich der Gesang, mir ein Lebensbedürfniß und eine Herzstärkung. Alle Thränen die ich nicht ausweinen, alle Schmerzen die ich nicht ausschreien konnte, sang ich aus um nicht von ihnen erstickt zu werden. Das hob und erfrischte mich geistig und leiblich. Hatte ich mich stundenlang so recht ausgesungen, war mir wol und muthig zu Sinn! Die Brust hatte noch Athem, die Seele noch Flügel, das Herz noch Schwung; ich lebte noch — ich liebte noch. Sang ich nun gar „Ombra adorata“ so fühlte ich mich auf dem Strom der göttlichsten Melodieen in eine so selige Sphäre hinüber gerissen, daß ich — ich mögte sagen mit verklärten Blicken — von oben herab auf die bangen Kümmernisse meines Geschicks hernieder sah und mich vereint mit dem „angebeteten Schatten“ fühlte. — Ich erinnere mich daß einst in einer lauen Sommernacht viele Menschen sich in lautloser Stille unter meinem Fenster versammelten, und in ein ganz überwältigtes hingerissenes Beifallsjauchzen ausbrachen nachdem ich

meine „Ombra adorata“ beendet. Der Gesang war für mich keine Kunst, sondern ein Stück meines wahrhaftesten Lebens, in welchem ich mich den mächtigsten Empfindungen hingab und jauchzte, weinte, klagte, jubelte, ersehnte und betete, wie es mir unter dem grauen Wolkendruck meiner Verhältnisse und in meiner tiefen Abgeschiedenheit von jeder menschlichen Theilnahme außerdem nicht möglich war.

Die Flucht der Zeit bemerkte ich nur an Tranquillina — so gleichmäßig rollten sich die Tage vor mir ab. Wäre das Kind nicht gewesen, das sich täglich, wie eine Blütenknospe fortschreitend entwickelte, so würde ich für meine Person gewähnt haben außerhalb der Zeit zu stehen — dermaßen blieb ihr Einfluß spurlos in meiner Empfindungswelt. Wie der Taucher geborgen unter seiner Glocke steht und nicht fortgetrieben wird von den Wogen des Meeres so stand ich unantastbar von meinen Erinnerungen überwölbt, an denen die Wellen der Zeit sich brachen. Das war aber keine Tugend, kein Verdienst, kein willkürlicher Entschluß; ebensowenig war es durch die Nothwendigkeit des Widerstandes oder den Zwang des Gegensatzes hervorgerufen; nein! .... es war eben nur die Natur

meiner Liebe: sie war treu aus Instinkt, nicht aus Ueberzeugung.

Tranquillina war vier Jahr alt, als Achatz mir verkündete, er sei des Aufenthalts in Frankreich überdrüssig, wir würden nach Deutschland zurückgehen. Selige Freude durchblitzte mich im ersten Augenblick; — nach Deutschland, nach Gundaccars Heimat! — aber auch nur im ersten, denn sogleich fiel mir ein, Gundaccar sei jezt gewiß verheirathet .... oder wol gar todt, und Achatz habe einen solchen entscheidenden Moment in der Fremde abgewartet. Ich konnte unmöglich eine dringende Frage nach Gundaccar unterdrücken; allein Achatz entgegnete gleichgültig, er wisse weiter nichts über Gundaccar als daß derselbe mich nichts anginge und daß er mich längst aufgegeben habe.

„Denn, fügte er hinzu, ein wahrhaft Liebender würde doch wol in fünf Jahren den Aufenthaltsort der Geliebten erkundschaftet und gesucht haben sich ihr zu nähern.“

„Ach, er muß mich ja für treulos und für die Gattin eines Andern halten!“ rief ich weinend.

„Richtig! versetzte Achatz. Lernen Sie doch endlich die Verhältnisse begreifen: sei Gundaccar vermält oder unvermält — Sie sind in seinen Augen nicht mehr Clelia Conti, sondern die Baronin

Thannau, und schwerlich würde er Ihre Tochter für die seine anerkennen."

Damit that Achatz einen neuen Abgrund der Schmerzen vor mir auf. Ja ja! er hatte ganz Recht! so durfte .... so darf Gundaccar von mir denken! .... O, ich Unselige! — Da ward mir auf einmal klar, was ich früher nie gedacht, daß Gundaccar mich vielleicht verrathen könne, daß er, wenn wir uns je begegneten, sein Antlitz wegwenden könne um mich nicht zu sehen; daß Tranquillina ihm ein fremdes Kind sein könne — — — Nein! nein! nein! nur das nicht, mein Gott! nur das nicht! Aber wie ein erstarrender Nachtfrost legt sich jezt allewig diese vernichtende Vorstellung über meine Sehnsucht ihn noch einmal zu sehen bevor ich sterbe.

Wir verließen Pau, das ich liebte als die Wiege meiner Tranquillina, und wo das arme Kind die ersten Jammerthränen seines kleinen Lebens beim Abschied von der treuen Jeanne vergoß. Ich bat dringend die gute Seele mitnehmen zu dürfen, aber Achatz schlug es ab; es vergrößere die Reisekosten, sprach er, und es sei vollkommen überflüssig auf die Anhänglichkeit eines Kindes Rücksicht zu nehmen. Ich, selbst mit Thränen in den Augen, mußte die klagende Dienerin trösten und das jammernde Kind

beschwichtigen; und so reisten wir denn abermals durch ganz Frankreich, aber in anderer Richtung — nach Bordeaux, nach Paris — an den Rhein. Wir blieben einige Wochen in Paris; Achatz schien sich vortreflich zu unterhalten. Er bot mir ein Paar Mal an mir dies oder jenes Merkwürdige zu zeigen; allein ich hatte einen Abscheu dagegen öffentlich mit ihm zu erscheinen, und konnte mich überdas nicht von Tranquillina trennen, die ich so lange sie lebte nicht zehn Minuten aus den Augen gelassen hatte. Ich habe von Paris nichts als die Straßen gesehen.

Im Herbst kamen wir nach Bonn und lebten dort genau so wie in Pau — jedoch nur anderthalb Jahr; denn Achatz verlor seine Mutter, die in Schlesien auf einem kleinen Landbesitz lebte, und nach ihrem Tode begab er sich dahin — immer mich und Tranquillina mit sich schleppend. Seit dem Mai bin ich nun hier und, wie es scheint, für den Rest meines Lebens. O welch ein Leben! wie dunkel, wie hart, wie lange kann es noch sein, denn ich bin vierundzwanzig Jahr alt! — —

Tranquillina, mein Kind, einziges Wesen, in dessen Liebe ich keinen Schmerz gefunden! für Dich schreibe ich diese Zeilen. Du wirst sie dereinst lesen .... wenn ich todt bin — wenn die zwiefache Versöhnung die um das Grab und um ein Dasein voll

unausgesetzter Qual schwebt den Flecken gemildert hat, der auf meinem Namen haftet. Dann wirst Du sie lesen und sie vielleicht nicht verstehen! — Denn hoffen will ich, daß Dich die Liebe nur wie ein Frühlingslüftchen nicht wie ein Gewittersturm berühren — und Deine innere Welt wie ein Fixstern, nicht wie ein Meteor erleuchten möge. Und siehe! bei dem Gedanken daß Du mich und meine Liebe mit ihrem Gefolge von Leid und Lust nicht verstehen könntest — sieh, Tranquillina, da füllt sich mein Auge mit Thränen, nicht meinet- sondern Deinetwegen, Kind! denn glückselig ist der Mensch je tiefer und mächtiger er empfindet, und kommt es denn dabei auf ein Paar Zähren an? und darf ich wünschen um sie Dir zu sparen, Du mögest lieber nicht glückselig sein?

Ja, wenn Du diese Zeilen lesen könntest, Gundaccar, Du würdest sie und durch sie auch mich ganz verstehen. Du würdest erkennen, daß wenn auch meine Liebe zu groß, doch meine Treue wenigstens eben so groß war, und daß nur der Schein der Untreue mir einen langen Schatten überwarf. O Gundaccar! ich bin so maßlos elend, daß mir zu Muth ist nachdem ich all meine Klagen über all diese Blätter ausgeströmt habe, als hätte ich nichts gesagt.

unausgesetzter Qual schiebt den Flecken gemildert hat, der auf meinem Namen haftet. Dann wirst Du sie lesen und sie vielleicht nicht verstehen! — Denn hoffen will ich, daß Dich die Liebe nur wie ein Frühlingslüftchen, nicht wie ein Gewittersturm berühren — und Deine innere Welt wie ein Fixstern, nicht wie ein Meteor erleuchten möge. Unselig! bei dem Gedanken daß Du mich und meine Liebe mit ihrem Gefolge von Leid und Lust nicht verstehen könntest — ach, Tranquillina, da füllt sich mein Auge mit Thränen, nicht meinet- sondern Deinetwegen, Kind! denn glücklich ist der Mensch je tiefer und mächtiger er empfindet, und kommt es denn dabei auf ein Paar Jahren an? und hart ich wünschen um sie Dir zu sparen, Du möchtest lieber nicht glücklich seyn?

Ja, wenn Du diese Zeilen lesen könntest, Gundacar, Du würdest sie und durch sie mich selbst ganz verstehen. Du würdest erkennen, daß wenn auch meine Liebe zu groß, doch meine Treue niemals eben so groß war, und daß nur der Schein der Untreue mir einen langen Schatten nachwarf. O Gundacar! ich war ja niemals eitel, daß mir zu Liebe ich während ich all meine Klagen über all diese Schwüre ausgesprochen habe, als hätte ich nichts [illegible]

2. Ein seliges Leben.

Vor dem Städtchen Schmiedeberg am Fuß des Riesengebirges, hart an der Chaussee die nach Warmbrunn führt, liegt ein freundliches Landhaus das jedem Vorübergehenden angenehm auffällt. Weiß und hell blickt es zwischen dem frischen Grün der Gesträuche hervor; zwei lange Fensterthüren sind mit pyramidalischen Blumengestellen eingerahmt. Ein zarter saubergehaltener Rasenplatz breitet sich vor ihnen aus in dessen Mitte ein kleiner Springbrunnen in einem Kranz von Rosengesträuch plätschert. Helle Kiesgänge laufen reinlich durch das Grün. Zierlich gekreuzte weiße Stäbe bilden ein leichtes und niedriges Gitter um welches sich Convolvel und Clematis ranken, und welches den Garten von der Chaussee trennt ohne ihn dem Auge des Vorübergehenden zu entziehen. Seitwärts durch ein Gitterthor geht die Auffahrt zum Hause ohne den Garten zu berühren.

Hier hatte während einer Reihe von Jahren die verwittwete Baronin Thannau gelebt, und mit der vollen Muße eines friedlichen Alters ihrem Hause und Garten die sorgsame Pflege zugewendet, die ihre wolwollende Gesinnung allen Gegenständen, lebenden wie todten, angedeihen ließ, die sich in ihrem Bereich fanden. Im Lauf des Winters war sie gestorben und seit dem Frühling bewohnte ihr einziger Sohn Baron Achatz Thannau die niedliche Besitzung. Er kam mit Frau und Tochter aus der Fremde. Früher hatte er in Oesterreichischem Militairdienst gestanden, aber seit seiner Verheirathung auf Reisen gelebt. Er war gänzlich fremd in dieser Gegend, obgleich sie die Heimat seiner Mutter war. Nur einige Mal hatte er sie früher auf flüchtigen Urlaubsreisen besucht.

Des herrlichen Wetters wegen war Warmbrunn noch Ende August zahlreich besucht. Ein junger Maler kehrte dahin zurück nachdem er eine Wanderung durch das Riesengebirge gemacht. Seine Bekannten begrüßten ihn und fragten nach dem Ergebniß derselben, nach Zeichnungen, Skizzen, Liebes- oder sonstigen Abenteuern.

„Ach, entgegnete er, es ist Alles so erschrecklich ordinär, weil so polizeilich geregelt in Deutschland — also auch im Riesengebirg! Kein Rübezahl,

keine Räuberbanden, kein Spaß, kein Spuk, keine Angst, keine Wundergeschichten — nichts als das bischen schöne Natur."

„Was will ein Maler mehr?" rief man ihm zu.

„Die hat grade der Maler überall, erwiderte der junge Mensch, denn für ihn und seinen Pinsel ist der Grashalm ein ebenso wichtiger Gegenstand des Studiums als die Eiche — und der Sonnenstral der auf dem zitternden Laube tanzt eben so unnachahmlich als ein ganzer Sonnenaufgang auf der Schneekoppe. Der Maler begehrt doch auch ein bischen menschliche Physiognomie, Spiel der Leidenschaften, Wechsel des Ausdrucks — aber woher sollen die kommen, wenn Alles so entsetzlich vorschrifts- ja tarifmäßig von statten geht."

„Dafür ist man dann auch sicher nicht übertheuert und betrogen zu werden."

„Das ist richtig! aber dafür hab ich auch nicht das Vergnügen mich mit einem solchen Kerl herum zu zanken wie z. B. in Italien, wo ich bei einer solchen Gelegenheit mehr Gestus und Physiognomie in zehn Minuten zu sehen und folglich zu malen bekomme, als in Deutschland in zehn Jahren. Da sehe ich doch noch Banditengesichter! da höre ich doch noch Pfaffen- und Räubergeschichten bei denen sich einem das Haar lüpft vor Grausen! aber hier

passirt ja nichts was den Menschen herausbringt aus der Tretmühle der Alltäglichkeit. Dazu die höllische deutsche Arbeitsamkeit! Immer fleißig, immer thätig, versiegt den Leuten die Phantasie" .... —

„Sie sollten hinzusetzen: immer hungrig und bedürftig."

„O das bedeutet nichts! bei einem überfüllten Magen und einer dickbehaglichen Existenz kommt die Phantasie auch zu kurz! Und die Italiener hätten wol etwa keinen Hunger? litten keine Entbehrungen? Corpo di Bacco! ja, sie hungern, und teufelmäßig — aber arbeiten thun sie doch nicht die göttlichen Käuze die! — sie lehnen sich an ein Gemäuer, nagen an einer Orangenschaale, dazu scheint ihnen die Sonne auf den Leib und sie bilden sich ein etwas drin zu haben: dergleichen phantasiereiche Creaturen giebt es in Deutschland nicht und dabei kommt der Maler zu kurz, denn Niemand will ihm Stich halten zum Modell. Sangue di Cristo! heute habe ich aber eine Schönheit gesehen — und auch ein Abenteuer gehabt — aber leider nur ein halbes. Eine Frau hab' ich gesehen in dem Garten eines Landhauses bei Schmiedeberg — Santo Gennaro! die ächte lombardische Weiberschönheit, der reine Typus von Palma vecchios Töchtern, von Titians und Giorgiones Ge-

liebten, Sonnenlicht verkörpert im Fleisch — o Ihr Leute! welch ein Mirakel diesseits der Alpen."

„Das wird die Baronin Thannau gewesen sein," sprach Einer.

„Nun das Abenteuer!" rief der Andre.

„Wirklich? eine deutsche Baronin Thannau! versetzte der Maler; das fällt mir schwer zu glauben! aber hört! — Es mogte sieben Uhr sein als ich heute früh Schmiedeberg verließ und langsam dahinschlendernd die frische Morgenluft so recht wonnig einathmete. Da höre ich plötzlich Kirchengesang. Der klingt so gut in der schönen Morgenstille. Ich schau' mich um, aber keine Kirche weit und breit. Ich gehe weiter und stehe vor einem Garten aus dessen Hause der Gesang durch eine geöffnete Fensterthür mir entgegen quillt. Es war ein italienischer Kirchengesang wie ich ihn hundertmal von unsichtbaren Nonnen in Klosterkirchen gehört. Dazu plätscherte ein Springbrunnen, späte Rosen dufteten, Schmetterlinge flogen im Zickzack, die Berge sahen ganz ernsthaft zu — mir wurde feierlich zu Muth. Siehe, da sprang aus jener Fensterthür ein reizendes Kind die drei Stufen in den Garten hinab, und trieb eifrig ein Tonnenband vor sich her rund um den Rasenplatz herum. Im rosenfarbenen Musselinkleidchen, mit dicken wallen-

den blonden Locken, die Aermchen frei von den verdammten Hülsen der Handschuh oder der langen Ermel, gaukelte dies holde kleine Mädchen wie eine Rosenelf vor mir herum, während der Gesang drinnen fortwährte. Ich geschwind heraus mit meiner Zeichenmappe, wenn nicht das Kind doch die Umgebung wollt' ich skizziren, denn sie kam mir verklärt vor durch die erhabene Schönheit jener Singstimme und durch die liebliche dieses Kindes. Da bemerkt mich die Kleine, stuzt, flieht ein wenig, sieht zurück, sieht daß ich bei meiner Arbeit bleibe und ihr nur freundlich zunicke — kommt langsam wieder, blöde und doch neugierig, tritt bis ans niedrige Gitter das den Garten umgiebt, und schaut mich mit großen schwarzblauen schimmernden Augen so unverwandt an, daß ich in der größten Hast ihr Porträt entwerfen kann. Ich schweige um sie nicht zu verscheuchen: sie schweigt auch und sieht mir gespannt zu. Endlich zeige ich ihr das Bild. Sie erkannte sich schwerlich, aber das schöne kleine Mädchen im Bilde gefiel ihr, denn sie betrachtete es mit leuchtenden Augen und sprang plötzlich fort und ins Haus hinein. Da verstummte der Gesang, und mit ihrer Mutter, der göttlichen Sängerin und der göttlichen Schönheit, erschien die Kleine wieder im Garten. Ich war ganz bestürzt als ich diese Götter-

gestalt mir entgegen wandeln sah, und als sie mir freundlich Guten Morgen bot und mich fragte wodurch ich ihre Tochter entzückt habe, war ich förmlich gerührt von dieser Wundererscheinung und bat sie um Verzeihung wegen meiner Dreistigkeit das Porträt versucht zu haben. Ich reichte es ihr; — — plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, steht ein langer schwarzbärtiger, finsterblickender Mann, ein wahrer Rübezahl hinter ihr, nimmt ihr das Blatt aus der Hand, giebt es mir über das Gitter wieder und führt sie ohne Umstände, und indem er mich mit einem kurzen Kopfnicken abfertigt, in das Haus zurück, während die Kleine an Hand und Kleid der Mutter sich klammernd ihr nachschlich. Die Thür des Gartenzimmers schloß sich hinter ihnen."

„Vielleicht ist die Baronin Thannau geisteskrank," sprach einer der Zuhörer nach einer Pause.

„Geisteskrank? rief der junge Maler entsetzt. Nein nein! mit einem solchen Auge blickt der Irrsinn nicht!"

„Oder vielleicht geht sie auf Abenteuer aus."

„Sangue di Cristo! rief der Maler erzürnt, beleidigt nicht diese Himmelskönigin."

„Oder vielleicht ist der Baron Thannau ein eifersüchtiger Othello oder Blaubart."

„Das ließe sich eher hören.“

„Oder vielleicht war das Ganze ein Rübezahls-Blendwerk mit welchem der alte Berggeist einen jungen Künstler erfreut und geneckt hat, und die Giorgionische Bella, das Rosenelf-Kind, Landhaus und Fontäne und Garten sind in diesem Augenblick nichts — als ein Haufen von Chausseesteinen.“

„Oder endlich unser Freund spielt uns gegenüber den Rübezahl und erzählt Märchen — statt Abenteuer.“

„Erlebt hab ichs! versicherte der Maler, aber mir ist als hätte ichs geträumt — oder als hätte ichs einmal schon gesehen .... z. B. am Himmel, wie der Mond und der Stern von der schwarzen drachenartigen Wolke verschlungen werden.“

„Mir ist als hätte ich .... mir ist als wär' ich .... rief einer der jungen Leute lachend; spricht so nicht Zettel unter Oberons Verzauberung Titanien gegenüber?“

„Und sollten wir nicht sämtlich morgen in aller Frühe diese psalmsingende Titania in ihrem Rosengarten zu belauschen suchen?“

„Nein! morgen gehts auf die Falkenberge!“ versetzte Einer, und dadurch war dem Gespräch eine andere Wendung gegeben.

Ein seltsam unbehagliches Leben waltete zwischen den Bewohnern jenes freundlichen Landhauses. Baron Thannau bekümmerte sich nur insofern um seine Frau, als er sie in einer Abgeschiedenheit und Unmündigkeit hielt, die auf ihre Geistesschwäche zu deuten schien. Sie machte keine häusliche Anordnungen, sie gebot und befahl nicht, sie hatte kein Geld in Händen; sie wurde bedient, versorgt, bewacht, und ließ geschehen was er anordnete mit einer Gleichgültigkeit die an Apathie streifte. Sie war unzertrennlich von ihrer kleinen Tochter, während Baron Thannau höchst selten mit seiner Frau nie mit dem Kinde sprach. Er sah es nicht an, er bekümmerte sich nicht darum, es schien gar nicht für ihn zu existiren; daher bestand auch nicht die geringste Gemeinschaftlichkeit zwischen ihm und der Baronin, die für nichts lebte als für dies Kind und für ihre einsamen Gedanken. Weder Leid noch Freude, weder Beschäftigung noch Zerstreuung, weder Sorgen noch Hofnungen, weder Gegenwart noch Zukunft theilte das Ehepaar. Jeder stand für sich in klausnerischer Einsamkeit dem Andern fremd gegenüber, und nie kam ein Wort vor in welchem sich die Gedanken — nie eine Handlung in welcher sich die Herzen begegnet wären. Dennoch konnte man den Baron Thannau keinen Haustyrannen

nennen. Damit ein solcher sich ausbilde muß in Weib und Kind doch zuweilen der heimliche Druck in laute Empörung, in Klagen, Bitten, Wünschen ausbrechen, wenn auch nur um alsbald zu verstummen vor dem despotischen Gebot. Es müssen heimliche Umgehungen, Schliche und Ränke statt finden, da die offene Widersetzlichkeit nicht zum Ziel führt. Ob das Alles in früheren Zeiten sich geäußert hatte und wirksam ausgerottet war, blieb zweifelhaft; — jezt aber bewegte sich Frau von Thannau in ihren kerkerähnlichen Schranken wie ein Geist, der durch seinen Körper in den Bann eines harten Zaubers gefallen ist und die Unmöglichkeit einsieht denselben abzuschütteln — es sei denn durch einen mächtigeren Zauberspruch einer höheren Macht. Sie sah nicht resignirt aus, sondern in sich gekehrt und tief innerlichst abgeschlossen mit ihrem Wollen, ihrem Denken, ihrem Lieben; und fiel ihr Blick je auf die Außenwelt, so schien er weit über alles Sichtbare hinweg zu fliegen und nach einem unsichtbaren Gegenstand schmerzlich zu suchen. Gewöhnlich ging er aber nicht über ihre Tochter hinaus. Sie war von fremdartiger ungewöhnlicher Schönheit, in prachtvollster Jugendblüte, von einer Vollendung der Formen, welche in der Regelmäßigkeit nicht erstarrt, sondern zu ihr aufgeblüht

waren, die aber bei aller Weichheit, Verschmelzung und Zartheit, fern von jeder zerfließenden Weichlichkeit waren, welche mit matter Mittelmäßigkeit der Geistes- und Herzensfähigkeiten Hand in Hand zu gehen pflegt. Entschieden war ihr geschlossener Mund, fest gewölbt der Bogen unter dem das rein und groß geschnittene Auge ruhte, bestimmt der Auf- und Niederschlag des dunkel bewimperten Augenliedes. Ein großer Ernst wie von schweren geduldig ertragenen Schicksalen lag gleich einer Sternennacht auf ihrem Antlitz; doch eine innere Sonne ging darüber auf in drei Augenblicken: wenn sie sich mit ihrer Tochter beschäftigte, wenn sie sang, und wenn sich ihr Blick auf ein unbestimmtes Etwas heftete, das sie nur mit dem innern Auge wahrzunehmen schien. Dann brach ein Glanz, eine Glut, ein Licht hervor, welches sie wie eine Flamme umgab und verklärte. Abgelöst durch die Liebe, durch die Kunst, durch die Sehnsucht vom Druck der irdischen Zustände, war sie die Göttin, die unsterbliche Schönheit! falteten jene wieder ihre Schleier um sie, war sie nur noch ein wunderschönes Weib.

Die verstorbene Baronin Thannau hatte ein Mittelding von Gesellschafterin, Kammerjungfer, Pflegekind und Wirthschaftsgehülfin hinterlassen, eine ziemlich hübsche, sehr schlaue junge Person,

deren Versorgung sie ihrem Sohn ans Herz gelegt hatte. Durch ihre verschiedenen Aemter und Dienste bei der alten Dame hatte sich dies Frauenzimmer allmälig eine vollkommne Herrschaft über dieselbe und folglich im ganzen Hause angeeignet, und sie verlor dieselbe nicht unter dem Baron Thannau. Es munkelte im Städtchen viel von seiner Vertraulichkeit mit ihr; doch war man bereit ihn zu entschuldigen — wegen der geisteskranken Frau — und die Mademoiselle Jenny als eine ausgezeichnet tüchtige Wirthin zu loben, weil sie ein etwas gesucht bescheidenes Benehmen um so mehr an den Tag legte als man sie verleumdete — wie sie sagte — ein Verfahren wodurch das oberflächliche Urtheil häufig irre geführt und fast immer gewonnen wird. Ueber die persönlichen Verhältnisse ihrer neuen Herrschaft beobachtete jedoch Mademoiselle Jenny ein lobenswerthes Schweigen, obgleich ihre Bekannten sie mit Fragen und Vermuthungen aller Art heimsuchten. Auch über den wichtigen Punkt des Irrsinns der Baronin Thannau sprach sie sich nie aus; entgegnete nur: sie könne das nicht beurtheilen, die Frau Baronin sei eine Italienerin, bekümmere sich nicht um Haus noch Hof noch Garten, möge nicht in Gesellschaft gehen, lese und musizire den halben Tag, vertändle die andre Hälfte mit dem Kinde —

das möge in Italien wol so Sitte sein; sie ihres Theils wisse das nicht, und habe auch nicht Zeit darüber nachzudenken indem der Herr Baron ihr die Leitung und Aufsicht des ganzen Hauses anvertraut habe. Mademoiselle Jenny machte mehr Besuche als sie empfing, und als ein Paar Freundinnen sie baten ihnen doch einmal die Baronin singend oder spazierengehend — oder wenigstens das Kind zu zeigen, entgegnete sie bestimmt aber höflich: das sei kein Gegenstand für die Neugier. Dadurch, besonders verstärkt durch das abgeschiedene Leben, glaubte man immer mehr an den Irrsinn der Baronin.

Als Baron Thannau zuerst in diese Gegend kam, sprach er eines Tages zu seiner Frau:

„Clelia, hören Sie mich gelassen an. Jezt ist vielleicht der Augenblick gekommen in welchem sich ohne Aufsehen zu machen ein Wendepunkt unsers Schicksals anknüpfen ließe.“

„Achatz!“ jauchzte sie mit beklommener Stimme, hob die gefalteten Hände zu ihm auf und sah ihn mit freudefunkelnden erwartungsvollen Augen an.

„Ja, Clelia! wir haben sechs Jahr neben einander gelebt — Gott allein weiß wie! hier .... weiß es Niemand; hier kennt Niemand unsre Vergangenheit; hier gelten wir für ein Ehepaar und

Niemand zweifelt daß Ihr Kind auch das meine sei. Sieben Jahre Ihrer Sanftmuth, Ihrer standhaften Geduld, Ihrer ernsten Ergebung haben mich entwaffnet. Ein Fehltritt des feurigen Jugendrausches, den die Würde eines ganzen Lebens gut machen kann, darf nicht durch die Qual eines ganzen Lebens gebüßt werden. Ein Wort von Ihnen — und mein Name gehört Ihrer Tochter und vergessen sei die ganze Vergangenheit."

Je länger er sprach um desto mehr entschwand die freudige Aufregung aus Clelias Zügen, und ging anfangs in Ernst, endlich in stolzen Unwillen über; jezt unterbrach sie ihn hastig:

„Ich bitte, kein Wort mehr! Wol kann die Würde eines Lebens den Fehltritt eines Augenblicks gut machen; aber durch Verleugnung der Liebe, der Treue, der Wahrheit, würde mir diese Würde verloren gehen. Meine Tochter soll keinen Mann Vater nennen, der ihrer Mutter gänzlichst fremd gewesen ist, — der einen Augenblick bewußtloser Verzweiflung gemißbraucht hat um sie durch Bande an sich zu knüpfen, welche zwar der Priester, aber weder Liebe noch freier Wille geheiligt hat. Meine Vergangenheit ist mir nicht vergangen! sie lebt in meinem Kinde und in meinem Herzen gegenwärtig und zukünftig! sie ist mein Leben, mein Athemzug,

mein Pulsschlag — und das sollt' ich vergessen? da müßt' ich doch zuvor sterben!"

„Sie sind eigensinnig, Clelia, entgegnete der Baron gelassen. Sie träumen noch immer von einem Mann für den Sie längst ein Traum geworden sind. Das ist Thorheit — denn Ihnen geht darüber der Genuß des Daseins verloren, der für Niemand reicher und voller sein könnte, als gerade für Sie. Sie leiden durch eine fixe Idee; lassen Sie dieselbe als ein Wolkenbild in ihrer Unhaltbarkeit zerflattern — und Sie können glücklich sein .... sogar noch glücklich machen. Welch Weib unter der Sonne läßt gleichgültig diese Zauberkraft in sich unbenutzt: glücklich machen zu können! und Sie Clelia, der dieser Zauber zu Gebot steht wie keiner Andern — Sie, die Sie mich trotz einer Schwäche die das Weib verächtlich und der Liebe unwerth macht, über alle Vernunft und allen Begriff hinaus verzaubert haben — Sie könnten ein langes Leben hindurch gleichgültig für mich bleiben? das ist nicht menschlich, Clelia, das ist verkehrt und wahnsinnig."

„Wenn ich's nicht wäre, so könnte ich sagen: vielleicht ist's göttlich! — Aber sei es denn Thorheit, Traum, Irrsinn: ich liebe nun einmal Gundaccar."

„O der verhaßte Name! brach der Baron aus.

Wolan, Sie lieben ihn, und er? lebt er? liebt er Sie? gelten Sie ihm nicht für mein Weib? kann er nicht mit Zorn gegen Sie angefangen und mit Gleichgültigkeit geendet haben? kann er nicht längst verheirathet, glücklicher Gatte und Vater sein? ist das Alles nicht viel wahrscheinlicher als das Gegentheil?"

„O viel, viel wahrscheinlicher!" entgegnete Clelia und Thränen hingen an ihren schwarzen zuckenden Wimpern, aber ihre Stimme war fest.

„Was lieben Sie denn noch an ihm wenn er in diesen sieben Jahren ein Anderer geworden ist?"

„O! rief sie, ich liebe nicht dies und jenes an ihm, sondern ihn .... wie er war und wie er in meinem Herzen ewig ist."

„Eine Chimäre so zu lieben — das ist, das muß Wahnsinn sein."

„Hören Sie auf, Baron Thannau! unterbrach Clelia ihn stolz. Ich bin vollkommen überzeugt daß meine Art zu wollen, zu empfinden und zu handeln Ihrer Natur unverständlich sein muß — denn die Ihre ist es mir. Darum habe ich von jeher nichts von Ihnen begehrt als meine Freiheit, damit Jeder von uns, unbeeinträchtigt durch den Andern seiner Natur nach leben könne — und es ist mehr als

unmenschlich, daß Sie sich diesem Begehren widersetzen."

„Es ist ganz menschlich, erwiderte er kalt. Sie sind mein, ich liebe Sie — ich kann Sie nicht glücklich machen; wolan! so müssen Sie durch mich elend sein. Ein Gefühl wie das meine für Sie, muß eine Wirkung auf Sie haben — ist's nicht in Liebe, so sei es in Haß."

„Könnten Teufel lieben, so würde das ihre Liebe sein!" sprach Clelia verächtlich.

„O nicht doch! nicht doch! Tausendmal quält der Mensch das Geliebte und liebende Wesen blos um sich hinterdrein mit ihm zu versöhnen. Ist es aber nur geliebt und nicht liebend, so währt die Qual länger, weil keine Versöhnung erfolgt."

„So daure sie fort! entgegnete Clelia; denn Versöhnung kann nimmer erfolgen."

Plötzlich warf Achatz sich vor ihr nieder, umschlang ihre Knie und drückte sein flammendes Antlitz darauf indem er gepreßt sagte:

„Clelia .... aber Clelia .... ich liebe Dich, Weib" .... —

Wie der Blitz zuckte ein kleiner verborgen getragener Dolch in ihrer Hand plötzlich über ihm und ruhig sprach sie:

„Blicken Sie auf, Baron Thannau; dies ist

meine alte Ihnen wolbekannte Antwort mit der ich nicht scherze und die ich Ihnen nicht gern in Worte dolmetschen mögte."

Er fuhr auf und sah sie wild an:

„Gilt der Dolch mir oder Dir?"

„Wen's trift!" sprach sie gefaßt.

„Wer's glaubte!" rief er außer sich.

„So sehen Sie es!" sagte sie und setzte die feine Spitze des Dolches so scharf auf ihre Brust daß ein hellrother Kreis um sie, wie um einen Bienenstachel auf der weißen Haut zusammenlief.

„Rasendes Weib!" sagte Thannau zähneknirschend, stand auf und verließ das Zimmer. Clelia küßte ihren Dolch und trocknete ein Paar kleine Bluttropfen, die wie Korallen auf ihrer Brust lagen.

Beschwichtigung der innern Stürme, Rache für zurückgewiesene Liebe, Erklärung der fremden Sinnesart lag für Baron Thannau einzig und allein in der Vorstellung, daß Clelia nicht mehr die Kraft des Willens und die Klarheit der Einsicht habe um sich der Herrschaft ihrer Lieblingsgedanken zu entziehen: partieller Wahnsinn setzte sie in seinen Augen in diesen unnatürlichen Mangel an Zusammenhang mit der Welt, mit den Verhältnissen, mit ihrer Bestimmung. Die ewige nagende Sehnsucht ohne Befriedigung, die Conzentration des Willens

auf einen gewaltigen und unfruchtbaren Widerstand, der gänzliche Mangel an Verkehr mit Menschen und mit Außendingen, das beständige Zurückdrängen aller Lebensthätigkeit, konnten warlich bei einer so vollkräftig vibrirenden Organisation eine krankhafte Seelenverstimmung erzeugen. Er sprach sich selbst dabei von jeder Schuld frei; er rief sich seine Liebe, dann seine Nachsicht, dann seine wolthätige Strenge, endlich seine bereitwillige und noch immer liebeglühende Versöhnlichkeit zurück um daraus den Schluß zu ziehen: er habe Alles gethan was ein Mann thun könne, der ein Weib zu sehr liebe um gelassen dessen Glück in den Armen eines Andern zuzusehen. In Folge dieser Ueberlegung nahmen Ausdruck und Stimme etwas Niedergeschlagenes an wenn er zu Fremden von seiner Frau sprach, und ohne je Wahnsinn, Gemüths- oder Geisteskrankheit zu nennen, ließ er mystische Worte fallen von Heimweh, von frühem Klosterleben, von schädlichem Einfluß des Klimas, von Abneigung gegen die Gesellschaft, von der ihm auferlegten Unmöglichkeit Gäste bei sich zu sehen weil ihm die Hausfrau fehle — was Alles nicht eigentlich unwahr, aber dennoch so gesagt war, daß Andre einen falschen Schluß ziehen mußten. Dadurch erreichte er seine Absicht Clelia gänzlich von der Welt abzuschneiden, denn was er auch von

Gundaccar gesagt — er wußte wol daß Gundaccar unvermält war, und deshalb bemühte er sich den Möglichkeiten und dem Zufall nach Kräften die Thore zu schließen.

Als Jenny der Baronin die Schlüssel des Hauses abliefern wollte, verhinderte es Thannau durch das Gebot die Baronin nicht mit häuslichen Angelegenheiten zu belästigen, die ihrer Neigung zuwider wären. An ihn wären alle Vorkommenheiten zu berichten, in seine Hände alle Rechnungen und Foderungen zu liefern, mit ihm die Einrichtung des Hauses zu besprechen; und man solle nicht etwa glauben, daß er ein weniger wachsames Auge auf alle Vorfälle habe als etwa die Baronin haben würde. Nein! er sei höchst aufmerksam und führe ein ernstes Regiment; pünktlich müsse sein Befehl vollzogen werden: dann sei er ein guter Herr. Wonach sich zu richten. Jenny richtete sich aufs Genaueste danach und ging mit der größten Schmiegsamkeit in seine Absicht ein. Für sie war er der unumschränkte Gebieter und die Baronin ein Schatten ohne Willen und ohne Einfluß, und so schlau war sie, daß sie seine Wünsche errieth und ihm, als er einen Tag in Geschäften verreist war, bei seiner Heimkehr genau erzählte was die Baronin Stunde um Stunde gethan und getrieben hatte —

aber nicht mit dem Anstrich der Spionerei, sondern so als wisse sie wie ihm das am Herzen liege. Er sah bald ein daß er sich auf Jenny verlassen dürfe; und nach einigen Monaten hatte sie es mit dem Schein der Unterwürfigkeit und mit steter Berücksichtigung seiner Schwächen dahin gebracht, daß sie wie zur Zeit seiner Mutter das Haus regierte.

Für Clelia war es gleichgültig mit wem ihr Kerkermeister sein Amt theilte, wem er sein Vertrauen schenkte, zu wem er hinab stieg oder wen er zu sich herauf zog. Sie hatte weder Gedanken noch Theilnahme für ihre Umgebung. Sie wurde immer trauriger, angstvoller, beklommener. Ihr war zu Muth als müsse sie ihr Kind an die Hand nehmen, mit ihm in die weite Welt hinaus ziehen und den Ersten Besten fragen ob es denn nicht einen guten Menschen auf der Erde gebe, der sich mitleidig ihrer annehmen und ihr zu ihrem Vermögen verhelfen wolle, damit sie in Freiheit leben könne — nur in einsamer stiller Freiheit mit ihrem Kinde in Verona oder sonst irgendwo in Italien. Deutschland war ihr entsetzlich, so rauh, so arm, so hart von Luft und Erde! Mit der krankhaft geschäftigen Phantasie der Unglücklichen malte sie sich die Landschaften von Genf, von Pau, sogar von Bonn aus. Ueberall war's doch besser gewesen als hier! Die Reb-

gelände, die schönen Flüsse, der reiche Boden — das erinnerte doch noch an die Heimat! aber hier .... nichts als die kühle, grüne, hügelige Erde, die sich wie ein Gottesacker voll Gräber um sie wellte und sie absperrte. Tagelang ging sie umher zwischen den Rosen und blühenden Gesträuchen ihres Gartens mit trostlosem Herzen, mit zermarternden Gedanken, bis die Ermüdung des Körpers die arme Seele in Betäubung versetzte. Wer aber auf der Chaussee reisemüde, erhitzt, bestaubt, krank vorüber rollte oder ging, warf einen erheiterten Blick auf das freundliche Landhaus, weil es ganz so aussah als müßte es von recht zufriedenen Menschen bewohnt sein.

Zu der letzten Sehnsucht des Unglücklichen, zu dem Erlöser, dem Tode, durfte Clelia sich nicht flüchten. Sie mußte nicht blos leben, sondern wünschen zu leben — Tranquillina, das holde Kind machte es ihr zur Pflicht. Oft wenn sie dies Kind mit kummervollen zärtlichen Blicken ansah dachte sie heimlich: O du strenger Gott! wie rächt sich das verbotene Glück und die unerlaubte Freude so bitter und schneidend an dem Uebertreter! hätte ich Gundaccar geliebt wie man lieben soll — und wären wir auch von einander gerissen — so hätte ich doch entfliehen, in einem Kloster Schutz finden,

oder endlich mich sterben lassen dürfen. Aber nun, da ich ihn geliebt habe wie man nicht lieben soll — nun liegt die Blüte dieser Liebe wie eine umdornte Rose auf meinem Herzen und thut mir weh .... und dennoch muß ich sie anlächeln, und ihretwegen an dem Leben hängen das mir durch sie zur Folter wird.

Kam dann der Abend, hüllte er beruhigend die Welt und die Herzen in Dunkel und Schlaf, so setzte Clelia sich an ihren Flügel und sang. Dann wurde ihr der Schmerz wieder klein und das Herz wieder groß, die Brust weit, die Seele frei. Sie verkehrte mit andern Geistern, sie lebte in einer andern Sphäre, sie sang ihre eigenen Geschicke, und leuchtend wie verklärte Bilder zogen sie an ihr vorüber, nicht mehr in ihr, und sie selbst wurde dann zu einer verklärten Gestalt. Aber den Schluß ihrer Gesänge welcher Art sie auch gewesen sein mogten, bildete allabendlich Zingarellis „Ombra adorata“, dieser schwermüthig leidenschafliche Klage- und Wonnegesang einer flammenden Liebe neben einem Sarge. Und darauf verstummte sie. — — —

Es war ein gewitterschwüler glühender Abend des Spätaugust, Mitternacht nahe. Schwarze Wolken lagen auf dem Gebirg und scheue Blitze

zuckten zuweilen daraus hervor. Uebrigens war der Himmel rein und mit Myriaden Sternen übersäet, und wie ein Goldregen schienen sie mitunter zur Erde zu fallen — aber es waren nur ihre Phantome, die Sternschnuppen.

Die Thüren von Clelias Gartenzimmer waren geöfnet. Der Duft der Nelken und Levkoien quoll mit dem langsamen und schweren Nachtwind in linden Stößen in das Gemach. Aus demselben heraus drang ihre goldene Glockenstimme. Sie saß am Flügel der in der Mitte des Zimmers stand, und in dessen Hintergrund brannten zwei Lampen auf einem Tisch zwischen Blumenvasen. Ihre schöne schlanke Gestalt und ihr wundervolles Antlitz zeichnete sich im Profil auf das helle Licht wie auf Goldgrund ab. Sie war gekleidet wie Jemand der die Mode nicht kennt und nicht braucht. Wars ein Schlafrock, wars ein Hauskleid, ihr Anzug von perlfarbenem Tafft mit rosenfarbenen Schleifen, welche von der Brust bis zu den Füßen das Kleid schlossen? es war so malerisch und so bequem wie die arme Mode es selten erfinden darf, weil das Sorglose und Malerische nur schönen Gestalten gut steht. Das üppige glänzend blonde Haar wellte sich von der Stirn zurück und war im Nacken zu einem Knoten geschlungen. Ueber dem Ohr hing eine

purpurfarbene Nelke nachlässig herab. Die weltliche Herrlichkeit, den Prunk von Sammet, Goldstickerei und Geschmeide, die ganze Fülle der irdischen Wolfahrt abgerechnet, welche den Frauenbildern der Venetianer einen so stolzen Reiz geben, sah Clelia allerdings wie ein Bild einer ihrer größten Meister aus. Aber nicht gleich einer Königin oder einer Patriziertochter oder einer Hetäre war ihre Erscheinung, sondern wie eine schicksalträumende Sybille oder wie eine Zauberin welche die Gestirne beschwor sah sie aus, und so begann sie ihren Nachtgesang, das Rezitativ: „Tranquill' io sono."

Ein junger Mann im leichten Reiseanzug kam aus der Stadt und ging langsam auf der Chaussee fort, die sich wie ein weißes Band zwischen dem nächtlich schwarzgefärbten Grün dahinzog. Er kam von Salzbrunn und wollte nach Warmbrunn. Sein Wagen wartete mit drei andern vor dem Posthause in Schmiedeberg auf Abfertigung, welche sich der späten Stunde wegen etwas verzögerte. Er ging voraus, nicht um die schöne Nacht zu genießen, sondern gleichgültig wie Jemand der nur geht um sich etwas Bewegung zu machen. Vor Baron Thannaus Garten stand er still, Clelia ging eben mit dem Ritornell aus dem Rezitativ zur Arie über. Das mußte ihm bekannt sein; er horchte auf; Er-

innerung dämmerte in ihm und fuhr plötzlich wie eine Sonne empor als Clelia anhub; „Ombra adorata aspetta“ .... Er sprang über das Gitter und stürzte besinnungslos dem Hause zu — blieb aber dann plötzlich im Schatten stehen, und schlich vorsichtig näher um sich zu überzeugen ob sie es sei. O ja! .... sie war es! .... sein Herz schrie laut: „Clelia!“ .... aber der Mund schwieg, die Stimme versagte in der unmäßigen Aufregung. Er war nur Ohr, nur Auge, er hörte und sah Clelia! Vergessen waren sieben Jahre, alle Schranken, alle Hindernisse, alle Umwälzungen ihrer Lage! Er kam zu ihr, heimlich, in stiller Nacht, wie damals — nur unerwartet. Er blieb stehen wie festgebannt. Was wird sie thun? ahnt sie nichts? giebt es keinen Zug der Geister zu einander? fühlte sie nicht daß sie mich in ihre Sphäre hinein gesungen hat? — — Da verhallte ihre Stimme. Langsam stand sie auf, trat in die Gartenthür, hob die Arme zum Himmel auf und sagte mit leidenschaftlich glühender Trauer: „Ombra adorata.“ Tausend ungeweinte Thränen zitterten in den beiden Worten. Plötzlich tauchte der Fremde aus dem Schatten auf, stand neben ihr in der Thür. Ein Blitz der Extase fiel vor ihr nieder, sie stürzte in seine Arme; — doch nur eine Sekunde. Sie riß sich auf, faßte seinen Kopf mit

beiden Händen, sah ihm in die Augen und durch die Augen bis in's Herz hinein und sagte endlich:

„Gundaccar! .... Du hast mich lange warten lassen;" und ihr Kopf sank auf seine Schulter.

Eh' er aber ein Wort finden, und nichts als sie anschauen und an sich drücken und wie ein wiedergefundenes Kleinod am Herzen halten konnte — legte sie rasch einen Finger auf seine Lippen und fragte leise:

„Du kommst mich zu holen, Gundaccar?"

Er wollte sie gleich mit sich fortziehen.

„Warte!" flüsterte sie, flog ins Nebenzimmer nahm vorsichtig das schlafende Kind aus dem Bett, verhüllte es mit einem großen Shawl, kehrte eilig zurück, nahm aus dem Schreibtisch ein kleines Portefeuille, löschte die Lampen und flüsterte athemlos:

„Nun leise, leise und geschwind fort!"

Sie durcheilten flüchtig den Garten. Gundaccar hob Clelia und die schlaftrunkene Kleine über das Gitter. Ein Wagen mit Laternen kam aus der Stadt gefahren.

„Ich hoffe der meine ists," sagte Gundaccar. Sie gingen ihm entgegen. Er war es. Der Diener erkannte seinen Herrn, ließ halten, Gundaccar riß ungeduldig den Schlag auf und der Diener schloß ihn etwas befremdet hinter der vergrößerten

Reisegesellschaft. Aber als die Wagenthür zuflog, als der Postillon auf Gundaccars Zuruf: „Einen Dukaten die Post! nur vorwärts! vorwärts!“ — von dannen jagte — da erst begriffen Beide daß sie bei einander waren — und jezt erst jauchzte das Entzücken in ihnen auf. Die Betäubung wich, die Angst entschwand, das Entsetzen einer großen Ueberraschung ging unter; die Freude rauschte hell auf wie ein vom winterlichen Eise entfesselter Strom. Die engen vier Wände des Coupé's umfingen ein unsägliches Glück. Sie hatten sich wieder! gleichviel wie, gleichviel wo, gleichviel wohin, gleichviel die ganze Vergangenheit und die ganze Zukunft, gleichviel Leben oder Tod! — es war Alles, Alles einerlei: sie hatten sich wieder, sie waren selig .... o selig! — und was braucht man mehr? .... Aber Dank dir, o Gott, daß es eine solche Seligkeit auf der Erde giebt! — —

Was sie sprachen — wer kann's sagen? Die Liebe hat ihre eigene Sprache! Im hohen Schwung der Poesie, der Begeisterung und der Andacht hat die Seele immer eine Sprache, welche die Menschenzungen im Alltagsleben nicht reden und welche im nüchternen Zustand Keiner versteht; aber die Liebenden verstehen sich .... auch ohne Frage, auch ohne Antwort, auch ohne Erklärung; sie sind clair-

voyants des Herzens und Poesie, Begeisterung und Andacht leihen ihnen ihre Bilder, ihre Worte, ihre Hingebung.

Das Kind erwachte und wickelte sich weinend über die befremdliche Umgebung aus dem Shawl.

„Weine nicht, Tranquillina! sagte Clelia und herzte es; — habe ich Dir nicht immer erzählt der Papa würde kommen und uns zu sich nehmen! Sieh, nun ist er gekommen! nun mußt Du ihn lieb haben, Tranquillina; viel viel lieber haben als Du mich hast .... und nicht weinen, Kind!“

Tranquillina schlang ihre Arme um den Hals der Mutter und sagte:

„Nein! nicht lieber als Dich!“ und das müde, glühende Köpfchen sank in Schlaf auf Clelias Arm zurück. Aber als Clelia zu Gundaccar aufblickte schimmerten seine Augen in Thränen.

„Clelia! sagte er mit zitternder Stimme, bist Du denn immer im Himmel gewesen daß Du mir einen Engel daraus zurückbringst!“

„Im Himmel Deiner Liebe? .... ja Gundaccar“ entgegnete sie.

„Gerade nach Hirschberg,“ rief Gundaccar dem Postillon zu, ließ dort die Pferde verdoppeln, und Dank dem Dukaten ging es fliegend weiter auf

der Straße nach Dresden. Die Sterne erbleichten, die Dämmerung kam, die Sonne ging auf.

„O jezt erst im hellen Tageslicht glaube ich an mein Glück, jubelte Clelia, denn die Nächte haben mich schon tausendmal mit einem ähnlichen Traum erst erfreut und dann betrübt.“

Ohne die fremde nächtliche Beleuchtung, im reinen, enthüllenden Stral der Morgensonne sahen sie sich nach einem Zeitraum von mehr als sieben Jahren endlich wieder. Clelia durfte den Blick nicht scheuen den die kälteste Besonnenheit prüfend auf ihre Schönheit geworfen hätte; aber in ihrer Klausur, gänzlichst sorglos über ihre Person, gänzlichst abgezogen von dem Gedanken an gefallen können und wollen, der auch seine Pflege begehrt um nicht in Verwilderung oder Vernachlässigung auszuarten — war sie sich selbst so fremd geworden, daß sie ganz beängstigt ausrief als Gundaccars liebeglühender Blick auf ihr ruhte:

„Ich bin wol sehr verändert! .... oder sollte ich wirklich noch hübsch sein, Gundaccar?“

„Schau nur in meine Augen, sprach er, die sind ein treuer Spiegel! da wirst Du schon gewahr werden wie Du bist.“

„Der Spiegel schmeichelt! rief sie; — nun aber

will ich Dich anschauen und Zug um Zug vergleichen ob Du noch der Alte bist."

Sie kniete auf dem Sitz des Wagens, umschlang seinen Nacken und wollte fröhlich ihre Musterung beginnen; aber statt dessen fragte sie mit zärtlicher Trauer nach einer Pause:

„Bist Du krank gewesen, Gundaccar?"

„Nicht sehr! . . . . nur etwas brustkrank . . . . nervenangegriffen . . . . gleichviel, mein Engel! jezt ist mir ganz wol."

„Also hat Dir doch etwas gefehlt?"

„Gewiß, gewiß! Clelia hat mir gefehlt! — Sieh, ich habe mich um Dich gegrämt mehr als ich mich jezt freuen kann Dich wieder zu haben! — man entwöhnt sich dermaßen vom Glück, daß man sich nicht drin zurechtfindet wenns plötzlich kommt."

„Aber nichts lernt sich leichter wieder, sagte sie zuversichtlich; wir sind und wir bleiben beisammen, wir gehören zusammen: das ist der Boden worin unser Leben Wurzel schlagen muß; und hat es das gethan, so werden ihm die Blüten nimmer fehlen."

Stralend und hofnungsfreudig, ein Wesen dem die Zukunft gehört weil es sich derselben gewachsen fühlt — so war Clelia. Gundaccar erschien, neben ihr wenigstens, als mehr der Vergangenheit angehörend. Er war schön und edel von Zügen

und Ausdruck, sein dunkles tiefliegendes Auge blickte zugleich innig und glänzend, weiches braunes Haar lockte sich voll und reich um seine Stirn, die Gestalt konnte kaum schöner sein; — er sah ungemein interessant aus — wie man gewöhnlich solche Erscheinung zu nennen pflegt in der das Kränkliche in der Form des überwiegend Geistigen sich zu verstecken scheint; — aber es war kein Nerv in der Haltung, keine Frische im Antlitz, keine elastische Spannkraft in dem ganzen Menschen. Wie ein leichter Nebel, nur wahrzunehmen jedoch nicht zu bezeichnen, hing eine matte Erschöpfung über ihm. Er war nicht dem Leben gewachsen. Aeußerst talentvoll, fein organisirt, höchst phantasiereich, hätte er in schlichten strengen Verhältnissen, die von Kindheit auf seinen Charakter geübt und ihn in Gleichgewicht mit seinen übrigen Fähigkeiten gebracht hätten, ein ausgezeichneter Mensch — wenn auch nicht in der Sphäre des Hergebrachten — werden können. So wie er war, lange das einzige Kind, immer der einzige Sohn, verzärtelt seit der Wiege, gewöhnt durch seine Anmuth Alles zu erreichen, waren dennoch die guten und glücklichen Gaben dermaßen in ihm vorherrschend, daß er zu einem befriedigten Dasein in sich Befähigung gehabt hätte, wenn er es sich nach Wahl und Neigung

hätte gründen dürfen. Aber plötzlich verlangten seine Eltern, die bis in sein zwanzigstes Jahr seinem Willen gefolgt waren, er müsse nun dem ihren folgen. Plötzlich sollte er ehrgeizig nach einer glänzenden Laufbahn streben! Plötzlich sollte er seine königlich reiche Cousine heirathen! Er aber liebte Clelia Conti und trieb keine Beschäftigung mit Eifer als die Malerei. Ihre Zumuthungen waren ihm unverständlich, ihre Befehle unverständig; ihr ganzes Verfahren grausam und ungerecht. Sie erreichten nicht ihre Absicht und seine Existenz ging dabei mit ihren besten Kräften zu Grunde. —

Baron Thannau wollte die Nachricht von Clelias unbegreiflichem Verschwinden nicht glauben, als Jenny sie ihm schreckenvoll am Morgen mittheilte. Er meinte sie müsse spazieren gegangen sein. Aber nein! da lag ihr Hut! — Wohin konnte sie geflohen sein, wenn sie nichts, gar nichts mitgenommen hatte — als Tranquillina; — und Tranquillina so wie sie im Bett lag, denn alle Kleidungsstücke des Kindes fanden sich wolgeordnet neben demselben. Der fürchterliche Gedanke: sie hat sich und dem Kinde den Tod gegeben, mußte in Beiden beängstigend aufsteigen, denn an Flucht war nicht zu glauben indem Clelia, Dank Thannaus Vorsicht, kein Geld zu ihrer Verfügung besaß. Mit einem kleinen Kinde

entflieht man nicht zu Fuß, und ohne Geld befiehlt man nicht über Wagen, Pferde und dienstfertige, verschwiegene Leute. Sie war aber fort und wie vom Erdboden verschlungen. Man suchte, man forschte, man fragte. Niemand wußte von ihr, Niemand hatte sie gesehen. Ueberdas kannte Niemand sie genau, so daß die abenteuerlichsten Nachrichten über sie einliefen. Thannau durchstreifte das Gebirg nach ihr und schickte Boten in verschiedenen Richtungen aus — ganz umsonst wie natürlich! denn vierundzwanzig Stunden nach ihrer Flucht war Clelia wolbehalten in Dresden. Da ließ Gundaccar seinen Paß, der nur auf seinen Namen lautete, umändern, nahm Frau und Tochter darin auf, ließ ihn mit den erfoderlichen Visas nach England, Frankreich und Italien versehen, und reiste ab sobald Clelia und Tranquillina mit den nothwendigen Kleidungsstücken versorgt waren. Auf Clelias Bitte in die größte Einsamkeit zu fliehen entgegnete er:

„Das will ich eben und darum nach Paris! in einer Wüste sind wir nicht so unbemerkt als in dem fremden Gewühl. Dort gehört unser Leben uns ganz allein an, und von dort aus können wir die nothwendigen Schritte thun, die Dich der Form nach frei machen, wie Du es der That nach bist."

„Was man doch Alles durch Ausdauer erreicht!

sprach sie; nun fliehen wir doch, Gundaccar! und unsre Verwandten haben nichts gewonnen, als uns während sieben Jahren elend zu machen."

„Das ist sehr lange für ein so kurzes Leben!" entgegnete er melancholisch und drückte sie ans Herz.

Sie hatte ihm längst die ganze Geschichte ihrer Trennung erzählt, wie sie dieselbe niedergeschrieben hatte. Da war kein Tag und keine Nacht, keine Handlung und kein Traum, keine Begebenheit und kein Gedanke, die sich nicht auf ihn bezogen hätten. Er wurde nicht müde ihr zuzuhören, die geringsten Kleinigkeiten zu erfragen, Schritt um Schritt wo möglich jede Stunde ihrer Trennung zu verfolgen und sie wenigstens in der Erinnerung dennoch mit ihr zu verleben. Und sagte sie zum zehnten oder zwanzigsten Mal, nun wisse sie nichts Genaueres und Ausführlicheres mehr: so nahm er das kleine Portefeuille, welches sie bei ihrer Flucht nicht vergessen hatte, zog die Blätter hervor, die eine Skizze ihres Lebens enthielten und las und las sie, bis irgend eine Bemerkung ihn wiederum von dem geschriebenen Wort auf das gesprochene und zu ihr führte. Sie reisten schnell, doch nicht übereilt. Was konnte Achatz ihnen anhaben? die Frau zurück begehren die ein Andrer entführt hatte? — mit dem Entführer sich duelliren? — Zu Letzterem war

Gundaccar auf der Stelle bereit; ja, er erwartete nichts Andres. Aber daß Ersteres gänzlich unberücksichtigt bleiben würde, dazu war er sowol als Clelia entschlossen. Um jeden Preis mußte Thannaus Scheinehe mit ihr gelöst werden, und beide zweifelten nicht, daß er nach einigen Drohungen und Verzögerungen sich der Nothwendigkeit fügen werde.

Als Achatz keine Spur von Clelia weder lebend noch todt fand, kam er endlich auch auf den Gedanken sie müsse entführt sein. Er ließ sich die Fremdenlisten aus den verschiedenen Badeorten senden, und als er in Salzbrunn Ende Julius Graf Gundaccar Osnat fand — da war er überzeugt, und nur das Wie blieb ihm räthselhaft ohne ihn irre zu machen. Er schrieb seinem Bruder nach Inspruck.

„Clelia ist fort! über sieben Jahr bin ich ihr „Kerkermeister gewesen ohne ihren Starrsinn bre„chen zu können. Gundaccar hat sie auf unbe„greifliche Weise ausgekundschaftet und sie entführt: „das ist klar. Eben so klar daß ich nichts mehr „mit ihr zu schaffen haben mag und kann. Sie „fahre dahin! Hätte ich den unüberwindlichen stil„len Trotz ihres eisernen Kopfes früher gekannt,

„so hätte ich sie nie geheirathet, und die Osnats „hätten auf ihre eigene Hand den Sohn von ihr „losreißen können! Meine Neigung für sie und „der große Einfluß den Deine liebenswürdige Frau, „mein guter Bruder, auf all' ihre Umgebungen „übt, verblendeten mich. Ich kannte nicht Clelias „Antecedenzien — ich will auch nicht glauben daß „Andre sie genauer kannten als ich! ich wähnte ein „siebzehnjähriges Mädchen aus dem kindlichen Wahn „einer ersten ewigen Liebe erwachen zu sehen; — „doch diese Zuversicht und mein Selbstvertrauen „täuschten mich. — Die treue Liebe hat gesiegt. „Wie die Osnats diese Nachricht aufnehmen und „was sie thun werden — ist mir gänzlich einerlei. „Ich lasse meine Ehe für null und nichtig erklären, „wie sie es wirklich gewesen ist. Was ich beginnen, ob ich hier bleiben, ob irgendwie in der „Welt noch mein Glück versuchen werde — weiß „ich nicht! ich weiß nur daß ich herzlich froh bin „der albernen und grausamen Rolle enthoben zu „sein, die ich aus blinder Leidenschaft annahm und „aus Trotz und gekränkter Eigenliebe fortsetzte — „obwol ich mich täglich durch Clelias stolzes Verschmähen bis in den Tod gekränkt fühlte. Ich „habe ein Höllenleben geführt, mein guter Bruder! „— Nun gleichviel! jezt hat es ein Ende. Ich

„sehe sie nicht mehr, da wird es mir leicht werden „sie zu vergessen.“

Der Schwachkopf! murmelte die Generalin Thannau als sie diesen Brief ihres Schwagers in Inspruck las. Wie das kümmerlich ist nicht die Liebe einer Frau erringen zu können mit der man sieben Jahr im ungestörtesten tête à tête gelebt hat! Für so erbärmlich hätte ich den Achatz nicht gehalten.

Mit dem Brief in der Hand ging sie zur Gräfin Osnat. Nie hatten sich zwei feindseligere Charaktere zu einem gemeinsamen Werk vereinigt! die Gräfin war der incarnirte Hochmuth, die Generalin die incarnirte Intrigue. Jene verachtete diese, und diese haßte jene. Der stolzen Gräfin waren die Schlangenwindungen unendlich verächtlich mit denen man zu seinem Ziel gelangt; aber dies Ziel wollte sie um die Welt nicht aufgeben: Gundaccar, ihr einziger Sohn, ihr Liebling, ihr Hofnungskind, sollte durchaus eine große, eine fürstliche Partie machen, sollte nicht die arme unbedeutende Clelia Conti heirathen, deren Familie Niemand kannte und deren geringes Vermögen nicht in Betracht kam. Glanz und Größe waren für sie integrirende Nothwendigkeiten im Leben ihres Sohnes.

Als damals vor sieben Jahren der Ausfertiger des falschen Passes Gundaccar an seine Eltern

verrathen hatte, war Gräfin Osnat auf der Stelle zum durchgreifenden Handeln entschlossen. Sie gab ihrem Sohn einen Schlaftrunk, ließ ihn in diesem Zustand in ihren Reisewagen bringen, und fuhr mit ihm nach Mähren zu ihrem Bruder, dessen Tochter er heirathen sollte. Als Gundaccar aus der Betäubung erwachte, und nach dem völligen Erwachen in die wildeste Verzweiflung verfiel, suchte sie ihn mit der größten Zärtlichkeit zu beschwichtigen, versicherte ihm — was die Generalin Thannau ihr versichert hatte — Clelia sei ein gefährlich kokettes Wesen, das sich zugleich mit ihm und mit Achatz in eine Intrigue verwickelt habe, die sich nur durch eine Heirath mit Letzterem lösen könne und müsse; jezt sei sie bereits verheirathet und unwiederbringlich für ihn verloren; alle junge Leute pflegten Einmal in ihrem Leben eine wahnwitzige Passion zu haben — und zu überstehen; so werde es auch ihm gehen; er müsse sich zerstreuen, 2c. 2c. — all die bekannten Phrasen die bei ähnlichen Gelegenheiten gebraucht werden. Gundaccar hatte nur Eine Antwort:

„Wenn Dir mein Leben lieb ist laß uns.... oder laß wenigstens mich nach Inspruck zurück. Ist sie wirklich verheirathet, hat sie mich wirklich be-

trogen, so kehre ich vor ihrer Thür und ohne sie wiederzusehen um — aber laß mich zurück!“

Gräfin Osnat suchte ihn davon abzuhalten; es sei ganz nutzlos; er dürfe ihr vertrauen; man sei schon fünfundzwanzig Meilen von Inspruck. Umsonst! er war entschlossen mit Courierpferden umzukehren.

„So begleite ich Dich lieber, sprach sie endlich, um Dich in einem so traurig entscheidenden Augenblick nicht allein zu lassen.“

Das überfiel ihn entsetzenvoll! die Mutter mußte ihrer Sache sehr gewiß sein. Stumm und starr wie eine Leiche saß er während der Rückfahrt neben ihr; aber heimlich verzweifelte er — und besonders über die Ruhe der Mutter. Nur ein Schimmer von Aengstlichkeit oder Befangenheit auf ihren Zügen würde ihn zur Hofnung ermuthigt haben; allein vor ihrer Sicherheit schwand die seine. Und doch stand es als eine Unmöglichkeit in seiner Seele fest, daß Clelia ihn betrogen haben sollte. Unmöglich! Unmöglich! dies war die einzige Form in welcher sich mit Bestimmtheit seine zermarterten und fassungslosen Gefühle ausprägten. Je mehr sie sich Inspruck näherten, je ruhiger die Mutter blieb, um desto fester klammerte er sich an dies Unmöglich! Als er über die Inn-Brücke zur Stadt hinein-

fuhr, legte sich etwas wie ein eiserner Reif um seine Stirn und seine Augen schlossen sich unwillkürlich, denn Häuser und Menschen drehten sich gleich wirbelnden Atomen vor ihm herum. Gräfin Osnat beobachtete ihn mit der Theilnahme die ein Arzt für denjenigen Kranken hat, von dem er weiß er befinde sich in einer Krisis und werde sie glücklich überstehen. Sie befahl vor dem Hause des General Thannau vorzufahren. Als der Wagen hielt und ein Diener an den Schlag trat, raffte Gundaccar sich zusammen und fragte:

„Ist Comtesse Clelia Conti zu Hause?“

„Sie haben sich vorgestern mit dem Herrn Baron Achatz vermält und sind gestern abgereist,“ lautete die Antwort.

Langsam legte Gundaccar die Hand über seine Augen; es wurde Nacht um ihn, in ihm.

„Nun, mein Sohn?“ fragte Gräfin Osnat leise.

„Was Du befiehlst, meine Mutter,“ entgegnete Gundaccar sanft — so sanft daß der harten Frau eine Thräne in die Augen trat.

Sie traten auf der Stelle die Reise nach Mähren wieder an. Gundaccar blieb sanft, freundlich, in sich gekehrt, blieb in der Richtung welche der entscheidende Moment ihm eingeprägt zu haben schien. Er sprach unterweges mit seiner Mutter von gleich-

gültigen Gegenständen, von Menschen, Dingen, Büchern — nicht eine Sylbe von seinem innern Zustand. Das kam doch sogar ihr unnatürlich vor.

„Liebst Du sie wirklich so sehr — diese Clelia?“ unterbrach sie einmal sein tiefes, stundenlanges, hinbrütendes Schweigen.

„Ja,“ sagte er kurz.

„Sie ist Deiner nicht werth — Du wirst sie vergessen, lieber Sohn!“ das war der einzige Trost den sie ihm zu geben wußte!

„Ich will es hoffen .... aber ich glaub' es nicht,“ antwortete Gundaccar gelassen.

Von seiner Zukunft suchte sie mit ihm zu sprechen. Er ging nicht darauf ein! Von seiner Laufbahn — er schwieg dazu.

„Aber ein vernünftiger Mensch muß doch einen Lebensplan haben!“ rief sie ungeduldig.

„Als ich einen hatte galt ich für unvernünftig,“ entgegnete er.

„Muß doch Etwas wollen, wünschen.“

„Es ist nicht leicht sich Wünsche zu erschaffen, meine Mutter, und meinen Willen .... hast Du paralysirt.“

Sie schwieg; sie rechnete auf Zeit und Zerstreuung. Sie blieb den ganzen Sommer auf dem Schloß ihres Bruders in einem großen, bunten Fa-

milienkreise. Ihre Nichte, die königlich reiche Erbtochter, war ein hübsches siebzehnjähriges von Prätendenten umschwirrtes Mädchen, das in der Laune war gerade Gundaccar auszuzeichnen; aber Gundaccar hielt sich in kühler Ferne von ihr, und mit der gemessensten, gleichmäßigsten Höflichkeit zu allen anwesenden Frauen. Zwischen jungen Männern war er zuweilen recht lustig. Dies Benehmen entsprach nun aber gar nicht den Wünschen der Gräfin! — Als der Sommeraufenthalt zu Ende ging, hatte sie ein langes Gespräch mit ihm um ihn dahin zu bringen sich um seine Cousine zu bewerben; sie sei ihm geneigt; er brauche sie nicht gleich zu heirathen, wenn er vorziehe etwa noch ein oder anderthalb Jahr zu reisen; nur verloben möge er sich mit ihr; es sei unendlich lächerlich den Weiberhasser und Ehescheuen zu spielen, weil man von einer Kokette betrogen sei.

Gundaccar entgegnete äußerst gelassen:

„Eine solche Rolle zu spielen mag in der That lächerlich sein; aber ich, meine Mutter, spiele sie nicht! mir ist es Ernst! ich mag nicht die Frauen, ich mag nicht heirathen .... und ich werde nicht heirathen.“

„Du wirst es dennoch, früher oder später, Gundaccar! Du mußt es! Du bist es Dir und Deiner

Familie, der Natur und der Welt schuldig. Die Zeit wird kommen wo Du es dringend wünschen wirst, und dann findet sich vielleicht nicht alsbald eine Partie, die so vortreflich ist wie Deine Cousine. Bewirb Dich nur um sie!.... ich verspreche Dir daß vor zwei Jahren nicht die Rede von Vermälung sein soll.... aber raffe Dich zu einem Entschluß zusammen, der uns Alle, und Dich selbst am meisten, beglücken wird."

„Es thut mir leid, meine Mutter, entgegnete Gundaccar kalt — ich kann und mag weder Mélanie noch sonst Jemand heirathen: ich liebe Clelia Conti."

„Clelia Conti ist jezt Baronin Thannau! rief heftig die Gräfin, und sie zu lieben ist eben so unsinnig als sündhaft."

„Ich habe nicht gesagt daß ich die Baronin Thannau liebe, erwiderte Gundaccar mit bitterm Lächeln; — aber ich liebe Clelia Conti; ich habe sie heirathen wollen, es war der erste Wunsch meines Lebens und.... man hat ihn nicht erfüllen mögen; gut! ich unterwerfe mich. Allein wie käme ich jezt dazu mit dieser Liebe und diesem Wunsch im Herzen plötzlich auf fremde Wünsche einzugehen, welche den meinen schnurstracks zuwider laufen?"

„Die Wünsche Deiner Eltern nennst Du fremd, Gundaccar?“

„Warum nicht? ist doch der meine ihnen fremd geblieben!“

„So rechne man noch auf die Dankbarkeit eines Kindes!“ rief Gräfin Osnat mit Thränen in ihren stolzen Augen.

„Für Liebe sind Kinder dankbar, meine Mutter; nicht für Tyrannei. Durch die Freiheit welche Eltern den Kindern in den wichtigsten Fällen des Lebens gewähren, werden diese gefesselt; — nicht durch Zwang.“

„So lange die Kinder unmündig, sind sie in natürlicher Abhängigkeit von den Eltern ....“

„Spricht aber das selbständige Bewußtsein, wie es durch ein starkes Gefühl im Menschen erwacht, sie mündig — so sind nur das gute und weise Eltern, meine Mutter, welche die Unmündigkeit nicht nach Jahren berechnen.“

Gräfin Osnat nahm sich zusammen um mit Gelassenheit zu sagen: „Wir sprechen morgen weiter, Gundaccar; ich habe jezt ein Paar Briefe zu schreiben.“

Sie wollte ihn um keinen Preis zum Troz aufreizen! durch Bitten, Vorstellungen und sanfte Bemühung wollte sie ihn zur Erkenntniß desjenigen Glücks bringen, das sie für ihn erwählt hatte. In

diesem Sinn sprach sie am andern Tage zu ihm — und noch einmal — und wieder einmal. Dann kamen Vorwürfe, Zorn, Drohungen, Befehle. Nichts machte den beabsichtigten Eindruck auf Gundaccar; hingegen aber den, daß er in einer Nacht ohne Abschied und ohne Umstände abreiste, und in einem kurzen Brief seiner Mutter anzeigte: er sei nach Wien gegangen um die nutzlosen und peinlichen Altercationen mit ihr zu vermeiden; denn er könne nur heut wie in zwanzig Jahren wiederholen, daß er Mélanie nicht heirathen werde. In den Tod verletzt durch das Mißlingen ihres lange genährten Plans und ihrer liebsten Hofnung — in den Tod gekränkt in ihrer Mutterwürde durch Gundaccars eigenmächtiges Verfahren — verließ Gräfin Osnat das Schloß ihres Bruders und kehrte nach Inspruck zurück.

Gundaccar begann ein trauriges, wüstes, triviales Leben. Indolent wie alle Kinder des Glücks, verbrauchte er die Energie welche in ihm war um den Eltern Widerstand zu leisten. Mit der Liebe für Clelia war sie erwacht, und concentrirte oder versteinerte sich vielmehr um diese Liebe, denn Spannkraft und Willen gab sie ihm nicht. Den ersten glühenden Wunsch hatte er nicht erreicht, das erste machtvolle Streben nicht befriedigt: und so

war es denn vorbei mit wünschen und streben! Er ließ sich gehen im Leben; er ritt, er jagte, er spielte, er trank; er verlor allen Ehrgeiz der sich früher zuweilen in ihm geregt, alles Interesse für sein schönes Talent zur Malerei, das er sonst mit Liebe gepflegt und zwar so sehr, daß er oft die Eltern bat ihn keine andre als die Künstler-Laufbahn betreten zu lassen. All jene theils oberflächlichen, theils gewaltsamen Zerstreuungen beschäftigten ihn eine Zeitlang und scheinbar mit Passion, weil er sich eben betäuben wollte; dann packte ihn die fürchterlichste Langeweile! Er hätte wieder arbeiten mögen — aber für die trockne Arbeit hatte er keine Ausdauer mehr! oder wieder malen — aber es war weder Nerv noch Phantasie in ihm! Seine schwache reizbare Natur suchte nach äußerer Excitation um sich von dem drückenden Gefühle der innern Leere und Erschlaffung zu befreien. Er fand sie. Aber das Uebel, momentan dadurch gehoben, wurde nur noch größer; denn seine Gesundheit begann zu leiden, er spie Blut, und statt sich zu schonen stürmte er nur desto heftiger auf sich ein. Ihm wurde das Leben fürchterlich gleichgültig. Er suchte Gefahren auf, denn sie gewährten doch auch eine Art von Rausch! reiten und jagen, toll und wild wie Keiner, machte ihm keine Emotion mehr. Er ging in den griechi-

schen Befreiungskrieg. Doch dieser Anstrengung erlag seine Gesundheit. Von den Aerzten aufgegeben kehrte er in die Heimat zurück; aber ein Winter in dem mildesten Clima von Europa, in Cadix zugebracht, verscheuchte den Tod.

Mit den Eltern lebte er seit Jahren ganz gespannt und nie war er wieder in Inspruck gewesen. Graf Osnat zürnte seinem nichtsthuerischen Vagabondiren, wobei er dennoch so unbegreiflich viel Geld ausgab und Schulden machte; Gräfin Osnat grämte sich fürchterlich daß von all ihren hochfliegenden Hofnungen nicht eine einzige verwirklicht wurde; aber der Gram nahm in ihrer stolzen kalten Seele die Farbe des Zornes an. Gundaccar fühlte das Recht seiner Eltern mit ihm unzufrieden zu sein; allein er fühlte auch daß Alles ganz anders sein würde, hätten sie nicht einen zerreißenden Mißgriff in sein Leben gethan. Beide Theile empfanden, wie das immer zu gehen pflegt, schmerzlicher das Unrecht das sie litten, als das welches sie thaten.

In dieser traurigen Ruine seines Daseins stand Nichts aufrecht als seine Erinnerung an Clelia Conti. Sie hatte er geliebt — kein Weib vor ihr, kein Weib nach ihr; nur sie. In all seine wilden Thorheiten war keine Frau verflochten. Manche hatten es versucht, Keiner war es gelungen ihn zu ver-

locken, geschweige ihn zu fesseln. Er mied sie anfangs und kam bald in einen solchen Ruf von Rohheit, daß sie ihn noch scheuer mieden. Der Gedanke an Clelia war der einzige in seiner ganzen Existenz der ihm süß war. Sie war falsch und heuchlerisch gewesen, sie hatte ihm einen Andern vorgezogen — nun ja! aber er hatte sie geliebt! er hatte sich während dieser Liebesepoche beglückter und kräftiger gefühlt als sonst je! er hatte damals doch den Kampf mit dem Leben versucht, dem er sich später ohne Schwertstreich unterworfen! er liebte sie noch jezt weil diese Liebe ihn an eine Zeit erinnerte wo er noch vor sich selbst Achtung haben durfte. Er wünschte nicht sie wiederzusehen, denn er hielt sie eben für Thannaus Frau; höchstens wünschte er zu erfahren, ob sie immer mit ihm Komödie gespielt und ihn nie geliebt habe. Diese Lust an der Intrigue und Doppelzüngigkeit, die er bei Clelia voraussetzte und bei andern Frauen fand, haßte er so heftig er hassen konnte.

Aus Cadix zurückkehrend hatte er mit seinen Eltern eine Zusammenkunft in der Schweiz. Er fand seinen Vater sehr gealtert, seine Mutter aber unverändert in Gesinnung und Erscheinung. Sie sprach wieder von einer glänzenden Heirath durch die er vollkommen in die ihm gebührenden Ver-

hältnisse eintreten würde, die er bis jezt so sehr vernachlässigt habe, und Graf Osnat stellte ihm vor, daß man mit der Jugend viel Nachsicht habe, sobald ihre Thorheiten die Grenzen der Jugend nicht überschritten; Gundaccar sei jezt siebenundzwanzig Jahr alt, da werde die Fortsetzung seines bisherigen Lebens eine Dummheit, die man einem Knaben, doch keinem Mann verzeihen könne, und er müsse sich durchaus entschließen irgend eine Laufbahn zu betreten — wenn nicht, so wären sie, die Eltern, entschlossen die Hand von ihm abzuziehen.

„Du weißt, schloß Graf Osnat, daß ich gar kein Vermögen habe welches Dich in den Stand setzte nach meinem Tode unabhängig zu leben. Deine Mutter ist reich; allein sie kann über ihr Vermögen zu Gunsten Deiner Schwestern verfügen, und sie wird es thun sobald sie zu der Ueberzeugung gelangt, daß Du auf keinen unsrer Wünsche eingehst, sondern Deine Existenz so frivol und nichtsnutzig zu Ende führen willst wie Du sie begonnen hast.“

Gundaccar entgegnete gelassen, der Entschluß seiner Eltern betrübe ihn nur insofern als er denselben als ein Zeichen ihres Mißvergnügens betrachte. Das sei ihm um so schmerzlicher als ihm die Zuversicht zu sich selbst fehle daß er künftig keine Ver-

anlassung mehr dazu geben würde. Er bäte um Nachsicht für ein Paar Jahre noch. Es sei nicht wahrscheinlich daß er sie überleben würde; sollte es aber dennoch sein, so würde er sich vielleicht erkräftigt genug fühlen um dann ein neues Leben zu beginnen.

Dies war nun freilich keine Gewißheit für die Eltern, doch wenigstens eine Hofnung, eine Möglichkeit — und versöhnt trennten sie sich von ihm. Gundaccar ging nach Salzbrunn.

Jezt las Gräfin Osnat den Brief, der Gundaccars und Clelias Vereinigung berichtete. Gerade jezt wo frische Hofnungsknospen in ihrer Seele getrieben waren, wollte das Schicksal sie abermals zerknicken! Bleich und starr saß sie da und das Blatt zitterte in ihren Händen.

„Welch ein böser Dämon in dem Leben meines Sohnes ist diese Clelia! brach sie endlich aus. Welche unbegreifliche Gewalt hat sie über ihn, daß sie ihn nach einer solchen Trennung und unter solchen Umständen mit sich fortreißt!“

„Nun, sie hat ihm mit großer Standhaftigkeit Treue bewahrt,“ entgegnete die Generalin mit heimlicher Schadenfreude, daß Achatz nie ans Ziel seiner Wünsche gekommen sei.

„Treue? sagte Gräfin Osnat höhnisch; — und sie hat den Baron Thannau geheirathet! und sie hat ein Kind aus dieser Ehe — wie Sie mir vor einigen Jahren selbst gesagt haben.“

„Allerdings hat sie ein Kind! nach dem Brief meines Schwagers zu urtheilen, in welchem er selbst seine Ehe für null und nichtig erklärt, hat er jedoch keinen Anspruch an die Vaterschaft.“

„Um desto schlimmer, Frau Generalin!“

„Ja .... für meinen Schwager — aber nicht für Ihren Herrn Sohn.“

„Mein Sohn hat die Frau die ihn betrogen hat nach ihrer Verheirathung nicht wieder gesehen: darauf geb' ich Ihnen mein Wort.“

„Das war auch nicht nöthig, denn er hat sie vorher gesehen! Lesen Sie doch nur den Brief, Frau Gräfin! mein Schwager spricht ja ausdrücklich von Clelias Antecedenzien.“

„O Gott! rief die Gräfin entsetzt, wenn es so ist .... dann wird mein Sohn um jeden Preis die Frau heirathen wollen! — Aber Baron Thannau darf sich nicht scheiden lassen!“

„Warum denn nicht, Frau Gräfin? und selbst wenn er nicht dürfte so wird er müssen, denn seine Ehre verbietet ihm die Mätresse des Grafen Osnat, wenn auch nur zum Schein, als seine

Frau anzuerkennen. Uebrigens kann ja Ihr Herr Sohn keine Frau heirathen deren Mann noch lebt."

„Sie scheinen zu vergessen daß diese seltsame Ehe nie vollzogen und daher keiner andern im Wege ist! rief die Gräfin ungeduldig; ihre Ungültigkeit wird ausgesprochen — und Clelia ist frei."

„Das wird Ihren Herrn Sohn unendlich glücklich machen!" sagte die Generalin kalt.

„Glücklich oder unglücklich — je nachdem! entgegnete die Gräfin stolz, denn für uns bleibt die Baronin Thannau immer eine Frau, die wir nie als unsre Schwiegertochter und die Gemalin unsers Sohnes anerkennen werden. Darum sparen Sie Ihrer Nichte diese Demüthigung und bewegen Sie Ihren Schwager daß er seine Ehe nicht lösen lasse; es wird für uns Alle besser sein."

„Ich bin überzeugt daß Sie den größten Einfluß auf Graf Gundaccar üben; erwiderte die Generalin scharf, denn trotz ihres Hasses gegen Clelia fühlte sie sich verletzt, daß Gräfin Osnat dieselbe nicht in ihrer Familie aufnehmen wolle. Indessen hat man doch schon gesehen daß der mütterliche Einfluß durch den der Liebe aufgehoben ist und daß man Verbindungen ohne — ja sogar gegen den Willen der Eltern geschlossen hat, und daß daraus für mündige Kinder kein anderer Nachtheil als der

allerdings große Schmerz einer Mißstimmung mit den Eltern erwachsen wäre.“

„Frau Generalin, antwortete Gräfin Osnat entschlossen, Sie scheinen es nicht für unmöglich zu halten daß die Baronin Thannau meinen Sohn heirathe. Ich muß Ihnen demnach erklären, daß die Vermögensverhältnisse meines Sohnes ihn für die Gegenwart wie für die Zukunft gänzlich von mir abhängig machen — und zwar von mir allein. Thut er einen so scandalösen Schritt wie den, eine entführte und geschiedene Frau zu heirathen, so werde ich ihn in dieser öffentlichen Entwürdigung nicht unterstützen, gänzlich die Hand von ihm und von seiner Familie abziehen, und dereinst mein Vermögen zwischen meinen Töchtern theilen. Wollen Sie also das Interesse Ihrer Frau Nichte wahrnehmen, so rathen Sie derselben dringend die Ehe mit meinem Sohn ab. Sie würde nur Unheil stiften.“

„Sie sind eine entschlossene Mutter,“ sagte die Generalin beißend.

„Ich traue Ihnen dieselbe Entschlossenheit zu, entgegnete die Gräfin kalt, wenn das Schicksal eines geliebten Kindes und Ihre persönlichen Grundsätze im Spiele sein werden.“

So trennten sich die beiden Damen; die Gräfin

entschlossen um kein Haarbreit von ihrer eben ausgesprochenen Gesinnung zu weichen; die Generalin schwankend. Sie gönnte es der armen Clelia noch immer nicht Gundaccar zu heirathen; — aber freilich, setzte sie mit schadenfrohem Bedauern hinzu, würde unter diesen Umständen ihr Glück nicht sonderlich groß sein. Ein armer Taugenichts, und heiße er auch Osnat, ist immer eine klägliche Heirath für eine Conti! das sollte doch diese hochmüthige Gräfin berücksichtigen. — Endlich beschloß sie ihrem Schwager zu rathen er möge sich nicht übereilen mit seiner Trennung von Clelia. Das bleibe ihm ja noch immer übrig! das Bewußtsein die verschiedenen Parteien gleichsam in der Hand zu haben und von sich abhängig zu wissen, sei eine kleine Genugthuung für alle Verletzungen und Kränkungen langer Jahre.

Dieser Brief war ganz im Einklang mit der Stimmung, worin sich Achatz bei dessen Empfang befand. Mamsell Jenny tröstete ihn vollkommen für die Unannehmlichkeiten die er mit Clelia gehabt. Deren Verschwinden erlöste ihn von seiner Kerkermeisterrolle, wie er es nannte; was aus ihr ward war ihm gleichgültig, nur zu ihrem Glück wollte er nicht beitragen — diese Großmuth hätte ihn vor sich selbst lächerlich gemacht. Es giebt Menschen

aus so rohen Stoffen zusammengesetzt, daß jede feine Empfindungs- und Handlungsweise ihnen schwach oder albern vorkommt. Rohheit ist dermaßen ihre innerste Natur, daß sie Abweichung von jener — Unnatur nennen.

Gundaccar kam mit Celia in Paris an. Zwei Jahr früher, auf ihrer Reise von Pau nach Bonn, war sie mit Achatz dort gewesen. Der ungeheure Contrast zwischen damals und jezt versetzte sie in einen Rausch des Entzückens. Im Jubel der Gegenwart vergaß sie alle Qualen der Vergangenheit und die Ungewißheit der Zukunft. Der Gedanke in der Vereinigung mit Gundaccar das Ziel aller Sehnsucht, einen irdischen Himmel zu finden, hatte sich während langer Jahre so fest ihrer bemeistert, und das Schicksal hatte ihn wie mit Hammerschlägen so tief in ihr Herz hinein getrieben: daß in demselben für nichts Anderes Platz und Boden war. Bei ihm sein — ihn lieben — von ihm geliebt werden — in diese Formel faßte sie ihren Begriff von Glück zusammen; — aber nicht mit einem engen, sondern mit einem großen, weiten und starken Herzen.

„Gundaccar! sagte sie einmal, könnte ich doch für Dich oder um Dich etwas thun, worin sich

ein Theil — ach, nur ein einziger Theil der Kraft und der Glut meiner Seele absorbirte."

„Ich liebe nicht die thatdurstigen und thatkräftigen Weiber, entgegnete er lächelnd, denn sie streifen ins Männergebiet hinüber. Eure That ist groß genug wenn Ihr Liebe und Treue bewahrt."

Sie zuckte die Achseln mit lieblichem Unmuth und rief: „O mein Herr, so gering müssen Sie nicht die Kraft des Weibes anschlagen! Liebe und Treue verstehen sich ja von selbst."

„Wo denn, meine Clelia?"

„Ueberall wo es Frauen giebt."

„Die Ausnahmen abgerechnet, rief er lachend, und die dürften sich verhalten wie neun und neunzig zu eins."

„Was weißt denn Du von den armen Frauen um so sehr viel Böses von ihnen zu wissen?"

„Nicht mehr noch weniger, meine Clelia, ls was man eben hört, sieht und erfährt wenn man in der Welt lebt."

„Ach Gundaccar! sagte sie mißbilligend, Du kannst nicht die Frauen beurtheilen wenn Du keine .... wenn Du nicht die rechte geliebt hast. Ich finde es kindisch über ihre Flatterhaftigkeit zu klagen — ja! denn so klagt das Kind dem der gefangene Vogel oder der eingesperrte Schmetterling

entflogen ist, und das Kind hat doch nie gesucht sie an sich zu fesseln; nur im Gefängniß hat es sie gehalten! — Wer liebt ist treu. Die Frau gewiß — vielleicht sogar der Mann."

„Ja, meine Clelia .... so lange sie lieben."

„Zweifler! sagte sie traurig; aber mit muthiger Zuversicht setzte sie hinzu: An mich wirst Du dennoch immer glauben."

In einem kleinen freundlichen Hause in den Champs Elysées hatten sie sich so behaglich und geschmackvoll eingerichtet, daß es an Luxus streifte. Clelia wäre mit Allem, auch mit der Aermlichkeit einer Hütte zufrieden gewesen; sie war unverwöhnt. Aber Gundaccar war es nicht! in Verweichlichung aufgewachsen, jeder Laune nachgebend, jeden Einfall befriedigend, schien ihm die höchste Bequemlichkeit des Lebens ein ganz nothwendiges Erfoderniß. Er konnte sie entbehren wenn eine Laune oder ein Emotionsbedürfniß ihn aufstachelte — war aber das vorüber, so hätte der Mangel an Wolbehagen ihn mehr gedrückt als Clelia der Mangel an Brot. Er war weichlich und indolent wie die Kinder des Glücks immer sind. Woher soll ihnen die Energie kommen und wozu, da dessen entnervender Einfluß sie von der Wiege an umschwebt. Wer nie entbehrt hat, kann nicht genießen, wer

nie gerungen hat ist kraftlos. Nerv, Sinne, Seele, Blut, Geist, Character — Alles wird stumpf und matt in dieser abspannenden Atmosphäre des äußern Glücks. Was von Schwung in der Seele war, erlahmt allmälig; der Versuch zu energischen Bestrebungen wird vielleicht einmal — auch zweimal gemacht, aber nicht fortgesetzt, nicht unausgesetzt verfolgt, es giebt Zerstreuungen die über das Mißlingen hinweghelfen, man kommt dabei dermaßen vom ersten Ziel ab, daß man es ganz vergißt. Die Willenskraft kommt aus der Uebung, die Thätigkeit wird eine Last die man gern abschüttelt, die Beschäftigung ist ohne Nerv, die Erholung ohne Reiz. Vage Melancholie, Trübsinn, Stumpfsinn, Spleen — wie soll man das Ding ohne Wesen nennen? — nistet sich in der Seele ein — — o es ist ein fürchterliches Unglück ein Schooßkind des Glücks zu sein. Man kann sagen: ein tüchtiger Charakter würde an diesem Unglück nicht untergehen. — Ich glaube er wird es nicht bis zur Entwickelung der Tüchtigkeit unter jenen Umständen bringen, denn er kann die Verhältnisse und Lebenslagen nicht umgestalten und sie sind der treibende Fruchtboden für den Menschen. Eine Seele voll Napoleonischer Thatkräftigkeit in Caspar Hausers enge Kammer gesperrt, wird Caspar Hauser.

Elend, Entbehrungen und physische Verwahrlosung auf die äußerste Spitze getrieben, können den Menschen leiblich und geistig zum Krüppel machen, obwol er dabei noch immer den Vertheidigungskampf der Selbsterhaltung für sich hat. Und der äußerste Gegensatz, ebenfalls bis auf die letzte Spitze getrieben, aber ohne die Unterstützung jenes Kampfes, sollte nicht die nämlichen Folgen haben? — Man braucht sich nur unbefangen in der Welt umzusehen um das bewahrheitet zu finden.

Das kleine Haus in den Champs Elysées war die Freistatt von sehr glücklichen Menschen. Nach der Versöhnung die zwischen Gundaccar und seinen Eltern eingetreten war, zweifelte er nicht an ihrer Einwilligung zu seiner Verbindung mit Clelia. Da sie so sehr seine Rückkehr zu einem ernsten und geregelten Leben wünschten, so mußten sie ja seinen glühenden Wunsch Clelia zu heirathen als den ersten Schritt in dieser Richtung betrachten und ihm bereitwillig jedes Hinderniß aus dem Weg räumen. Daß sie vor Jahren, als er blutjung war, als sie noch andre Pläne mit ihm hatten, ihre Einwilligung versagten, war, wenn nicht zu rechtfertigen, doch zu begreifen und zu entschuldigen. Aber die Erfahrung hatte sie über seine Hartnäckigkeit belehrt; es war wirklich nicht an ihrer Zustimmung zu zweifeln.

Diese Zuversicht stimmte ihn freudig und frisch. Dazu war er mit seiner häuslichen Einrichtung beschäftigt und mit dem Interesse für Clelia, die wie aus einem Urwald oder von einem andern Planeten in die Welt hinein trat. Ihre primitive Natur verbreitete einen belebenden Aether um sie, dessen erquickender und kräftigender Einfluß geistig ebenso wirksam war, wie der Körper es empfinden müßte, wenn er plötzlich aus einem Ballsaal auf eine Gebirgskuppe versetzt würde. Für sie war Alles neu, merkwürdig, interessant; sie kannte nichts, sie wußte wenig; sie hatte nur das Urtheil ihres Instinkts; von den Meinungen, Ansichten, Foderungen, Verschrobenheiten und Feinheiten der Gesellschaft hatte sie keine Ahnung. Die Ur-Elemente des menschlichen Wesens waren noch bei ihr im unzersplitterten Zusammenhang; und weil sie schon, diesem sublimen Instinkt folgend, durch lange Schmerzen gegangen war: so hatte sich dieser Kern ihres Wesens so krystallrein abgeklärt, daß sie trotz des Mangels an Räsonnement und an Ausbildung des Verstandes doch einer tieferen Auffassung des Lebens und Erkenntniß der Dinge fähig war, als alle diejenigen, die in die Zersetzungsessenz der Reflexion gerathen sind. Sie hatte nicht gelernt dem Schein zu huldigen und mit der Heuchelei einen Pact zu

schließen. Sie hatte nie um die erbärmlichen Trophäen der Eitelkeit gebuhlt um bei der Schmeichelei sich von dieser Anstrengung auszuruhen. Sie hatte nie ihre Kräfte an Zwecke verschwendet, deren Erfolg sich in der Sphäre der Aeußerlichkeiten bewegte. All dieser Wust und Ballast, der so schwer und lahm macht, war ihr fremd; daher war sie unabhängig und darum konnte sie wahr sein. Jetzt, im ersten durstigen Taumel des Glücks, wollte sie nichts als glücklich sein: sie wollte Alles haben, Alles genießen, Alles kennen, wovon sie sich irgend ein Vergnügen versprach. Es schien ihr natürlich daß um die Axe ihres Daseins, um ihre Vereinigung mit Gundaccar, alle Freuden sich gleichsam von selbst zu einem Blumenkranz zusammen fanden — wie die ganze Erde grünt, blüht und duftet wenn sie in ihrer Sonnenhöhe ist. Ihre Stellung schloß sie von dem eigentlichen geselligen Leben aus, aber Paris bot ihr dennoch eine unerschöpfliche Reihe der vielseitigsten Unterhaltung. Sie kannte ja nichts als das Kloster ihrer Heimat, das Haus ihrer Tante, und die vier Mauern des Hauses das sie später mit Tranquillina gleichviel ob in den Pyrenäen oder im Riesengebirge bewohnt hatte. Spazierfahrten, Schauspiele, Musik, öffentliche Belustigungsorte, jeder Gang über die Boulevards mit

ihrem bunten Menschengewimmel — machten ihr unsägliches Vergnügen. Sie bewunderte, sie lachte, sie weinte, sie beobachtete nach dem Maßstab, den sie in sich fand. Chaotisch und allzu heftig mogte das, vermöge ihrer tief leidenschaftlichen Natur, sich aussprechen; aber unverkünstelt und edel blieb sie immer dabei. Mit dem höchsten Eifer kultivirte sie ihr ausgezeichnetes Talent für den Gesang. Der beste Lehrer der italienischen Schule gab ihr Unterricht und staunte über diese Stimme, diesen Vortrag, diese Geschmeidigkeit — und diese Ausdauer im Studium. Durch ihre unglaublich lebendige Auffassung gestaltete sie jedes Gesangstück gleichsam zu einem Bilde; und Gundaccar, der seit Jahren nicht mehr mit der Malerei sich beschäftigt hatte, fühlte sich durch ihre plastische Auffassung so angeregt, daß er versuchte in Formen die Szenen und Bilder darzustellen, die Clelia in Tönen an ihm vorüberschweben ließ. In der Atmosphäre ihres Seins ward das seine wie von elektrischen Einflüssen ergriffen und zu ursprünglicher Kraft zurückgeführt. Er richtete sich ein kleines Atelier ein und begann mit demselben Eifer zu malen wie Clelia sang. Ohnehin war ihm die Malerei früher mehr als eine bloße Liebhaberei — sie war ihm Trieb und Bedürfniß gewesen. All seine guten Gaben und

Neigungen schienen wie aus einem schweren Winterschlaf zu erwachen und junge Keime zu treiben; so auch sein lange verwahrlostes Talent. Zum eigenen Studium und zu Clelias Unterhaltung besuchte er mit ihr die Sammlungen der Gemälde und Statuen, die in Paris so reich sind, und brachte dadurch ein neues Element in ihr Beisammensein.

Aber von seinen Eltern empfing er keine Nachricht, kein Lebenszeichen, obwol er ihnen gleich nach seiner Ankunft in Paris geschrieben und ihnen die überraschende Wendung seines Schicksals mitgetheilt hatte. Seine Absicht Clelia zu heirathen hatte er natürlich nicht verhehlt, sondern sich sehr entschieden über diesen Schritt ausgesprochen, indem das ganze Heil seiner Zukunft darauf ruhe. Wochen und Monate vergingen — er bekam keine Antwort. Ein zweiter Brief, den er nur an seine Mutter richtete und worin er sie um ihre Vermittelung beschwor, hatte keinen bessern Erfolg. Endlich schrieb er zum dritten Mal seinem Vater: er müsse fürchten daß die früheren Briefe nicht an die richtige Adresse gelangt wären; denn ein solches Schweigen in einem solchen Augenblick erscheine ihm nicht grausam, sondern unmenschlich. Er wünsche dringend sich mit seinen Eltern über seine zukünftigen Ver-

hältnisse zu besprechen und dieselben nicht ohne deren Zustimmung zu gestalten. Gelange binnen drei Wochen keine Antwort in seine Hand, so werde er nach Inspruck kommen um sich mündlich mit ihnen zu verständigen, indem er die Ueberzeugung hege es müsse ein Mißverständniß zwischen den Eltern und ihm obwalten.

Diesmal kam eine Antwort. Graf Osnat schrieb:

„Lieber Sohn! zu den tausend Thorheiten die „Du in Deinem Leben begangen, hast Du eine „neue gesellt, welche zur Completirung dieser langen „Liste Dir bis jezt noch fehlte. Du hast eine Mä„tresse genommen. Des Spiels, des Weins, des „Herumtreibens, der Abenteuer, der Verschwen„dung bist Du überdrüssig, jezt kommen die Frauen „an die Reihe! auch diese Krankheit wird bei Dir „zu grassiren aufhören — und erst dann wirst Du „vermuthlich im Stande sein ein solides Leben zu „beginnen. Du siehst ich bin ein sehr langmüthiger „Vater. Bei der unbestimmten zweck- und prin„zipienlosen Richtung die Du genommen und die „ich einigermaßen mit der allzugroßen Nachsicht und „Verweichlichung entschuldigen will, welche Deine „Jugend umringt hat — bist Du natürlich mehr „wie jeder Andre von Deinen Schwächen beherrscht „und dem Unglück ausgesetzt von denjenigen Per-

„sonen dominirt zu werden, welche denselben zu „schmeicheln verstehen. Dies Talent besitzen die „Weiber im höchsten Grade, sobald ihnen daran „liegt uns zu fesseln. Einmal oder einen Augen„blick trägt Jeder von uns diese Fesseln, und bei „dem Einen dauert es kürzer, bei dem Anderen „länger bis man darüber zur Besinnung kommt. „Zur Besinnung kommen heißt: sie abschütteln. „Du bist nicht der Erste, der in Paris mit einer „Mätresse lebt und wirst nicht der letzte sein. Aber „eben deshalb erstaune ich über die Naivetät mit „der Du Deine Eltern davon in Kenntniß setzest, „da doch der Sohn genug Achtung vor ihnen haben „sollte um ihnen ein solches Verhältniß möglichst „zu verschleiern. Du sagst uns zwar Du wollest „die Dame en question heirathen. Gewöhnlich „sind es nun freilich Tänzerinnen, Schauspiele„rinnen, Choristinnen der Oper und des Ballets, „welche den jungen Männern eine plötzliche Sehn„sucht nach Eheglück — welche binnen drei Mo„naten erloschen ist — einzuflößen verstehen; — „aber warum sollte das Nämliche nicht einer ent„führten Frau gelingen, die sich durch diesen Schritt „in eine Reihe mit allen übrigen unterhaltenen „Frauen stellt. Nur ist es freilich schwieriger für „sie ihre matrimonialen Absichten auch auszuführen;

„denn es ist immer doch möglich ein Mädchen aus „dem corps de ballet zu heirathen, aber das ist „unmöglich bei einer Frau deren Mann noch lebt. „Lieber Sohn, es ist ein unbegreiflicher Unsinn, daß „Du Dich bis zu einer Entführung hast einlassen „können! Wozu in aller Welt war denn das nö„thig? Wollte man alle Frauen entführen für die „man eine kleine Neigung hat, so würde man die „orientalische Ehe und den Harem bei uns einführen „müssen. Man sieht wol daß Du noch bei Deiner „ersten Passion bist. Ich bitte Dich thue sie je „eher je lieber ab. Mit Geld ist in sochem Fall „Alles gut zu machen. Ich gebe Dir carte blanche! „nur mache Dich los. Wie ein Unsinniger hast Du „gehandelt, das ist nicht zu leugnen! aber ich be„schwöre Dich, mein Sohn, handle jezt nicht wie „ein Narr. Unrecht und Thorheit sind durch Be„sonnenheit und Entschlossenheit gut zu machen, „und solche Damen müssen ja von Seiten des „Mannes immer darauf vorbereitet sein. Nur „hüte Dich eine Dummheit zu begehen! die Dumm„heit ist immer und besonders bei solchem Ver„hältniß ein irreparables Unglück: wer da dumm „handelt zieht den Kürzern. Solche Damen sind „schlau und Du bist bei Deiner ersten Passion! „Nur keine Dummheit, Gundaccar! gieb ihr keine

„Waffen in die Hand, die sie wider Dich brau-
„chen könnte; — ich habe Mitleid mit Dir, mein
„lieber Sohn. Wie Du die Taktlosigkeit so weit
„treiben und Deine Mutter von dieser etwas sca-
„brösen Angelegenheit unterrichten und unterhalten
„konntest, würde unbegreiflich sein, wenn Dein
„ganzes Benehmen nicht deutlich zeigte, daß Du
„vollkommen den Kopf verloren hast. Mit einem
„Vater dergleichen Punkte zu berühren kann bis-
„weilen die Nothwendigkeit gebieten; allein mit einer
„Mutter ist das eine fürchterliche Indelicatesse,
„welche sie durch ihr Schweigen gerügt hat. Willst
„Du uns besuchen, mein Sohn, so können wir
„Dich nur unter der Bedingung willkommen heißen,
„daß von dem Gegenstand dieses Briefes durchaus
„nicht die Rede sei. Ich halte es für besser daß
„Dein Liebesrausch verfliege bevor Du kommst.
„Dann werden wir Dich mit herzlicher Freude em-
„pfangen. Lebe wol, mein Sohn. Sei vernünftig
„und vorsichtig. Das ist der freundschaftliche Rath
„Deines Dich herzlich liebenden Vaters."

Dieser Brief kam an als Gundaccar gerade aufs Zärtlichste um Clelia besorgt war; sie befand sich im Anfang einer Schwangerschaft. Sie lag in ihrem Cabinet auf einer Chaiselongue von violettem Sammet, auf dem ihr wunderschöner mattgefärbter

Kopf wie eine Perle im Schmuckkästchen lag. Sie war unangekleidet obwol es Abend war. Ein Schlafrock von meergrünem Atlas mit Schwan besetzt war ihr gerade bequem gewesen. Sanftes Lampenlicht erhellte das Cabinet; das Feuer im Camin war durch einen Schirm von gemaltem Glas verdeckt. Eine Jardinière mit den lieblichsten Frühlingsblumen — man war im März — stand neben Clelia; Gundaccar hatte sie so eben selbst in seinem Wagen aus der Stadt mitgebracht. Er saß am Camin und hielt Tranquillina auf den Knieen, welche sich die Bonbons herrlich schmecken ließ, die er nie für sie vergaß. Der hervorstechendste Ton in diesem kleinen Bilde war die allerweichlichste Ueppigkeit, und in Clelia war sie am stärksten ausgedrückt, weil ihre Natur überhaupt des schärfsten Gepräges fähig war. Auf ihr todtenstilles kaltes strenges trauriges Leben war wie durch Magie ein halbes Jahr voll des entschiedensten Gegentheils gefolgt, ganz untergetaucht in Glut, Glanz, Ueppigkeit und Bewegung. Gundaccar überstürzte sie mit Allem was schmeicheln, entzücken, befriedigen, blenden und betäuben konnte. Für alle Entbehrungen ihrer langen Trennung wollte er sie und sich selbst entschädigen. In jedem Augenblick, mit jedem Athemzug suchte er ihr seine Liebe, Zärtlichkeit, Bewunderung und

Verehrung auszudrücken. Für ihn, der sonst nie geliebt hatte, war es eine Wonne das Weib wiederzufinden, welches diese Regung in ihm weckte, und es so wiederzufinden, daß der Affect zu einem tiefen Gefühl werden konnte und mußte. Er trug sie auf Händen und sie ließ sich tragen — überrascht und doch zuversichtlich, schüchtern und doch selbstbewußt, unendlich anmuthig und zugleich unendlich vertrauenerweckend. „Meine Sonne" nannte er sie mit einem der Schmeichelnamen, welche die Liebe zuweilen so tiefsinnig und immer so graziös zu erfinden weiß; und die Bezeichnung war ganz richtig: wie eine Sonne durchglühte und belebte sie ihn. Sie ließ sich gehen in dem süßen Taumel. Durch die Liebe erlöst aus ihrem eisernen Dasein, genoß sie zum ersten Mal das Glück der Gegenstand eines liebenden Cultus zu sein. Sie ließ sich anbeten. Hatte er sie wie eine Göttin auf dem Altar seines Herzens aufgestellt — nun was konnte die Göttin weiter thun als ihren Olymp mit ihm theilen? Sie war indolent wie alle tiefleidenschaftliche Naturen es sein können. Weil nur innerer Drang das Triebrad ihres Wesens in Bewegung setzt — weil es für sie demnach eine Nothwendigkeit ist, ihr Leben von Innen nach Außen heraus — aber nicht an der Oberfläche hin zu leben: so fallen sie

leicht der Indolenz anheim, sobald der innere Lebensstrom keine Felsen und Klippen zu überwinden, kein eng gedrängtes Bett, keinen raschen Fall hat: sondern in weiter Ebene Raum findet um sich auszuruhen. Diese Ruhe thut ihm nach all den Katarakten und Strudeln die er überwinden mußte unendlich wol; er breitet sich gemächlich aus; er liebkost die Blumen des Ufers; er verfällt in träumerische Indolenz — und würde wol ganz und gar seinen Lauf so verträumen, wenn nicht seine eigne Natur und das Schicksal, welches der Natur stets die Hand reicht — zuweilen die rechte, häufiger die linke Hand — ihm nicht den Weg so bereiteten und wendeten, daß er urplötzlich einen Abgrund oder einen Felsen vor sich findet. Da muß er hinunter oder herüber, und mit dieser Nothwendigkeit erwacht er zur Energie. Eine Kette von Widerstand zu überwinden ist das Element der leidenschaftlichen Natur; in langer Ruhe verliert sie ihre Spannkraft; die brach liegenden Kräfte zersetzen sich und der Mensch verdirbt, erstickt an seiner eigenen Fülle. Dies Ende hat der reflektirende Mensch nicht zu fürchten; er weiß sich im ruhigen Zustande mehr Interessen zu schaffen, mehr Arbeit zu finden, mehr Theil zu nehmen; er breitet seine Kräfte mehr über die ganze Oberfläche seines Wesens aus und hat

daher unendlich viel mehr Berührungs- und Anknüpfspunkte mit der ganzen Außenwelt, daher selten Langeweile, selten Abspannung, selten entschiedene Sympathien und Antipathien. Aber weil seine Natur mehr auf friedliche Gleichmäßigkeit eingerichtet ist, so kann sie ihre Lichtseiten auch nur in entsprechenden Zuständen entfalten. Werden ihr Felsen und Klippen auf den Pfad geschleudert, so zersplittert sie sich leicht bei dem Versuch sie zu überwinden, oder langt athemlos und gebrochen jenseits derselben an, völlig unfähig sich zu einem neuen Lauf zu sammeln. Der reflektirenden Natur ist der Kampf des Lebens leicht zu schwer — und der leidenschaftlichen die Ruhe des Lebens. — — —

„Clelia, wie schön bist Du!“ sagte Gundaccar nach einer langen Stille in der er sie stumm betrachtet hatte, wie sie in der milden Beleuchtung vom sanften Farbenton getragen, in malerisch ausdrucksvoller Stellung beide Arme über dem Kopf gekreuzt unbeweglich dalag, und nur zuweilen langsam die breiten Augenlieder aufhob um ihn und Tranquillina anzusehen. „Keine Tizianſche Venus ist so schön.“

„Das kommt daher, entgegnete Clelia reizend spöttisch, weil keine einen so schönen Schlafrock trägt.“

Gundaccar antwortete nur durch eine Miene die deutlich ausdrückte daß er kein besondres Gewicht auf diesen vortreflichen Schlafrock lege.

„Gundaccar .... fuhr sie nach einer Pause fort, was ist die Schönheit?“

„Das fragst Du mich! rief er verwundert; — aber, Kind, die Schönheit ist ja Dein Geheimniß! wir Andern wissen nichts Wesentliches von ihr! nach Zollen mögten wir sie messen, in Linien sie begrenzen, in diese und jene Farbe sie tauchen, in diese und jene Form sie bannen, durch die Harmonie aller Theile sie erklären, und mit dem Allen bringen wir es so weit, daß wir sie als eine Kunstfigur, als einen nach allen Regeln der Schönheit construirten Automaten, als ein dem Modell, der Anatomie und der Antike entlehntes Product vor uns sehen! O das ist sie nicht!“

„Aber was denn, Gundaccar? .... thaut sie wie das Licht verklärend von Außen auf uns herab? entwickelt sie sich in uns aus mysteriösen Elementen? umrieselt sie uns oder ersteht sie aus uns? .... und wo ist ihr Quell?“

„Frag' mich nicht! rief er; ich habe Dir gegenüber nur eine Antwort: die Schönheit — bist Du selbst; Du lösest mir ihr Geheimniß. Schönheit ist der höchste Ausdruck des Lebens — doch nicht des

einseitigen Lebens in seiner nur sinnlichen oder nur geistigen Richtung, sondern eines Lebens das vollendet wie die Einheit und vollkommen wie die Allseitigkeit ist. Die Versinnlichung dieses Mirakels ist Schönheit! in unsrer verzerrten, mißbildeten, sitten- und characterlosen Welt kann sie demnach nicht zu Hause sein; drum haben die Menschen im Allgemeinen auch kein Auge für sie, und nennen das schön was sie frappirt. Findet man eine Person — gleichviel ob Mann ob Frau! — möglichst lang, möglichst schlank, mit möglichst großen Augen, feiner Nase und kleinem Mund: flugs heißt sie schön! — Mit dieser falschen Münze hab' ich mich nie begnügen mögen. Weil durch Dich das höchste Leben der Liebe zu der entzückenden Versinnlichung gelangt, welche der Liebe gebührt: darum bist Du einzig schön."

„Das ist eine Schmeichelei aber keine Erklärung, Gundaccar."

„Sage lieber eine Wahrheit — denn auch die läßt sich nicht erklären."

Ein Diener unterbrach das Gespräch indem er einen Brief überreichte.

„Von meinem Vater!" rief Gundaccar.

Urplötzlich veränderte sich die ganze Szene! die Blätter der Rosen fielen ab; die Dornen kamen

zum Vorschein. Als Gundaccar den Brief nahm, winkte Clelia schweigend Tranquillina vom Schooß des Vaters zu sich heran. Sie richtete sich auf und da sie sich unwillkürlich zittern fühlte umschlang sie die Kleine und drückte deren Köpfchen an ihre Brust. So, mit dem Kinde im Arm durfte sie ja nicht zittern. Kaum hatte Gundaccar den Brief erbrochen, als Clelia auch schon eine solche Zerstörung auf seinem Antlitz wahrnahm, daß sie sagte:

„Es ist sehr spät, Tranquillina! küsse dem Papa die Hand und geh schlafen."

Die Kleine gehorchte und lief zum Vater. Der las eben die Worte: „Du hast eine Mätresse genommen." Ein furchtbarer Zorn durchschütterte ihn. Er wehrte das Kind heftig ab, sprang auf und stampfte mit dem Fuß voll der ungeduldigen Reizbarkeit nervöser Menschen, denen die Selbstbeherrschung in kleinen Dingen noch schwerer wird als bei großen Veranlassungen. Tranquillina, entsetzt über diese ungewohnte Behandlung ihres sonst so zärtlichen Vaters brach in Thränen aus und mit heftigem Aerger rief Gundaccar:

„Nur fort mit dem Kinde! nur fort fort fort!"

Clelia war aufgesprungen. Sie brachte Tranquillina zu deren Wärterin und verließ sie erst nach-

dem es ihr gelungen war sie zu beschwichtigen. Sie hofte Gundaccar würde sich inzwischen gesammelt haben; allein sie fand ihn in derselben Aufregung. Er hörte und sah nicht, er ging hin und her im Zimmer, er stieß zornige Worte ohne Zusammenhang aus. Clelia hatte oftmals Achatz in Ausbrüchen des wildesten Zornes gesehen und war unendlich gelassen dabei geblieben. Er war ihr gleichgültig, er konnte sie auf keine Weise rühren. Aber sie liebte Gundaccar und darum zitterte sie, für ihn, vor ihm. Sie gehörte zu den Naturen die unverwundbar sind — außer am Herzen; da sind sie verwundbar. Als Gundaccar sie gar nicht beachtete, fragte sie endlich beklommen:

„Kannst Du mir nicht mittheilen, was Dein Vater schreibt?"

Er warf ihr den Brief auf den Schooß. Die harten Ausdrücke desselben, die Graf Osnat geflissentlich gewählt hatte um einen Abgrund voll Mißachtung vor seinem Sohn zu eröfnen, schnitten ihr um Gundaccars Willen die Seele entzwei; jezt begriff sie seinen Zorn und ihre scheue Angst brach sich in Thränen. Er blieb mit untergeschlagenen Armen vor ihr stehen und sagte hart:

„Jede Thräne welche Du in dieser Angelegenheit weinst, ist ein Vorwurf für mich: also spare sie."

Aber nun nachdem er die seltsame Befriedigung gehabt hatte an dem Geliebtesten seinen Zorn auszulassen, nun schwand die grollende Stimmung plötzlich. Er setzte sich zu Clelia, umschlang sie zärtlich und sagte:

„Laß mich Deine lieben Augen küssen bis sie wieder heiter werden, süße Clelia! .... und dann wollen wir zusammen den grausamen Brief lesen.“

Sie war zu bewegt um antworten zu können, sie lächelte ihn nur an mit so himmlischer Sanftmuth und Zärtlichkeit daß er weich sagte:

„O Du Engel! Dir weh thun wollen ist Staub auf einen Stern streuen wollen! die Gemeinheit reicht nicht bis zu Dir hinauf.“

„Wenn Deine Eltern mich nur kennen — mir nur Gelegenheit geben würden von ihnen gekannt zu werden: so würden sie besser von Dir und mir denken, mein armer Gundaccar“ — entgegnete Clelia sich an ihn schmiegend.

„Ist einmal ein Vorurtheil nicht blos gefaßt, sondern hat man sich auch mit Ueberlegung entschlossen es fest zu halten — wie es hier der Fall zu sein scheint — dann ist man gepanzert gegen die bessere Erkenntniß,“ sagte Gundaccar nachdenklich und trübe.

„Aber wenn ich nie diesen tödtlichen Widerwillen

überwinden kann, brach Clelia aus, so reiße ich ja eine ewige Kluft zwischen Eltern und Sohn.“

„Die Zeit versöhnt!“ sagte er beschwichtigend.

„Glaubst Du es in diesem Fall, Gundaccar?“

„Ich will es hoffen, süße Clelia.“

„Aber glaubst Du es auch?“ fragte sie eindringlich.

„An Dich glaub' ich, mein Engel, an alles Wahre, Gute und Schöne in Dir, und daher auch an Deine siegreiche Macht über Lüge und Bosheit. Wesen wie Du können viel überwinden .... vielleicht Alles. Ja, an Dich glaub ich! nur an Dich.“

„Nein nein, Gundaccar! rief sie beängstigt, nein! nicht so ausschließlich, so einzig an mich! Glaube an Gott, glaube“ .... — —

„Ich glaube an eine unendliche Liebe, unterbrach er sie sanft, die barmherzig genug ist mich zu erlösen von allem Uebel, und mich zu versöhnen mit allem Leid — sogar von und mit mir selbst. Und der Bote dieser Liebe bist Du.“

„Gott segne Dich für dies Wort, Gundaccar! rief Clelia mit stralendem verklärten Antlitz. So spricht man nicht zu einer von den Frauen in deren Reihe Dein Vater wähnt mich stellen zu dürfen! nicht wahr .... so nicht? — Ich weiß ja und fühle auch daß meine Stellung jezt schief ist, auch

daß mein früheres Benehmen ein gewisses Mißtrauen veranlassen kann. Aber man gönne mir nur Gelegenheit um mich zu rechtfertigen! man stoße mich nicht so unerbittlich von Dir .... gerade von dem einzigen Menschen zurück an dem meine Seele und meine Seligkeit hängt! — So weit der Himmel blau ist giebt's ja keinen Menschen, keinen! keinen! für den ich je auch nur den Schatten eines Gedankens gehabt hätte, seitdem Du in mein Herz getreten bist. Du bist mein Idol, und um dies Götterbild führe ich den Tempelbau meines Lebens auf .... dessen Pforten auf ewig für alles Andre geschlossen sind. Aber dafür bist Du mein und bleibst Du mein .... und wenn sich die Erdkugel zwischen uns legte! Ich will Dich nicht aufgeben, Gundaccar! mein Alleinziger! Lieber das Leben! .... allein Dich nicht."

Ahnte sie ihr Verhängniß? foderte sie das Schicksal durch dies verwegene Wort heraus? — Verhängniß! Schicksal! .... was sind sie anders als unsre zur äußern That gestaltete Innerlichkeit — als der Wiederschein der Constellation, die aus den Urstoffen unsers Wesens gebildet in unsrer tiefsten Seele als Urmacht herrscht. So lange wir uns auf der Oberfläche des Daseins, in gleichgültigen Zuständen bewegen, haben Gewöhnung, Rücksichten,

Reflexion, Berechnung und Erziehung auf unsre Handlungsweise den bestimmenden Einfluß, und einen um so stärkeren, je weniger Tiefe der Mensch hat, je weniger Wurzel die Urstoffe in ihm schlagen konnten. Aber wenn Berührungen und Begegnisse kommen, die ihn bis in den Grund aufwühlen und zerarbeiten — wenn er in dem Bekannten und Gewohnten weder Maßstab noch Richtschnur mehr findet — dann gewahrt er plötzlich wie durch Intuition das Entscheidende, das Bestimmende in sich, und aus der Dämmerung des Halblebens tritt er dann unter die aufstralende Constellation des Volllebens, und macht seinen Weg in ihrem Glanz und in ihrem Schatten. Das ist Verhängniß! das ist Schicksal!

Gundaccars heißester Wunsch war, die Ungültigkeitserklärung von Clelias Ehe zu bewerkstelligen um sie alsdann heirathen zu können. Sollte sie bei ihm leben, Mutter werden, vielleicht einen Sohn ihm geben und nicht seine Frau sein? sollten seine Kinder nicht sein Stolz sein, wie sie sein Glück ausmachten? sollte er selbst nicht den Eltern gegenüber sein Recht durchsetzen indem er gegen Clelia nur seine Pflicht erfüllte? Sie, durch alle Gaben der Natur zu der glücklichsten und glanzvollsten Stellung berechtigt, war durch ihn in eine Lage gerathen vermöge welcher sie in seinem Hause und

in seinen Armen ihren Platz fand und sein Leben mit ihm theilte — aber nicht seinen Namen. Hatte sein Vater nicht Recht ihm vorzuwerfen, daß er eine entführte Frau zu seiner Mätresse gemacht habe und mußte er es nicht dulden daß man Clelia, der Augenscheinlichkeit trauend, in eine Reihe stellte mit den nichtswürdigsten ihres Geschlechts, während sie über der Reihe der edelsten stand? — Er bestürmte Clelias Rechtsanwalt in Inspruck mit den dringendsten Vorstellungen die Sache nach Kräften bei dem geistlichen Gericht wo sie anhängig gemacht worden war zu beschleunigen. Der Rechtsanwalt war ein braver Mann der sich auf keine Weise zum Nachtheil seiner Clientin hätte gewinnen lassen, wenn er nicht in die Hände der Generalin Thannau gerathen wäre. Es war ganz natürlich daß sie den Anwalt ihrer Nichte in dieser widerwärtigen Angelegenheit, die ein so scandalöses Aufsehen machte, zu sprechen wünschte. Bei diesen Gesprächen wußte sie Clelias Character so geschickt zu verdächtigen, daß er von selbst auf den Zweifel stieß, ob sie nicht eine Intrigante sei, die sich des indolenten und nachgiebigen Gundaccar bemeistert habe um Gräfin Osnat zu werden. Gundaccars Leben, seine Spannung mit den Eltern, deren Unzufriedenheit mit ihm, waren allbekannt und nicht dazu geeignet

um großes Vertrauen zu ihm einzuflößen. Daß aber gerade solche leichtsinnige Männer mit der größten Verblendung in die Netze schlauer und koketter Weiber fallen und gerade von ihnen sich fesseln lassen, ist eine alte Erfahrung. Ob man daher Clelias Ehe mit Gundaccar begünstigen — und nicht lieber den jetzigen Zustand hinhalten solle — das erschien fraglich. Konnte nicht Gundaccar nach einem oder zwei Jahren dieses Verhältnisses herzlich müde und dankbar sein, daß man ihn von dieser Heirath abgehalten? War es denn überhaupt ausgemacht, daß Clelias Ehe mit Achatz, wie sie behauptete, nie vollzogen sei? konnte das nicht eine ihrer Vorspiegelungen sein um Gundaccar zu rühren? hatte sie doch ein Kind aus dieser Ehe! daß sie Gundaccar als dessen Vater bezeichne, bedeute aber in ihrem Munde gar nichts, denn es sei leider gewiß, daß sie vor ihrer Verheirathung mit Achatz und Gundaccar zugleich eine Intrigue gehabt und schlau genug durchgeführt habe um Jedem von Beiden den Wahn der höchsten Begünstigung beizubringen. Wer das bei sechszehn Jahren vermöge, der berechtige zu großem Mißtrauen und zur höchsten Vorsicht. Aus dem Munde einer nahen Verwandten, die Mutterstelle bei dem jungen Mädchen vertreten hatte, kamen diese Bemerkungen höchst unverdächtig

und unparteiisch hervor. Mit großer Niedergeschlagenheit fügte die Generalin hinzu: Es sei traurig genug daß ihre Nichte die Namen Conti und Thannau mit Schmach bedecke; sie ihres Theils würde Alles versuchen um den Namen Osnat davor zu retten; sie beschwöre den Anwalt nichts zu übereilen, und lieber auf Hemmung als auf Beschleunigung dieser Angelegenheit, so weit Pflicht und Ueberzeugung es ihm gestatteten, hinzuarbeiten. Trete Ueberdruß ein, so fehle es dann nie an einem günstigen Umstand um sie ausgleichend beilegen zu können; trete er nicht ein, so sei man freilich genöthigt den letzten Schritt zu thun.

Das kalte falsche Herz der Generalin war um so mehr gegen Alle diejenigen, welche eine Aussicht und Hofnung auf Glück hatten, in Bitterkeit getaucht, als diese Aussicht in ihrer Familie untergegangen war. In dem Leben ihrer ältesten Tochter Euphemie waren Dinge vorgefallen, welche sie von der Welt ausschlossen; sie floh in ein Kloster; Agnes, die jüngste, reifte zur alten Jungfer heran. Wolwollen war nie und für Niemand im Herzen der Generalin lebendig gewesen; auch nicht für ihre Töchter; allein ihre Eitelkeit fühlte sich durch deren Schicksal beleidigt; sie betrachtete sich als eine unglückliche Mutter und hielt sich für berechtigt keinem

das Glück zu gönnen, welches sie nicht gefunden hatte. Neid und Schadenfreude wucherten in ihr. Sie freute sich über ihres Schwagers demüthigende Rolle als Ehemann und über den Schmerz der stolzen Gräfin Osnat um den verlornen Sohn. Sie beneidete Clelia um die Liebe die Gundaccar für sie empfand, grollte mit ihr weil Achatz sie geheirathet hatte und fand eine Beruhigung in der Vorstellung, daß ihre Heirath mit Gundaccar nie zu einem glücklichen Verhältniß, namentlich den Eltern gegenüber, führen könne. Diese nämliche Vorstellung beschwichtigte auch ihr Gewissen, wenn es in unbewachten Augenblicken sich in ihr regte. Ja! sprach sie dann, heuchlerisch auch mit sich selbst — ja, ich bin gegen diese Heirath, denn dieser Gundaccar ist ein Taugenichts und die Mutter wird ihn enterben; was dann? — Achatz hatte ihr die Leitung dieser Angelegenheit seinerseits ganz in die Hand gegeben; sein hauptsächlichster Wunsch war — Clelias Vermögen zu behalten. Doch schämte er sich dies zum Kaufpreis seiner Einwilligung nicht sowol zu machen, als es auszusprechen; sie konnte es leichter.

Clelias Anwalt schrieb an Gundaccar: er müsse Geduld haben! von den zwei Parteien sei die eine in Paris, die andre tief in Deutschland, die eine sehr

dringend, die andre sehr lau in ihrem Anliegen, was höchst befremdlich sei, da man in diesem Punkt doch wol auf ein Uebereinkommen zählen müsse. Der einseitige Wunsch könne unmöglich so schnell berücksichtigt werden. — Gundaccar wollte verzweifeln und fiel auf tausend Pläne von denen Clelia ihn immer wieder abhalten mußte. Der liebste war: im Duel Achatz zu erschießen; dann war Clelia ohne Weiteres frei! Aber sie fragte bebend:

„Trift Dich keine Kugel?“

Ein andrer Plan war der sich mit Clelia heimlich trauen zu lassen; denn sie war ja der That nach unvermält, und das Gesetz mußte es über kurz oder lang anerkennen.

„Es sähe aber aus wie Bigamie! meinte Clelia bedenklich. Und eine heimliche Trauung würde in unserm Verhältniß, Gundaccar, ganz unnütz sein! sie mag zaghafte Gewissen beruhigen .... das ist aber nicht unser Fall. Unser Gewissen ist sehr ruhig! .... wir begehren nur die öffentliche Anerkennung.“

Noch ein andrer Plan war der nach Inspruck zu gehen und dort persönlich die Sache zu betreiben; aber Clelia bat:

„Meide die persönliche Zusammenkunft mit Deinen Eltern, denn sie würde nur Euren Zwiespalt

vergrößern. Nach Insprucк zu gehen ohne sie zu sehen, wäre aber ein Trotz, der sich für einen Sohn nicht geziemt."

„Du hast Recht, entgegnete Gundaccar niedergeschlagen, immer Recht! .... aber was bleibt uns denn übrig zu thun?"

„Auszuharren! mein geliebter Gundaccar; geduldig und stark zu sein, — weiter nichts!" erwiderte sie.

„Geduldig und stark sind die Engel, sagte er und umschlang sie traurig und zärtlich. Eines von Beiden sind tüchtige Menschen; .... keines von Beiden ist der Schwache."

„Willst Du mich verlassen?" fragte sie und lehnte zuversichtlich ihren schönen Kopf an seine Brust.

Er faltete die Hände über ihrem Haupt und sagte:

„Und wäre mir das Paradies ohne Dich — die Hölle mit Dir gewiß — ich verließe Dich nicht."

„Nun dann bleibt Dir ja nichts übrig als stark und geduldig zu sein," entgegnete Clelia und küßte lieblich seine schönen traurigen Augen.

Der Sommer verging noch ganz erträglich. Gundaccar wollte Clelia in ihrem gegenwärtigen Zustand nicht aufregen, ängstigen und betrüben, drum verbarg er ihr seine Entmuthigung und indem er sich zu dieser Selbstbeherrschung zwang, gewann er

zu Zeiten die Zuversicht, welche sie immer hatte. Aber freilich — ihre Schwangerschaft rückte vor und sie war noch immer nicht mit ihm verheirathet! — Als der Herbst kam, der ohnehin auf nervenreizbare und schwächliche Organisationen so niederdrückend wirkt — brach er gleichsam in sich selbst zusammen, und verfiel in eine nervose Unruh die mit lähmendem Trübsinn abwechselte. In dieser Gemüthsverfassung war er zuweilen hart gegen Clelia, und zuweilen von einer Gleichgültigkeit, die härter war als die Härte. Aber sie blieb sich gleich. Sie klagte nicht, sie zweifelte nicht. Sie hatte immer ein Lächeln, einen Liebesblick, ein Trostwort, einen erkräftigenden Zuruf für ihn. In ihre Gebete legte sie all ihre Aengste und Sorgen nieder und schöpfte aus ihnen die Kraft sie mit Fassung Gott anheim zu stellen. Wie in ihren früheren Tagen ging sie jeden Morgen in die Messe, und verklärt, wie aus einer bessern Welt, kehrte sie zurück, bereit über Gundaccar die Liebe auszuströmen, die sie am Thron der ewigen Liebe geschöpft. Er empfing sie dann oft so zerstreut und gedankenlos, und sah so bleich und verstört aus, daß eine unnennbare Bangigkeit sie ergriff, instinktmäßig ihr weissagend, daß ein unerhörtes Unheil sie bedrohe.

In der letzten Zeit ereigneten sich während ihrer

Abwesenheit fürchterliche Szenen zu Hause. Gundaccar hatte einen Kammerdiener, der seit fünf und zwanzig Jahren um ihn war und das Vertrauen seines Herrn in einem Grade besaß wie die Gewöhnung der Kindheit und die spätere Erprobung einer grenzenlosen Ergebenheit das mit sich bringt. Dieser Mann, jezt ungefähr funfzigjährig, lag zuweilen auf den Knien vor Gundaccar und bat mit heißen Thränen, mit gerungenen Händen, mit einem herzzerschneidenden Ausdruck von Verzweiflung um Gnade, um Erbarmen — nicht für sich .... sondern für seinen Herrn! Aber der Herr hatte nur eine Antwort:

„Andreas! wenn Du nicht thun willst was ich befehle, so mußt Du meinen Dienst verlassen. Ich kann keinen Diener brauchen, der mir nicht gehorcht. Du hast die Wahl."

Dann gehorchte Andreas — aber mit stummer Trostlosigkeit.

In der Christnacht gebar Clelia einen Sohn. Ein unentwirrbares Gemisch der bittersten und süßesten Gefühle durchkreuzte Gundaccars Brust neben diesem Kinde, wie es ihn selig machen könnte und wie es nur dazu beitrug ihn noch unseliger zu machen — denn was konnte die Zukunft dieses Knaben sein, der nur an die Liebe seines Vaters

Anspruch hatte, jedoch nicht an seinen Namen, an seine Rechte in der Welt, an sein Vermögen — an nichts was ihm unter günstigen Verhältnissen durch seine Geburt zufiele, wie es ihm jezt durch dieselbe entzogen wurde!

„Du freust Dich nicht, mein Gundaccar?“ fragte Clelia zärtlich.

„Doch, mein Engel! entgegnete er an ihrem Bett niederknieend; — aber so wie es sich für Unglückliche schickt: mit Trauer und Zagen.“

„Sprich nicht so, Gundaccar! rief Clelia. Wir haben schon einen schweren Lebensabschnitt siegreich überwunden. Eine solche Erfahrung schützt vor Verzagtheit; wir werden auch diesen überstehen.“

Tranquillina wurde eben ins Zimmer geführt. Stumm und schüchtern trat sie an die Wiege des Neugebornen, der bewußtlos in das schwüle Erdenleben hineinschlief, betrachtete ihn mit seraphischem Staunen, und fragte dann der unzusammenhängenden und doch seltsam ergreifenden Anschauungsweise der Kinder gemäß:

„Mama, ist dies das Christkindchen bei dessen Geburt die Engel im Himmel sich freuten und sangen: Ehre sei Gott in der Höh und Friede auf Erden?!“

„Tranquillina, mein Kind! komm her zu mir! rief Clelia fast jauchzend vor Freude und schloß die

Kleine inbrünstig in die Arme; — ja, Kind, ja! gewiß haben die Engel gesungen: Ehre sei Gott und Friede auf Erden."

Mit feuchten stralenden Augen sah sie Gundaccar an. Er legte seine Hände auf das Haupt von Mutter und Tochter und sprach bewegt:

„Ich bin Eurer nicht werth!"

Als die Nachricht von Clelias Niederkunft nach Inspruck kam, ging ihr Rechtsanwalt zur Generalin Thannau und sagte ihr er wisse Gundaccars Andringen keine Formalitäten mehr entgegen zu stellen, und würde es auch nicht länger für rathsam halten; denn Gundaccar sei entschiedener als je Clelia zu heirathen und längere Verzögerung der Ehe würde immer größeren Scandal veranlassen — wie es denn jezt schon ein ganz unnützer sei, daß ein uneheliches Kind geboren worden; man hätte ihn vermeiden können, wenn die Ungültigkeits-Erklärung dem Anliegen seiner Clientin gemäß gleich erfolgt wäre. Die Generalin sprach sich vollkommen einverstanden mit ihm aus, sagte ihm ihre Einwirkung auf eine entscheidende Erklärung ihres Schwagers zu, und begab sich dann zur Gräfin Osnat, der sie mit ihrer ewigen Schadenfreude die unwillkommne Nachricht brachte, daß nun bald Gun-

daccars Vermälung mit Clelia nichts mehr im Wege sein würde.

Seit jenem vernichtenden Brief war die Correspondenz zwischen Gundaccar und seinen Eltern abgebrochen, und nur auf indirecte Weise — theils durch den Banquier mit dem er sich in Geldgeschäften befand und theils durch die Generalin, welche ihre Nachrichten von Clelias Anwalt einzog — hörten sie zuweilen von ihm. Auf diesen letzten Bericht der Generalin entgegnete die Gräfin starr:

„Wir sind längst darauf vorbereitet unsern Sohn schmerzlicher als durch den Tod zu verlieren. Gehe er seinen Weg! wir werden den unsrigen gehen. Beide laufen diesseits des Grabes nicht zusammen. Ich bedaure trotz dem Ihre Nichte, Frau Generalin; sie wird es bitter bereuen ihr Leben rücksichtslos einem Menschen anvertraut zu haben der nichts ist und, was vielleicht noch übler, der nichts hat."

„Sie werden doch nicht gänzlich Ihre Hand von Ihrem Herrn Sohn und seiner Familie abziehen?" forschte die Generalin.

„Sind Sie vielleicht von Ihrer Frau Nichte beauftragt meinen unwiderruflichen Entschluß zu vernehmen bevor sie den ihrigen faßt? sagte die Gräfin verächtlich. Gut! ich mache kein Geheimniß daraus. Dies ist er: mein Sohn ist ein verwöhnter Mensch

dessen Launen von je her, rücksichtslos auf ihre Kostspieligkeit, erfüllt worden sind. Wir haben diese Schwäche für ihn gehabt als er Kind war — und da sie unsre Schuld, so wollten wir ihm, da er Mann geworden, keine Entbehrung auflegen. Verschwendet er nun im Spiel oder auf Reisen oder mit Mätressen oder bei sonstigen Abenteuern: so ist eins so traurig als das andre, und wie er verschwendet bekümmert uns nicht so sehr, als daß es überhaupt geschieht. Indessen .... wir haben Nachsicht mit ihm und hoffen auf bessere Erkenntniß der Pflicht und der Lebensstellung. Begeht er aber eine Handlung die uns verbürgt daß jede derartige Hofnung vergeblich ist, weil er sich durch sie in eine Lage bringt die er Zeit seines Lebens nicht mehr ändern kann und die in unsern Augen seiner unwürdig ist und seine ganze Existenz erniedrigt: dann, wie gesagt, mache er seinen Weg wie er ihn versteht! wir verstehen ihn nicht mehr; der Zusammenhang zwischen uns ist alsdann abgerissen und mit der Hofnung der Eltern hört auch ihre Fürsorge auf. Dann würden wir uns nicht mehr verpflichtet fühlen seine Verschwendung zu unterstützen, und ich würde für die Zukunft mein Vermögen einzig und allein meinen Töchtern zuwenden."

„Habe ich Ihre Gesinnung recht verstanden —

entgegnete die Generalin mit süßlichem Lächeln die bittern Worte begleitend — so wollen Sie also Ihrem Herrn Sohn Ihre elterliche Fürsorge nicht entziehen, so lange er in einem ungesetzmäßigen Verhältniß mit einer Mätresse lebt, und erst dann wenn er durch die Ehe mit ihr in ein gesetzmäßiges tritt."

„Und nur dann wenn er in diese Ehe tritt — entgegnete die Gräfin kalt und hoch, aber mit einem flüchtigen zornigen Erröthen; — Sie haben unsre Meinung gefaßt. Lassen Sie mich nur noch hinzusetzen, daß wir, wenn jene Dame sich auf der Stelle von meinem Sohn trennen will, bereit sind für sie und für ihre Kinder zu sorgen. Und nun, Frau Generalin, ersuche ich Sie dies Alles Ihrer Frau Nichte als unser Ultimatum mitzutheilen. Vielleicht bleibt es nicht ohne die erwünschte Wirkung."

Sie erhob sich zuerst wie eine Königin und entließ die Generalin mehr als daß sie von ihr Abschied genommen hätte. Diese fühlte sich immer gedemüthigt durch die Gräfin; jene durch diese höchstens geärgert. Mit dem Weh verglichen das Gundaccar ihr bereitete, konnte Niemand ihr weh thun, den sie in einer solchen Inferiorität der äußeren Lebensstufen erblickte. Die Generalin aber sprach zu sich selbst: Nun so habe sie es denn, die übermüthige Thörin! Ihr Sohn heirathe Clelia und

werde elend mit ihr! Vielleicht wird das noch am Ende den mütterlichen Hochmuth brechen! —

Sie schrieb nach Paris:

„Unberufene Rathgeber sind lästig oder lächerlich. „Dennoch giebt es Verwickelungen in denen die be„theiligten Parteien nicht so klar sehen als ein un„befangenes Auge. Die unzerstörbare Theilnahme „welche die Blutsverwandtschaft mit sich bringt, „läßt mich auf Entschuldigung hoffen, wenn ich „mir erlaube meiner vielgeliebten Nichte Clelia nicht „sowol einen Rath zu geben, als nur ihr eine Be„merkung zu machen. Sie kennt nicht die Men„schen und die Triebfedern von deren Handlungen; „sie begreift diese Triebfedern vermuthlich dann „am wenigsten, wenn dieselben aus starrer Selbst„sucht hervorgehen — und doch sind das die allge„meinsten! so allgemein daß man kaum das Recht „hat zu erstaunen wenn sie uns entgegentreten. „Ich zweifle nicht an der wolüberlegten und be„gründeten Entschiedenheit meiner theuern Nichte „ihre Ehe mit Achatz Thannau ungültig erklären „zu lassen. Ein unfehlbares Mittel um bei ihm die „nämliche Entschiedenheit und in möglichst kurzer „Frist zu bewerkstelligen, wäre: daß meine theure „Nichte sich entschließen könnte ihre Ansprüche an „ihr Vermögen aufzugeben und sich gleichsam los-

„zukaufen. Er ist wenig bemittelt; er hat sich mit „diesem Gelde in weitaussehende Spekulationen ver„wickelt; er würde ruinirt sein wenn er es aus„zahlen müßte. Daher seine Schwankungen zwi„schen Widerstand und scheinbarer Nachgiebigkeit. „Dies ist die einzige Art und Weise um seiner Un„entschiedenheit ein schleuniges Ende zu machen. Ich „setze voraus daß meiner vielgeliebten Nichte Alles „daran liegen muß dies Ziel zu erreichen, um eine „anderweitige Ehe eingehen zu dürfen. Ein Vor„schlag der Familie Osnat wird ihr durch ihren „Anwalt bereits mitgetheilt sein oder es doch näch„stens werden. Da derselbe darauf hinausläuft ihr „und ihren Kindern eine unabhängige und sorgen„freie Existenz zu sichern, aber nur in dem Fall, „daß sie ihr gegenwärtiges Verhältniß durch einen „entschiedenen Bruch aufgiebt: so vermuthe ich daß „sie denselben nicht berücksichtigen und um so mehr „meine Bemerkung in Ueberlegung ziehen werde. „Dies ist mein herzlicher Wunsch und zugleich die „Rechtfertigung dieser Zeilen.

Therese Thannau geb. Conti."

Clelia empfing diesen Brief mit Befremdung, und las ihn — zuerst mit Widerwillen und Mißtrauen, zuletzt mit Jubel. So gab es denn doch ein Mittel ihre qualvolle Lage zu beenden, und aus der drük-

kenden Stellung in eine freie zu kommen. Nach kurzer Rücksprache mit Gundaccar schrieb sie:

„Von dem Recht welches dem Sclaven unbenom- „men ist mache ich Gebrauch indem ich mich mit „meinem ganzen Vermögen aus der Sclaverei frei „kaufe. Ich hoffe Baron Achatz Thannau wird „mit dem Lösegeld zufrieden sein, und eine Kette „sprengen, die für ihn nicht minder drückend sein „muß als sie es ist für Clelia Conti.“

Diese Zeilen thaten ihre Wirkung. Augenblicklich schrieb Achatz nach Inspruck, jezt sei nicht länger zu zaudern! er habe nun Alles erreicht was unter diesen Umständen zu erreichen sei: durch die unbedingte Abtretung ihres Vermögens gewähre Clelia ihm eine Art von Satisfaction, von Anerkennung seiner gekränkten Rechte; — jezt wolle er großmüthig sein nachdem sie sich gedemüthigt habe, und wolle seinerseits auf die Ungültigkeitserklärung der Ehe dringen, damit beide Theile zur Schließung einer neuen berechtigt würden.

Und so geschah es! in möglichst kurzer Frist erfolgte jene ersehnte Erklärung, und ungefähr anderthalb Jahre nach ihrer Flucht aus Schmiedeberg wurde Clelia Conti mit Gundaccar Osnat in der Kirche von St. Roch vermält.

Bevor sie zu diesem Wendepunkt in ihrem Leben

gelangte, war ein ganz neuer und ganz fürchterlicher Schmerz über sie hereingebrochen. Während ihres Wochenbettes war sie weniger fähig als sonst Gundaccar zu zerstreuen und aufzurichten; sie nährte ihren Sohn; das Kind schien sehr zart zu sein und nahm ihre Pflege und Aufmerksamkeit sehr in Anspruch: so kam es daß sie nicht unausgesetzt neben Gundaccar lebte. Aber um so mehr fiel ihr sein beängstigender Zustand auf! zuweilen wie gelähmt an Körper und Seele, zuweilen heftig erregt, reizbar und doch so zerstreut, zuweilen erschöpft wie nach übergroßer Anstrengung. Er wurde bleich und immer bleicher, sein Auge wechselte zwischen Ermattung und fiebernder Unruh; er hustete auch wieder stark. Clelia beschwor ihn einen Arzt zu Rath zu ziehen; er lehnte es sanft doch bestimmt ab. Er leide seelisch, nicht körperlich, sagte er. Der Druck der Verhältnisse liege allzu schwer auf ihm und reibe mittelbar auch die leiblichen Kräfte auf: dagegen habe der Arzt keine Mittel! ein günstiges Geschick sei der beste Arzt. Eine namenlose Angst, die Clelia kaum vor sich selbst, geschweige vor ihm auszusprechen wagte: Gundaccars trübe Gemüthsstimmung könne am Ende gar in Gemüthskrankheit übergehen — setzte sich wie mit einem Widerhaken in ihrem Herzen fest.

Einmal verließ sie niedergeschlagen Gundaccars Zimmer, der in einem Anfall von Betäubung wie im Halbschlaf auf dem Sopha lag. Im Vorzimmer war Andreas der sie tiefbekümmert ansah. Sie bemerkte es, blieb vor ihm stehen und sagte:

„Andreas, giebt es denn kein Mittel gegen den traurigen Zustand des Grafen? Sie waren ja von je her bei ihm .... Sie müssen doch wissen wie das gekommen und ob das ehedem auch so gewesen ist? Ich bemerke es erst seit dem vergangenen Herbst.“

Andreas Augen hatten sich mit Thränen gefüllt. Als er zu antworten versuchte brach ihm die Stimme weil ihm das Herz zu brechen drohte. Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Clelia fühlte sich instinktmäßig von einem ungeheuern Schlag bedroht; sie winkte Andreas ihr aus dem Vorzimmer in ihr Cabinet zu folgen. Da fragte sie eindringlich und ernst:

„Andreas! was fehlt dem Grafen? ist sein Zustand eine körperliche Krankheit?“

„Wol nicht ganz, gnädige Gräfin.“

„Um Gotteswillen .... doch keine Geisteskrankheit?“ stammelte sie mit bebender Stimme.

„Nein, das gewiß nicht, gnädige Gräfin!“

„Nun Andreas! wenn es dies Allerfürchterlichste

nicht ist, sagte Clelia gefaßt, so scheuen Sie sich nicht mir etwas Trauriges mitzutheilen. Also .... was fehlt dem Grafen?"

„Gnädige Gräfin! .... entgegnete Andreas mit versagender Stimme und mit einem so trostlosen Blick daß Clelias Herz davor zitterte: er trinkt!"

Sie starrte Andreas stumm an; sie wußte nicht genau welch ein Abgrund sich vor ihr aufthun würde. Andreas aber fand eine unaussprechliche Erleichterung darin, jezt, da ihr Befehl sein Schweigen gebrochen hatte, all seine Schmerzen und Aengste ihr mitzutheilen. Er fuhr heftig fort:

„Das Elend haben diejenigen herbei geführt, die ihn unglücklich gemacht haben! Er konnte es nun einmal nicht ertragen unglücklich zu sein; er war nicht dafür geboren. Er wollte sich zerstreuen von Allem was ihm schwer auf dem Herzen lag — und was die jungen Herren dann zu thun und zu treiben pflegen zerstreute ihn nicht genug und nicht immer .... ermüdete ihn hingegen so, daß er ganz abgespannt davon wurde, und in dieser Abspannung so traurige Gedanken hatte, daß er sich um jeden Preis gegen sie vertheidigen mußte .... und da fiel ihm denn leider! leider! nichts Andres ein als sich durch trinken zu betäuben. Aber er trank nicht aus Liebe zum Trunk und noch viel weniger aus

Rohheit und hingerissen von roher Gesellschaft: er trank um sich leiblich und geistig zu stärken, damit er das Leid, welches ihm unerträglich vorkam, ertragen könne. Daher trank er auch immer allein; und in dem darauf folgenden Zustand der Erregung fühlte er sich besser, versuchte zu arbeiten, malte wol gar. Aber das dauerte nie lange und die Abspannung die hinterher eintrat war um so tiefer. Wie oft beschwor ich ihn mit Thränen, ja auf den Knien, von dieser unglückseligsten Gewohnheit abzustehen, wenn er mir befahl das Erfoderliche herbeizuschaffen! Ach .... er hat es mir immer verziehen! aber er konnt' es nicht unterlassen. Er sagte zuweilen: Andreas, wenn Du wüßtest wie schlecht und traurig mir zu Muth ist, so würdest Du selbst mir rathen mich davon zu befreien. Darauf erwiderte ich immer: Nein, gnädiger Graf, niemals auf diese Weise! — Aber es ging mir doch durch die Seele, daß er dabei so sanft war und so gut blieb. Er ist gewiß engelsgut und klug .... nur zu schwach, gnädige Gräfin. Daß er nur aus Schwachheit, und gar nicht aus Gemeinheit und Wildheit so handelte, kommt recht zu Tage wenn man bedenkt daß er wie umgewandelt war, sobald irgend etwas vorfiel das ihn in Athem hielt und ihn recht interessirte. Bei dem mühseligen Kriege

in Griechenland war nicht davon die Rede. Leider bekam er zu heftiges Blutspeien um die Strapazen aushalten zu können! — und gnädige Gräfin wissen ja selbst am Besten, daß hier in Paris über ein Jahr keine Spur der jammervollen Neigung sich gezeigt hat. Ach, wie froh war ich! wie dankte ich Gott wenn ich den Grafen so munter, lebhaft und theilnehmend bei der gnädigen Gräfin sah! ein neuer frischer Geist war über ihn gekommen und wie erlöst von einem bösen Dämon kam er mir vor. Wie ich die gnädige Gräfin gesegnet und für sie gebetet habe — das weiß Gott allein .... der auch wol wissen wird, weshalb im vorigen Herbst wieder das Unheil hereinbrach, erst schwach und sehr selten, aber stärker um die Zeit des Wochenbettes der gnädigen Gräfin — bis es denn jezt recht übel geworden ist."

„Wol ist es übel, mein armer guter Andreas, sagte Clelia gefaßt, aber hofnungslos bin ich nicht. Wir haben jezt eine trübe Zeit zu bestehen, der Graf und ich; allein sie wird auch wieder besser werden und ihn dann ermuthigen und beleben. Schweigen Sie gegen den Grafen über dies Gespräch von dem er nichts ahnen soll und darf, und bleiben Sie ihm so treu wie ich Ihnen dankbar für Ihr Vertrauen und Ihre Ergebenheit bin."

Nachdem Andreas sie verlassen, blieb Clelia mit ganz unentwirrbaren Gefühlen allein. Auf der einen Seite war es ihr eine tiefe Beruhigung ins Klare über Gundaccars Zustand gekommen zu sein; auf der andern brach mit diesem Zustand eine so dunkle Zukunft über sie herein, daß sie nur von einer Angst erlöst schien um der andern anheim zu fallen. Sie mußte der gute Engel sein der mit dem bösen um Gundaccar rang: das erkannte sie; aber wie? aber womit? das erkannte sie gar nicht, sobald ihr nicht die äußern Verhältnisse zu Hülfe kamen indem sie sich günstiger gestalteten. In dem Brief der Generalin fand sie wenigstens die Möglichkeit dies zu bewerkstelligen, und obgleich es ihr einen leisen, gegen Gundaccar sorgsam verhehlten Schmerz machte das dereinstige Erbtheil ihrer Kinder für ihre eigene Loskaufung hinzugeben, so zögerte sie nicht — und fühlte sich selig belohnt, als ihre Verheirathung mit Gundaccar wirklich einen günstigen Einfluß auf ihn hatte.

So war sie denn doch sein Weib! so war das geliebte, angebetete und verehrte Geschöpf denn doch einer zweideutigen Stellung entrissen und auf den ihr gebührenden Platz gestellt! für die Kinder, namentlich für den Sohn, war ihm das freilich nicht gelungen; aber ermuthigt durch seine Verheirathung

gab er sich der Hofnung hin allmälig und mit der Zeit auch für sie eine ausgleichende Lebensgestaltung zu finden. Sein Lieblingsplan war nach England zu gehen und sie dort zu erziehen, praktisch tüchtiger und selbständiger als er glaubte es in Deutschland und in seinen Verhältnissen möglich machen zu können. Clelia, die denselben wenig Einfluß auf ihre eigene Entwickelung beimaß, und bei der Einheit und frühzeitigen inneren Entschiedenheit ihres Wesens unempfänglicher als reizbare bewegliche und schwache Naturen für solche Einflüsse war, erklärte sich dennoch bereit ihm mit Freuden zu folgen wohin es sei; und sie waren früher überein gekommen nach England zu gehen sobald die Uebersiedelung ohne Nachtheil für Clelias und des Knaben Gesundheit gemacht werden könne. Jezt aber, nachdem Clelia einen so trüben Blick in Gundaccars Dasein geworfen, schien dieser Plan ihr völlig unausführbar. Das Clima, der Himmel, der Boden, die ganze Natur von England konnten auf Gundaccars nervenmatte und herabgestimmte Organisation unmöglich anregend und belebend wirken. Er mußte auf einen Boden versetzt werden wo er, ihm selbst unbewußt, durch jeden Athemzug, mit jedem Blick frische Kräfte einsog, und wo der äußere Lebensäther der ihn umgab und trug, den Mangel

an innerer Energie so viel wie möglich ersetzen mußte. Unter den erregenden Einflüssen von Neapels Sonne und Himmel — unter den beseelenden der italienischen Kunst und Natur — schien es ihr glaublich Gundaccar von einer Gewohnheit abzulösen, die bei ihm aus dem Bedürfniß einer mißverstandenen Ermuthigung entsprang. So wie er einer solchen nicht bedurfte, ging er auch jener Gewohnheit nicht mehr nach. In der ersten Zeit ihrer Verheirathung war er wie umgewandelt! er malte wieder, er beschäftigte sich mit tausend Planen für die Erziehung und Zukunft der Kinder; er glaubte in Tranquillina ein ungewöhnliches Talent für bildende Kunst zu erkennen und gab ihr mit großer Geduld Unterricht darin; er ermunterte Clelia die Musik zu pflegen und zu treiben; — so daß sich Clelia zuweilen mit heimlicher Verwunderung fragte: ob nicht ein schwüler Traum sie geängstigt habe. Aber gerade diese plötzliche und gänzliche Verwandlung bewies ihr, wie abhängig Gundaccar von den Umständen war, wie sehr deren Sonnenseite ihn belebte und die Nachtseite ihn niederdrückte.

Diesen Sommer verlebten sie noch ganz glücklich, frisch und freudig in einem Landhaus im Thal von Montmorency. Im Herbst gingen sie nach Paris zurück, und im Winter wollte Gundaccar Clelia in

die Gesellschaft führen — im nächsten Frühling aber sich mit seiner Familie nach England übersiedeln. Mit voller Zuversicht hatte er sich auf ein friedliches, genußreiches Leben eingerichtet. Aber mit ihrer Rückkehr nach Paris trat eine gänzliche Umgestaltung desselben ein.

In halbjährigen Zahlungen hatte er stets bei seinem Banquier die Gelder in Empfang genommen, welche er gewohnt war von seinen Eltern zu erhalten. Als er sich jezt, zum ersten Mal seit seiner Heirath, in dieser Absicht zu dem Banquier begab, reichte dieser ihm mit vielen Entschuldigungen und Complimenten einen Brief von Graf Osnat. Derselbe schrieb dem Banquier: er sehe sich veranlaßt die Geldzahlungen für seinen Sohn unbedingt und für immer einzustellen, und er halte es zugleich für seine Pflicht ihn (den Banquier) zu warnen seinen Sohn nicht zum Schuldenmachen zu veranlassen, indem derselbe weder jezt noch künftig Mittel habe um Schulden zu bezahlen.

Mit äußerer Gelassenheit gab Gundaccar den Brief zurück. Er hatte bereits eine ziemlich bedeutende Summe über seine jährlichen Einkünfte von dem Banquier bezogen; daher gab er ihm die Versicherung er möge wegen derselben ganz außer Sorgen sein — worauf der Banquier mit tausend un=

bedeutenden Versicherungen von Gefälligkeiten und Diensten eifrig antwortete. So trennten sie sich. — — Als Gundaccar die Schwelle seines Hauses wieder betrat hatte er den ersten klaren Gedanken seitdem er das Haus des Banquiers verließ. Er dachte: O wenn doch diese Mauern einstürzten und uns begrüben! — Mit zerstörten Zügen trat er in Clelias Cabinet und ließ sich erschöpft auf einem Sessel zusammenfallen. Sie flog auf vom Piano und zu ihm, umschlang seinen Kopf, lehnte ihn an ihre Brust und sagte lebhaft:

„Erst sprich, Gundaccar, damit ich wenigstens gefaßt sein könne.“

„Ich bin ein Bettler,“ sagte er kurz und stark.

„Meinetwegen?“ schrie sie auf und sank zu seinen Füßen nieder.

„Nicht Deinetwegen! entgegnete er liebreich; — die Grille meiner Eltern hätte jedes andre Verhältniß eben so leicht mit dem Anathema belegen können.“

„Also doch meinetwegen! jammerte sie. Gundaccar, wirst Du mir das vergeben können?“

„Du demüthigst mich sehr!“ entgegnete er sanft.

Sie umklammerte ihn in fürchterlichster Seelenangst und fragte:

„Gundaccar .... wirst Du es ertragen können?“ mit einem Ton als wolle sie ihn zwingen Ja zu sagen, so viel Bangigkeit und so viel Hofnung rangen darin.

Aber Gundaccar sprach nicht dies ersehnte Ja.

„Armes Kind!“ sprach er, strich sanft ihr Haar von ihren schönen erbleichten Wangen und deckte mit der Hand ihre großen prächtigen Augen zu in deren tiefem Dunkel eine unerhörte namenlose Angst wie ein Abgrund sich vor ihm aufthat.

„Armes Kind! wiederholte sie mechanisch. Ja wol bin ich arm .... aber ganz arm! .... denn Du wirst mich verlassen.“

Sie kniete noch immer vor ihm und ließ mit einer trostlosen Bewegung ihren Kopf auf seine Knie sinken. Da hob er sie rasch und heftig empor, zog sie auf seinen Schooß und sprach:

„Kind! Kind! Du darfst das Schlimmste von mir fürchten — aber das nicht.“

„Aber gerade das, Gundaccar! entgegnete sie und legte beide Hände auf seine Schultern. Keine Stütze an einem Mann haben, keinen Trost bei ihm finden, keinen Muth und keine Kraft in ihm sehen — ist das nicht von ihm verlassen sein? gerade davon verlassen sein, was das Weib so sehr bedarf?“

„Du liebst mich nicht mehr, Clelia! Du hast das Zutrauen zu mir verloren,“ sprach er dumpf.

Sie schwieg einen Augenblick nachdenklich.

„Und hätte ich das Zutrauen zu Dir verloren, sagte sie darauf mit großer Bestimmtheit — so würd' ich Dich dennoch lieben! Denn ein Mangel oder eine Gabe kann wol machen, daß mir das Leben mehr oder minder schwer, und mehr oder weniger angenehm ist, kann machen daß ich wünschen würde weniger zu leiden; aber um Deiner Eigenschaften willen hab ich Dich nie geliebt .... sondern Dich, Dein Wesen selbst lieb' ich mit Deinen Fehlern, mit Deinen Vorzügen, und nicht mehr noch minder wenn diese oder jene zum Vorschein kommen .... nur freilich traurig oder freudig, mit Sorgen oder mit Zuversicht, mit Schmerz oder mit Jubel. Jezt lieb' ich Dich mit großen, ach sehr großen Sorgen, weil Du Dich wahrscheinlich einer muthlosen Bekümmerniß hingeben wirst — wie im vorigen Winter — und weil Du dadurch in eine geistige und leibliche Atonie verfällst — aber die Liebe bleibt, Gundaccar, und wird vielleicht um so stärker je mehr das Bedürfniß einer innern Kraft in mir wächst. Und woher soll ich diese Kraft nehmen wenn nicht aus meiner Liebe zu Dir? — —

Jetzt bin ich ruhig geworden; jetzt sage mir wie unsre Lage ist.“

Mit tiefer Inbrunst schloß Gundaccar sie in seine Arme und sagte:

„Wenn ich Dich höre und sehe hab' ich immer Vertrauen, meine Clelia, sogar zu mir selbst — doch unsre Lage ist rettungslos; denn wir haben gar keine Aussichten, nicht soviel um uns das tägliche Brot zu verschaffen — wol aber 22000 Franken Schulden.“

„Und gar keine Aussichten, Gundaccar? wirklich .... gar keine?“

Er schüttelte stumm verneinend den Kopf.

„Mein Gott, aber doch für die Kinder, Gundaccar? für die doch gewiß?“

„Für die .... ebensowenig, Clelia.“

„Ach! schrie sie mit herzzerreißender Klage — und ich habe mein Vermögen für mich verschwendet! — Vergieb mir! setzte sie nach einer Pause gefaßter hinzu; es hat uns zu unserm Glück verholfen, mein geliebter Gundaccar; .... aber bei dem Gedanken an die Kinder kommt es mir selbstisch vor, denn wir hätten ja warten könnnen, allendlich hätten wir doch unser Recht durchgesetzt — und wäre alsdann dies Ereigniß eingetreten, so wären wir nicht

so ganz hülflos gewesen. Was wird nun aus den Kindern?"

„Vielleicht würden meine Eltern für sie sorgen, entgegnete Gundaccar mit bitterm Lächeln, wenn wir nicht das nähere Recht hätten — und das haben wir so lange wir leben."

Heftig fuhr Clelia auf und rief mit rückkehrender Entschlossenheit:

„Es muß doch aber jezt Etwas geschehen, wir müssen einen Plan machen, Gundaccar! wir dürfen doch unmöglich so dasitzen die Hand im Schooß, den Kopf voll trauriger Gedanken und die Zeit mit Klagen hinbringen, sobald es sich handelt um das tägliche Brot der Kinder. Unsre ganze Einrichtung muß verkauft werden, je früher je besser, damit Du die Schuld bezahlen kannst, Wagen, Pferde, Alles — das wird doch hinreichen? und dann muß man das Leben anders angreifen .... dann muß man fort von hier und nach Italien" .... —

„Du sprichst immer als ob zu einer andern Einrichtung, zu einer Reise, irgendwo und irgendwie Mittel aufzubringen wären, unterbrach Gundaccar sie; ich sage Dir: ich habe keine und das Leben ist eine entsetzlich kostbare Sache! Du weißt nicht wie viel dazu gehört!"

„Ich würde lernen wie wenig dazu gehört wenn

ichs nicht schon wüßte, entgegnete Clelia. Meinst Du denn ich hätte im Kloster oder bei der Tante, oder bei Achatz so gelebt wie bei Dir? Du hast mich verwöhnt und ich habe mich in diesen zwei Jahren fürchterlich verwöhnen lassen, weil's mir lieblich war von Dir so gehegt und gepflegt zu werden — ich kann mich auch wiederum entwöhnen .... aber Du! aber Du, Gundaccar .... Du wirst nicht können .... und wird es mir für uns Beide möglich sein?" —

Tapfer nahm sie ihr Schicksal an, tapfer wie der Soldat, der dem zehnfach überlegenen Feind bei Nacht und Nebel entgegen geht und, wenn er ihn bei Tag zwanzigfach überlegen findet, sich doch nicht besinnt den Kampf zu bestehen. Sie ermunterte Gundaccar nicht zu zögern mit dem was nothwendig gethan werden mußte. Das hübsche Haus in den Champs Elysées wurde aufgegeben; die Dienstboten wurden verabschiedet; Wagen, Pferde, Meubles, die ganze häusliche Einrichtung mit tausend Gegenständen des Luxus und der Annehmlichkeit, welche die Gewohnheit in Bedürfnisse verwandelt, wurden verkauft; auch Clelias prächtiger Flügel, Toilettensachen, Schmuck, Bücher — Alles was ihr nicht unentbehrlich schien. Den Flügel wollte Gundaccar so gern für sie erhalten, aber sie wollte nicht.

„Erst keine Schulden mehr, sagte sie; alsdann Brot für die Kinder und dann wollen wir sehen.“

Aber dem Flügel, und ihm allein, schickte sie zwischen all den Herrlichkeiten einen traurigen Blick unwillkürlich nach.

In einer kleinen trübseligen dürftigen Wohnung des quartier latin, die keinen Vorzug als den der größten Stille und der Nähe des Jardin du Luxembourg hatte, fand sich Gundaccar eines Tages mit seiner Frau, seinen Kindern und Andreas versammelt. Seine Schulden waren bezahlt. Sein Vermögen bestand in 900 Franken. Die Aufregung die ihn in Athem hielt so lange er seine Geschäfte zu ordnen hatte, ließ nach; die letzte Spannkraft wich mit dem ersten Schritt welchen er über die traurige Schwelle that, und er versank in eine so nervenschwache Apathie daß die Angst vor Trübsinn aufs Neue die unglückliche Clelia ergriff. Dazu kam Sorge um die Kinder! der kleine Knabe, noch an der Mutterbrust, litt durch all die Aufregungen wechselnd mit bitterm Kummer, welche Clelia heimsuchten; und Tranquillina, wie alle zartorganisirten und früh entwickelten Kinder, litt durch die schwermüthige Atmosphäre welche sich um ihre Eltern verbreitet hatte und durch den plötzlichen beklemmenden Wechsel in der ganzen äußern Umge-

bung. Sie konnte stundenlang müßig und melancholisch dasitzen, eine Puppe oder ein Buch in der Hand halten ohne sich damit zu beschäftigen, und zuweilen eine verstohlne Thräne geschwind aus dem Auge wischen. — Ganz wie der Vater! dachte Clelia wenn sie das kleine schöne traurige Geschöpf beobachtete. — Ihre einzige Stütze, ihr Trost, ihre Hülfe war Andreas. Nachdem sie alle Dienstboten entlassen hatte rief sie ihn, setzte ihm die Lage der Dinge auseinander und fragte ihn ob er dennoch bei ihnen bleiben wolle. Er bejahete das unbedenklich, erlaubte sich aber zu bemerken daß ihm diese Einschränkung übertrieben vorkomme; der Graf dürfe ja nur einstweilen Schulden machen und sie später bezahlen. Gänzlich enterben dürfe Gräfin Osnat ihn ja ohnehin nicht.

„Wenn auch das nicht, entgegnete Clelia, so kann sie doch eben so lange, ja länger leben als ihr Sohn, und in jedem Fall länger leben, als es uns gelingen würde durch Schuldenmachen zu existiren. Nein Andreas! man muß sein Brot verdienen lernen.“

Andreas schlug entsetzt die Hände zusammen.

„Ja, ich! rief er; aber nicht der Graf! er kann es nicht, er hat's nicht gelernt .... er versteht

auch nichts Derartiges und es würde sich auch nicht schicken.“

„Andreas! sagte Clelia freundlich, wenn man zwei Kinder zu versorgen hat, so schickt sich Alles was man für diese Absicht thut und was nicht Sünde ist. Das müssen Sie sich merken; denn ich werde Alles dafür thun, Alles .... und wenn's auch Niemand vor mir gethan hätte. Wüßt' ich nur was anfangen um Geld zu verdienen — durchsetzen wollt' ich's schon.“

„Ja, sagte Andreas mit stiller Andacht, die gnädige Gräfin können auch mehr als der Graf.“

„Ich kann mehr ertragen, mein guter Andreas! entgegnete sie liebreich mit feuchten Augen. Mein größter Kummer ist die Furcht den Grafen wieder in das alte Elend zurückfallen zu sehen.“

Ein trostloser Blick aus den treuen Augen des Dieners antwortete ihr mit derselben Furcht. Sie faltete stumm die Hände, entließ ihn und ging zu ihrem italienischen Gesangmeister. Andreas aber schrieb folgenden Brief an Graf Osnat nach Inspruck:

„Ew. hochgräflichen Gnaden werden finden es sei „eine unschickliche Dreistigkeit von Seiten eines Die„ners sich in die Angelegenheiten seiner Herrschaft „zu mischen. Wenn aber die Angelegenheiten eine

„Wendung nehmen wie sie auf der Welt ganz un„erhört ist und sein soll — und wenn alle Betheiligten unerhörte Dinge thun oder thun wollen: so „muß es auch einem Diener gestattet sein darüber „mit allem schuldigen Respect zu sprechen. Dem„nach muß ich nothgedrungen Ew. hochgräflichen „Gnaden sagen wie es hier steht; nämlich sehr, „sehr schlecht und traurig. Der Herr Graf ist ner„venschwach bis zur äußersten Abspannung, so daß „nur eine Krankheit oder Trübsinn ihn noch elender „machen könnten als er bereits ist. Mit verschränk„ten Armen sitzt er da, hört nicht, sieht nicht, „spricht nicht, ißt nicht, sieht aus wie ein wirrer „Geist, bleich, matt und starr. Die Kinder sind „schwach und zart als hätten sie kaum das liebe „Leben. Die Frau Gräfin allein ist gesund, stark „und frisch, thut Alles, trägt Alle, hilft Allen so „weit sie es vermag — und um es zu vermögen „wird sie auf unerhörte Dinge verfallen. Ich kann „Ew. hochgräflichen Gnaden nicht sagen auf was, „denn die Frau Gräfin hat auch nichts gesagt; „aber sie wird etwas thun, wird vielleicht arbeiten, „vielleicht Geld verdienen wollen wie solche Damen „das ganz und gar nicht gewohnt sind und wie es „Ew. hochgräflichen Gnaden gewiß unangenehm „und schmerzlich sein würde. Darum bitte ich eben

„auf den Knieen es nicht so weit kommen zu lassen, „sondern durch die väterliche Liebe dem großen Kummer dahier Einhalt zu thun und alle traurige Herzen mit Freude, Eintracht und Dankbarkeit zu erfüllen — was der liebe Gott Ew. hochgräflichen „Gnaden mit tausend Segnungen reichlich vergelten „wird. 2c. 2c. Andreas Moser."

Beim Lesen dieses Briefes wurde Graf Osnat übellaunig wie alle Menschen welche ihr Unrecht fühlen und weder die Selbstüberwindung haben es einzugestehen noch den Muth es gut zu machen. Er theilte ihn der Gräfin mit. Haben die Frauen einmal, im Guten wie im Schlimmen, ihren Entschluß gefaßt, so sind sie, ich will nicht sagen fester — alle Welt wirft mir ja vor, daß ich die Frauen auf Unkosten der Männer verherrliche, was ich natürlich gar nicht finde! — aber zäher. Sie sind nun einmal zäher, sie lassen nicht los, sie geben nicht nach. Ich kann nicht dafür daß sie diese Eigenschaft, die ihnen Niemand absprechen wird, besitzen — und kann nicht dafür daß Gräfin Osnat gänzlichst ungerührt und unerschüttert blieb während ihr Gemal schwankte.

„Ich habe keinen Sohn mehr, sprach sie starr. Er hat sich von uns losgerissen und unsre Langmuth dermaßen erschöpft, daß von unbedingter Ver-

gebung nicht mehr die Rede sein kann; — höchstens von bedingter. Er verlasse diese Clelia — sie soll mit ihren Kindern versorgt werden — das ist meine Bedingung."

„Es würde auch die meine sein, entgegnete Graf Osnat, wenn ich glaubte daß Gundaccar sie annähme. Aber er trennt sich nicht von ihr! diese Clelia ist nun einmal die fixe Idee seines Lebens" .... — —

„Die ihn elend und unsinnig macht, wie jede fixe Idee, leider! leider! — bis jezt hat er aber noch nicht durch sie gelitten, sondern sie gleichsam zu einem Freibrief für jede Thorheit gemacht — und wir waren immer schwach genug Rücksicht auf sie zu nehmen und eine Geduld an den Tag zu legen, die ihn zu immer größerem Mißbrauch derselben verlockt hat. Vielleicht bringt ihn die Strenge zur Besinnung."

„Andreas giebt beängstigende Nachrichten von seiner Gesundheit. Schwach war sie immer; höchst erschöpft als wir ihn zulezt sahen; — .... all diese aufregenden Umstände werden sie nicht verbessert haben" .... — —

„Ist es nicht besser keinen Sohn zu haben als solch einen Sohn? rief die Gräfin mit einem selt-

samen Gemisch von Verzweiflung und Härte. Dann fuhr sie gefaßter fort: Andreas sagt das! aber glaubst Du denn daß Andreas aus sich selber schreibt? nimmer würde ihm das einfallen! glaube mir: Clelia hat jenen Brief dictirt und an Clelia muß die Antwort gerichtet werden. Soll ich sie schreiben?"

„Es mag besser sein," sagte der Graf, heimlich froh, der Nothwendigkeit eine directe abschlägige Antwort zu geben enthoben zu sein.

„Wir haben ein Schreiben erhalten dessen In„halt Ihnen nicht unbekannt geblieben sein wird — schrieb Gräfin Osnat an Clelia. — Gundaccars „trauriger Gesundheitzustand, der mit einem noch „traurigeren Seelenzustand verbunden sein mag, hat „uns sehr ergriffen. Er ist kein Character, welcher „die großen Widerwärtigkeiten des Lebens erträgt; „er geht an ihnen zu Grunde. Natur, Erziehung „und Gewohnheit haben ihn nicht mit Willens„und Thatkraft begabt. Dies werden Sie bereits „zu Ihrem Unheil erkannt haben. In gewöhnlichen „ruhigen Verhältnissen mag dieser Mangel an Ener„gie nicht nur kein Fehler, sondern im Auge mancher „Frauen sogar ein Vorzug sein; denn ein solcher „Mann ist leicht zu beherrschen und zu lenken — „und ich vermuthe daß Sie auch das erkannt ha„ben! — nur wenn es gilt das zu behaupten was

„man ertrotzt hat: dann offenbart sich die Schwäche.
„Gundaccar ist unfähig eine große Entscheidung über
„sich zu nehmen und noch viel unfähiger sie mit
„Seelengleichmuth durchzuführen: also rechnen Sie
„nicht auf ihn. Vielleicht sind Sie in der Erkennt-
„niß seines Characters bereits so weit gekommen,
„daß es Ihnen nicht unmöglich wäre nach der ent-
„gegengesetzten Seite sich zu entscheiden. Ich müßte
„lügen wenn ich spräche: Sie dauern mich! —
„Nein. Aber Gundaccar dauert mich und nächst
„ihm seine Kinder, und ich denke daß Sie dies
„Mitleid begreifen müssen. Es steht bei Ihnen sei-
„nen traurigen Zustand zu enden und das Schicksal
„Ihrer Kinder günstiger zu gestalten: trennen Sie
„sich von Gundaccar, nehmen Sie Ihren Fami-
„liennamen wieder an, gehen Sie mit den Kindern
„nach Italien, und Ihre Zukunft soll nicht blos
„sorgenfrei sondern glänzend sein! Vielleicht ist das
„nicht genug um Sie zu bewegen. Vielleicht haben
„Sie ein liebendes — vielleicht sogar ein hohes
„Herz: nun dann überlegen Sie mit Ihrer Liebe
„ob es nicht Pflicht ist Gundaccar durch den kurzen
„Schmerz der Trennung aus dem langen Marter-
„zustand seiner Zukunft an Ihrer Seite, ohne Mit-
„tel, ohne Hofnung, ohne Aussicht, ohne Kraft —
„zu befreien. Und Ihr hohes Herz wird Sie ohne

„Zweifel zu diesem Entschluß bringen, und Ihnen „zugleich den unvergänglichen Trost gewähren sich „für das Wol Ihrer Kinder geopfert und den Se„gen bekümmerter Eltern erworben zu haben. Aga„the Gräfin Osnat."

Diesen Brief adressirte sie „An Gräfin Clelia"; sie konnte sich nicht entschließen den Namen Osnat hinzuzufügen. Der äußere Umschlag ward an Andreas adressirt ohne übrigens ein Wort ihm zu gönnen. Andreas hatte außer jenem Brief an Graf Osnat einen andern nach Inspruck geschrieben und die Antwort auf denselben stellte ihn zufrieden. Ehe er sie jedoch an Clelia mittheilte beschloß er abzuwarten ob Gundaccars Eltern seine Vorstellungen berücksichtigen würden.

In dem qualvollsten Seelenzustand rang Gundaccar lange, bange mit der Versuchung, die ihm Betäubung und Vergessenheit verhieß. Er kämpfte gegen sie mit allen guten Kräften die ihm zu Gebot standen und wie alle schwache Menschen fand er einen Trost, gar eine Art von Entschuldigung in der Ansicht, daß ihm nur die äußeren Mittel und Wege fehlten um sich wahrhaft wirksam und nachhaltig aufzuraffen. Hätte ich ein Handwerk gelernt, sprach er zu sich selbst, so könnte ich etwas unternehmen und durchsetzen wozu es nur eines äußeren

Sporns, aber nicht eines geistigen Aufschwungs bedarf; jenem kann ich Folge leisten, sobald die materielle Nothwendigkeit mich treibt; aber diesen kann ich nicht mit meinem bloßen Willen hervorrufen. Tischler oder Drechsler oder Uhrmacher kann man unter allen Umständen sein und immer Arbeit genug finden um Weib und Kind zu ernähren. Aber um Maler zu sein — dazu müssen nicht blos die Hände, sondern Geist und Phantasie frisch und freudig thätig sein; und die meinen sind erlahmt. Wär' ich zu physischer Arbeit gezwungen, so machte die den Leib so müde, daß die Seele auch nicht zur Besinnung käme und das wäre eine gute Art von Betäubung! jezt verschmachtet sie gleichviel nach welcher, denn der Leib ist ihr zur Last, weil er nicht seine Schuldigkeit thut.

Endlich war sein Widerstand erschöpft und er griff doch wieder mit heimlicher Verzweiflung zu dem Mittel, das ihm für ein Paar Augenblicke der Betäubung Leib und Seele aufrieb. Mit allen Bitten, Vorstellungen und Beschwörungen die ihr zu Gebot standen, hatte Clelia ihn angefleht sich zu ermannen und irgend einen Versuch zu machen um Hülfe zu schaffen. Nur so viel als nöthig sei um nach Italien zu gehen!

„Und was dann und was dort? fragte Gun-

daccar; — glaube mir: für uns ist es ganz einerlei wo wir leben! das ist das Privilegium des Elends."

„Wir wollen aber nicht elend bleiben, mein geliebter Gundaccar, wir wollen uns herausarbeiten und das wird uns in Italien leichter werden. Hast Du nicht früher hundert Mal gewünscht als Künstler leben zu können? Dein Talent befähigt Dich sicher dazu, aber Dich hemmte die kleine Trägheit der vornehmen und reichen Leute: Du mogtest Dich nicht anstrengen, der bloße Dilettantismus gab Dir nicht den nothwendigen Sporn .... vielleicht waren auch Umgebung und Natur nicht geeignet Dich zu inspiriren. Wie anders würde das in Italien sein" .... —

„Den Inspirationen der schönen Natur und des freundlichern Himmels würde der Druck unsrer Lage auch dort das Gegenwicht halten."

„Nein, Gundaccar, unter dem schöneren Himmel athmen wir freier und empfinden wir mächtiger unsre Lebenskraft, die uns antreibt gegen den Druck der Lage zu kämpfen, wo möglich ihn zu besiegen."

„Ja, wenn man gesund und kräftig ist, Clelia."

„Du wirst es in Italien werden! das Clima wird Deine Nerven beleben, Deine Brust stärken ... Du wirst dort ein ganz andrer Mensch sein, mein geliebter Gundaccar" sagte sie mit einem unaus-

sprechlichen Gemisch von Zuversicht und Mitleid ihn zärtlich umschlingend.

„Hofnungsreich wie ein Engel .... der Du auch bist! entgegnete er. Aber was kann — was soll ich thun?“

„Die Gemälde fertig machen, Gundaccar, die Du angefangen hast, sie in eine Kunsthandlung bringen, sie verkaufen.“

„Ich kann sie nicht vollenden! ich bin aus ihrer Grundidee herausgeschleudert, ich finde sie nicht wieder! — überdas ist das Licht hier zu ungünstig, zu todt! .... welch ein Horizont! schwarze Essen, schmutzige Dächer und grauer Rauch — dazu die trostlos trüben Nebel der Jahreszeit!“

„Du hast Recht! entgegnete sie mit einem Seufzer. Aber, setzte sie nach einer Pause zögernd hinzu, verkaufe die vollendeten Bilder.“

„Du weißt ja daß ich keine habe.“

„Doch, mein armer Gundaccar! jene dort.“

Sie wies auf drei wunderschöne Bilder, die ohne Rahmen an der kahlen Wand hingen und mit ihrem Glanz die armselige Umgebung überstralten. Es waren drei Porträts von Clelia. Das erste: als Muse des Gesanges, wie sie ihn aus seiner nächtlichen in ihre lichtvolle Sphäre hineingezaubert hatte; ein Lorbeerzweig lag auf ihrer schönen begeisterten

Stirn, und ihr Auge nach oben gewendet, schien Gebilde zu gewahren wie man sie auf unsrer Erde nicht sieht. Das zweite als Engel, wie sie ihm einen Himmel voll Liebe und Treue offenbart hatte; es war im alt-florentinischen Styl, schlicht, lieb, demüthig und unendlich heilig; überrieselt von der Flut der langen blonden Locken; die Hände flach zusammengelegt, wie es sich schickt für das friedliche Gebet einer Seele die einen ungetrübten Frieden in sich trägt — nicht qualvoll gerungen und angstvoll gefaltet, wie es das Gebet der unruhigen Menschenseele mit sich bringt; das Auge gesenkt, von oben herab in eine tiefere Region blickend und dort auf einem geliebten Gegenstand mit himmlischer Zärtlichkeit ruhend. Das dritte endlich im venetianischen Styl und Costüm war das Weib, nur das geliebte liebende Weib, aber vielleicht darum das schönste von allen, lebend, athmend, herzklopfend, reizend, nicht erhaben wie die Muse, nicht überirdisch wie der Engel, aber in eine solche Glorie von Glut und Flammen begraben daß nicht zu zweifeln war: hatten diese den irdischen Stoff verzehrt, so mußte aus ihnen die Muse zum Olymp und der Engel zum Paradiese auferstehen.

„Clelia!" rief Gundaccar mit zornbebender Stimme.

„Ich meinte nur die beiden ersten — mich kennt

ja Niemand und die Gemälde sind so schön und poetisch," sagte sie erschrocken.

„Nicht das erste und nicht das letzte! brach Gundaccar aus. Dich kennt Niemand? .... aber ich kenne Dich. Mehr noch mit Herz und Seele als mit Hand und Augen hab ich Dich gemalt und während ich Dich malte sind mir ich weiß nicht welche göttliche Offenbarungen gekommen — und das Alles sollt' ich profaniren und Inspirationen, welche Dein Genie, Dein Wesen, Deine Schönheit mir gaben, zum Pöbel auf den Markt tragen? O, Du bist wahnsinnig, Clelia!"

„Die Inspirationen welche Rafael bei der geliebten Fornarina fand, machten ihn unsterblich, entgegnete Clelia sanft; und Murillo — hab' ich gelesen — verschmähte es nicht seine ewigen Bilder buchstäblich auf den Markt zu tragen. Von allen Thaten der Liebe und des Genies bleibt die Profanation der Seele dessen der sie vollführt, fern."

„Ich kann's nicht! rief Gundaccar. Mir wär' es als verkauft' ich meine Seele selbst.... und wofür? für den schnöden Mammon!"

„Nicht doch, Gundaccar! für das Brot Deiner Kinder!" sprach sie trübe lächelnd.

„Ich will versuchen die neuern Gemälde zu vollenden," sagte Gundaccar entschlossen.

„Gott segne Dich! rief sie jubelnd. Nur Reisegeld, mein geliebter Gundaccar! nur daß wir nach Italien kommen! Dort wird Alles besser sein.“

Er schüttelte traurig den Kopf und sah sie lange an. Dann umschlang er sie zärtlich und sagte:

„Wie Du blaß aussiehst, meine Clelia! gar nicht Deine gewohnten morgenröthlichen Farben.“

„Ich war auch sonst zuweilen blaß, Gundaccar.“

„O ganz anders! .... dies ist keine üppige morbidezza .... dies ist Blässe des Grams — und Deine Augen sind sorgenmüde.“

„Gundaccar, sei barmherzig! rief Clelia heftig, sprich nicht so und denke nicht daran wie ich aussehe, denn das betrübt und deprimirt Dich! sondern daran denke, daß Du arbeiten willst und mußt, weil die Kinder sonst nicht leben können. Du hörst, ich spreche nicht von Dir, nicht von mir, aber von den Kindern! denk' an sie.“

Und wirklich begann Gundaccar zu malen. Aber er fühlte sich so lahm, trocken und öde, daß er mit Gleichgültigkeit arbeitete. Das kann die Kunst nicht vertragen! sie will mit innerer Freudigkeit behandelt sein. Er malte schlecht. Dies war der Tropfen im übervollen Eimer; er widerstand nicht länger der Versuchung die hinsterbenden Lebensgeister künstlich zu erwecken.

Als Clelia das gewahr wurde machte sie sich heiße Vorwürfe Gundaccar auf einen Punkt hingedrängt zu haben, auf welchem er sich vermöge seines Mangels an Energie unmöglich dauernd erhalten konnte. Ich hätte ahnen sollen daß es so kommen müsse! sprach sie mit heimlicher Trostlosigkeit zu sich selbst. Er kann diese krankhafte Ueberreizung nicht ertragen; er reibt sich auf ohne etwas zu leisten; er fühlt sich immer schwächer und elender werden — mein Gott, wie soll das enden!

Sie hatte Unterricht im Gesang geben wollen und ihren Lehrer gebeten ihr Schülerinnen zu verschaffen. Dieser, ihr Landsmann und ein feuriger Bewunderer ihres großen Talents, hatte sich gern dazu bereit erklärt, ihr jedoch gesagt:

„Es fehlt Ihnen nicht an Schule und Studium; allein dasjenige wodurch Sie und überhaupt alle Sänger entzücken, ist Ihre Stimme, Ihr Ausdruck, Ihr Vortrag. Schüler wollen eine Methode erlernen in welche sie ihre Mittelmäßigkeit verstecken können. Aber Ihre Methode — ist die augenblickliche Inspiration Ihres Genies; wie wollen Sie die Ihren Schülern beibringen? sie werden Ihnen mit Entzücken zuhören, jedoch schwerlich etwas von Ihnen lernen. Indessen versuchen Sie es. Bei einem solchen Talent ist Alles möglich, und vielleicht wer-

den Sie auch vortrefflichen Unterricht geben können. Meiner dringendsten Empfehlung sind Sie gewiß! Italienerin sind Sie — das ist ohnehin bei vielen Musikliebhabern gleichsam eine natürliche Empfehlung, die Ihnen sehr zu statten kommen wird. Nur Muth! ich fing auch ganz beklommen und klein an, und jezt — nun, Sie selbst haben mir ja einen Napoléon für die Musikstunde gegeben."

Dieser Zuspruch und ihr eigner Entschluß ermuthigten Clelia sehr; allein ehe er zur Ausführung kam erkrankten beide Kinder an langsam zehrendem Fieber. Wol hätte sie unter Gundaccars und Andreas Obhut und Pflege sie lassen dürfen; aber es war eine neue Angst auf dem armen gequälten Herzen, eins der Kinder, vielleicht Beide! sterbend oder gar todt bei ihrer Heimkehr zu finden. Sie dankte Gott daß es ihrem Lehrer noch nicht gelungen war ihr Schülerinnen zu verschaffen. So war sie doch für jezt noch der Pflicht enthoben unter so fürchterlichen Umständen gelassen Unterricht ertheilen zu müssen. Vor ihrem Mann hatte sie nie eine Klage, und noch viel weniger einen Vorwurf für ihn. Einmal jedoch hatte sie geschwankt. Konnte es nicht eine wolthätige Erschütterung für Gundaccar sein wenn sie zu ihm sprach: Hör', ich weiß Alles! ich kenne die traurige Leidenschaft, welche Dich elend

und mich unglückselig macht. Du allein kannst sie nicht überwinden — wolan, so laß es uns gemeinsam versuchen und auf das Wie sinnen. — Aber mit Grauen war sie vor der Ausführung zurückgeschaudert. Er würde sich vor mir beschämt fühlen .... vielleicht erröthen und das ertrüg' ich nicht! alles Andre leichter.... aber das nicht! Nein nein! meine Lippen sollen nie das unselige Wort, welches ihn dämonisch beherrscht, aussprechen. Nein nein! er soll nicht ahnen daß mir sein jammervolles Geheimniß verrathen ist, und nie will ich ihn in dieser Beziehung anders behandeln und betrachten als einen Kranken — der er ohnehin ist: denn die Nerven sind krank und lähmen den Willen, der nicht die Uebung hat sie zu beherrschen.

Zuweilen drohte eine namenlose Traurigkeit ihr das Herz zu brechen, wenn sie unwillkürlich den Vergleich machte zwischen ihrer und Gundaccars Liebe: wie die ihre sie so stark und die seine ihn so schwach gemacht hatte, daß sie Alles — und er Nichts zu sein, zu thun, zu leisten vermogte. Er liebt mich nicht! er liebt mich nicht! flüsterte eine heimliche, zaghafte Stimme in ihr. Aber dann warf sie sich auf die Knie und ihr entschlossenes gläubiges Herz sprach: Er liebt mich doch! er liebt nichts — als mich, er hängt an nichts — als an mir, er

hoft auf nichts — als auf mich, er hat Alles verloren, weggeworfen, fallen lassen — außer mir. Er liebt mich, drum ist er mein; und weil er mein ist muß ich ihn retten.

In jedem tiefen mächtigen Gefühle liegt etwas so Zartes daß es durch einen Hauch verletzt werden kann, und etwas so Starkes und Hohes daß es von ganz göttlicher Unantastbarkeit ist. Daher kann die Liebe — und nur sie! — Alles verzeihen — und fortlieben .... wie Gott. — — — —

Clelia saß am Krankenlager ihrer Kinder. Der arme kleine Knabe siechte hofnungslos dahin — das hatte der Arzt so eben erklärt; für Tranquillina war Hofnung; Luft- und Ortsveränderung würden ihr sehr heilsam sein; — was die Herren denn so sagen, wenn sie nichts Besseres zu sagen wissen! murmelte Clelia gedankenlos vor sich hin und bewachte die ersterbenden Athemzüge ihres Sohnes, während sie zugleich angstvoll auf Gundaccars Heimkehr harrte, welcher Arzenei für die Kinder holte.

Da trat Andreas mit stralendem Antlitz ein, überreichte ihr den Brief von Gräfin Osnat und sagte:

„Verzeihung, gnädige Gräfin! ich habe gewagt nach Inspruck zu schreiben .... wie es hier steht. Da nun darauf nicht an mich sondern an die gnädige Gräfin eine Antwort erfolgt, so wird sie wol

eine gute Nachricht bringen .... und deshalb rechne ich auf Vergebung."

Clelia dankte ihm mit einem matten Lächeln, nahm den Brief mechanisch und las ihn. Da ihr Ausdruck melancholisch wie zuvor blieb, fragte Andreas in heftiger Angst:

„Keine gute Nachricht, gnädige Gräfin?"

„Vielleicht, lieber Andreas, entgegnete sie zerstreut. Ich muß erst mit dem Grafen darüber sprechen." — Und als sie Gundaccars Schritt draußen hörte, verbarg sie eilig den Brief und setzte hinzu: „Gleich jezt! später sollen Sie unsern Entschluß erfahren."

„Wie geht's?" fragte Gundaccar hastig eintretend, von Schmerz und Sorge um den Sohn bewegt und daher lebhafter als er sonst zu sein pflegte.

Clelia schüttelte stumm den Kopf und versuchte ihm die Arzenei zu geben, aber des Knaben Köpfchen war welk und sein Auge verglast; der Tod hatte ihn schon angehaucht wie Nachtfrost eine Frühlingsblume.

„Es ist umsonst! sprach Gundaccar dumpf. Er geht heim und ihm wird, wo es auch sei, woler sein als uns .... die wir bleiben."

Clelia schwieg. Sie betete — aber ohne Worte. Ihre Seele geleitete die Seele ihres Sohnes in den

Schooß Gottes zurück. Todtenstille herrschte im Zimmer, schwach unterbrochen durch Tranquillinas ungleiche Athemzüge. Endlich kniete Clelia vor Gundaccar nieder, legte ihre gefalteten Hände auf seinen Schooß und sagte feierlich:

„Ich muß Dich um etwas fragen, mein geliebter Engel, und Du mußt mir antworten.... aber die reine Wahrheit, wie Du sie im tiefsten Innersten Deiner Seele — vielleicht Dir selbst überraschend — vielleicht durch meine Fragen geweckt — finden wirst. Ich bin in diesem Augenblick auf Alles vorbereitet, denn mir ist zu Sinn als hätte Gott durch den Tod unseres Sohnes bereits mein ganzes Herz zum Opfer hingenommen. Also: die Wahrheit?!"

Gundaccars Herz bebte. Er legte die Rechte auf ihr Haupt wie um sich zu ermuthigen und sprach entschlossen:

„So wahr wie ich Dich liebe, Clelia."

„Sag mir denn, Gundaccar: — ist je der Gedanke — nur der Gedanke, nicht der Wunsch — in Dir erwacht Dich von mir zu trennen?"

„Nie! entgegnete er befremdet. Wie kommst Du auf diese unnatürliche Frage?"

„Sie ist nicht unnatürlich! wir sind so elend, daß Du wol wünschen könntest um jeden, auch um den höchsten Preis aus dieser Lage zu kommen, und

es ist gewiß nicht zu bezweifeln, daß Du Dich mit Deinen Eltern versöhnen könntest, wenn wir uns trennten. Ich würde alsdann gehen — wohin Du eben meintest! — und würde mit Tranquillina leben wie früher.... nur vielleicht etwas trauriger noch, während Du für ihre Zukunft möglicher Weise mehr als jezt sorgen könntest. Dein Sohn ist todt, Tranquillina hat keinen Anspruch an Deinen Namen, ich wäre von Dir getrennt — das würde vielleicht hinreichen um Deinen Frieden mit den Eltern zu bewerkstelligen, während — wenn wir beisammen bleiben — jede Versöhnung undenkbar, hingegen die Möglichkeit da ist noch mehr Kinder zu haben und noch öfter solch ein herzbrechendes Leid zu erleben wie eben jezt.... wo wir geneigt sind das todte Kind als gerettet und das lebende als verloren zu betrachten. Hab' ich nicht Recht, Gundaccar?"

„Ganz Recht, mein geliebter Engel!"

„Und ist es nicht fürchterlich traurig und kaum zu ertragen was wir eben erleben?"

„Kaum zu ertragen."

„Und wenn diese Lage nun immer jammervoller wird? und wenn sie, wie jezt sechs Wochen, so sechs Monat, sechs Jahr dauert".... — —

„Und wenn! und wenn, Clelia! und wenn das

Alles in Erfüllung ginge .... — ich trenne mich nicht von Dir."

„Gundaccar, sagte sie langsam und mit stockender Stimme, sprich! bist Du nicht auf den Gedanken gekommen, daß ich .... ich selbst unsre Trennung wünschen könnte?"

„Es wäre natürlich wenn Du sie wünschtest, und ich, wol wissend wie schwer ich Dir das Leben mache statt es Dir zu erleichtern, hätte jenen Gedanken wol haben sollen .... allein ich muß Dir gestehen daß ich ihn nie gehabt habe und ihn auch jezt nicht haben kann."

Clelia sprang auf, breitete mit extatischer Andacht die Arme gen Himmel aus und rief:

„Dank, gnädiger Gott! er liebt mich noch."

„Was wolltest Du denn eigentlich wissen?" fragte Gundaccar.

„Ob Du mich liebtest."

„Weiter nichts, meine arme Clelia?"

„O das ist für mich — Alles."

„Du bist ein gottbegnadigtes Geschöpf!" sprach er mit unendlicher Rührung und schloß sie in die Arme.

„Also keine Trennung? unter keiner Bedingung?"

„Nein, Clelia! so lange nicht das Leben in meinem Aug' und meiner Hand erloschen ist, so lange

will ich Dich zu meinem Troste sehen und an Dir zu meiner Erkräftigung mich halten."

„Und Du sollst schwach sein?! rief sie mit Innigkeit; o, wer ist denn so stark in Liebe und Treue wie Du?"

„Ich bin schwach im Handeln — darüber dürfen wir uns nicht täuschen," sprach er niedergeschlagen.

„Weil Du krank bist" entgegnete sie freundlich und abbrechend, und kehrte zurück zum Todtenbett des Kindes, wo auch er an ihrer Seite schweigend Platz nahm.

Mit großer Unruh erschien Andreas und machte sich allerlei im Zimmer zu thun. Als Clelia ihn nicht bemerkte hub er an:

„Gnädige Gräfin, ich habe die Suppe für das Comteßchen fertig gekocht. Ob sie so recht sein wird?"

Sie folgte ihm in die kleine Küche; da fragte er:

„Keine gute Nachricht aus Inspruck, gnädige Gräfin?" und sah sie eindringlich mit kummervollen Blicken aber demüthig und gleichsam wegen dieser Unbescheidenheit um Vergebung bittend an.

„Von dort kann für uns nichts Gutes kommen, lieber Andreas," entgegnete Clelia sanft.

„Nun dann" . . . . sagte Andreas, nahm ein Papier aus der Brusttasche und gab es ihr.

Sie entfaltete es gedankenlos. Es war ein Wechsel von 3000 Gulden.

„Wem gehört das?“ fragte sie gleichgültig.

„Dem Grafen!“ sagte er leise.

„Andreas! rief sie, es gehört Ihnen.“

„Nein nein, gnädige Gräfin .... es hat mir nur gehört,“ erwiderte er mit mühsam verhaltenen Thränen.

Aber Clelia weinte. Weder bei der Leiche des Kindes, noch bei dem Gespräch mit Gundaccar hatte sie geweint: der höchste Schmerz und die tiefste Freude concentriren die Seele so allgewaltig nach Innen, daß ihr keine Gefühlsäußerung zu Gebot steht; die Hand Gottes hat sich auf sie gelegt — das macht sie still. Wird sie aber von einer Menschenhand lind berührt, so tritt sie heraus aus dem überirdischen Bann, und giebt sich der Wehmuth und Rührung hin. Clelias Herz zerschmolz in diesen Empfindungen.

„O Du frommer und getreuer Knecht!“ sprach sie seine Hände in die ihren faltend — und dann rief sie fast jauchzend: „Andreas! nun können wir nach Italien!“

„Daß nur der Graf nichts merkt!“ sagte Andreas besorgt.

„Sein Sie ganz ruhig, er soll nichts erfahren;

ich allein bleibe Ihre Schuldnerin, erwiderte Clelia tief gerührt. Auf welche Weise es mir gelingen wird diese Schuld abzutragen, weiß ich jezt noch nicht .... allein es wird, es muß mir gelingen. Diese Hülfe ist so groß, so unerwartet, und in einem so entscheidenden Augenblick gekommen, daß mir ist als hätte Gott mir durch sie eine glücklichere Zukunft verheißen."

Sie wurde unterbrochen durch die unerwartete Erscheinung ihres Singlehrers, der sie im Vorsaal festhielt:

„Jezt hab' ich Etwas für Sie! rief er eilfertig. Sie müssen nach Palermo auf der Stelle .... mein Bruder ist der Impresario der dortigen Oper, hier ist ein Empfehlungsschreiben für Sie an ihn. Die Prima donna, welche er für diesen Winter engagirt hatte, ist plötzlich gestorben und er dadurch in großer Verlegenheit. Er wird Sie mit Freuden empfangen. Dort ist Ihr Platz. Nur Muth und Entschlossenheit .... und fort sobald wie möglich! — Addio."

Eilfertig wie er erschienen war verschwand er. Clelia stand ganz betäubt auf dem Vorsaal und Andreas, der kein italienisch verstand wußte nicht was vorgefallen sein mogte und erlaubte sich keine Frage. Erst als sie das offene Empfehlungsschreiben gelesen

hatte sagte sie zu ihm mit einem Ausdruck von unsäglicher Dankbarkeit:

„Andreas! jezt sind wir gerettet,“ und kehrte zu Gundaccar zurück.

Da kam sie zur Besinnung über das Chaos von widerstreitenden Empfindungen, welches sich in diesem einen Tage durch ihre Seele gewälzt hatte, und der Geist der Liebe welcher sie lehrte all ihre Leiden zu besiegen warf sie im heißen Gebet neben der Leiche ihres Knaben nieder — von der sie sich darauf mit erhöhtem Muth den Lebenden wieder zukehrte.

„Gundaccar! sprach sie, als sie ihn unendlich erschöpft und ganz unthätig vor der Staffelei sitzend fand, hast Du die leiseste Hofnung durch diese und ähnliche Arbeiten unsre Lage wesentlich verbessern zu können? ich glaube es nicht.... weil die ungewohnte Anstrengung Dich übermäßig angreift und Deine ohnehin schwache Gesundheit immer mehr aufreibt.“

„O! rief er, mögte ich bei der Anstrengung untergehen, wenn es nur zu Eurem Besten wäre!“

„Du hast Vertrauen zu mir, nicht wahr? fragte sie und sah ihm tief in die Augen; — ächtes Vertrauen, d. h. unbedingtes; sprich!“

„Wie zu Gott!“ sagte er sehr ernst.

„Nun wolan! so vertraue mir für die nächste

Zeit die Bestimmung unsers Schicksals an .... aber ohne zu fragen, lieber Gundaccar, und ohne an mir zu zweifeln: das wird mir Zuversicht geben und ich bedarf ihrer. Wollte ich mein Unternehmen mit Dir besprechen, so würdest Du es vielleicht nicht gut heißen ....“ — —

„Und weshalb nicht?“ fragte er beängstigt.

„Weil Du Vorurtheile hast, erwiderte sie lächelnd .... Vorurtheile die Dich z. B. hindern jene schönen Gemälde zu verkaufen, weil sie meine Züge haben.“

„Worauf sinnst Du? fragte er noch beklommner, ich hoffe doch auf nichts was Dich von mir trennt?“

„Nein, sagte sie, fester und inniger denn je halte ich an Dir! — Ich sinne auf unsre Reise nach Palermo .... und da ich die Mittel dazu und dort Hofnungen für die Zukunft habe — und da Du mir unbedingt vertraust .... so müssen wir abreisen sobald die arme liebe kleine Hülle unsers Sohnes bestattet ist. Für Tranquillina wird die Reise nur wolthätig sein.“

„Du hast immer Uebermenschliches gekonnt, meine Clelia, Du wirst es auch jezt können — aber .... Du ängstigst mich.“

„Nein! sagte sie mit einem himmlisch friedlichen Lächeln, das darf nicht sein, Gundaccar, denn nie

war ich ruhiger, nie fühlte ich mich mehr in meiner Pflicht und meinem Recht als eben jezt."

Drei Tage später reisten sie nach Marseille ab. In der letzten Nacht schrieb Clelia an Gräfin Osnat:

„Erlauben Sie mir, gnädige Gräfin, mit weni„gen Worten und nur auf den letzten Theil Ihres „Briefes zu antworten. Ich danke Ihnen aufrich„tig dafür daß Sie an mein liebendes Herz glau„ben; demnach wird es Ihnen nicht schwer werden „ebenfalls zu glauben daß es allein meine Hand„lungsweise bestimmt; — denn ein hohes Herz, in „dem Sinn wie Sie es verstehen, gnädige Gräfin, „hab' ich ganz und gar nicht: ich kann mich nicht „opfern, kann nicht entsagen für einen fremden „Wunsch und eine fremde Wolfahrt. Ich trenne „mich nicht von Gundaccar! sein Leben ist mein „Leben! wir würden Beide ohne einander hofnungs„los elend sein. Jezt sind wir elend — ja! aber „nicht hofnungslos. Die Liebe hoft ewig — auf „himmlische Fügungen — auf Wunder vielleicht; „das Vorrecht hat Gott ihr gegeben weil sie so „viel leiden muß. Nein, gnädige Gräfin, ich habe „kein hohes Herz, nur ein starkes, das festhält, „das ausdauert: Gundaccar und ich, wir sind und „wir bleiben Eins. Ich kenne keine Rücksichten — „auch nicht für meine Kinder — welche mich zur

„Trennung von ihm bewegen könnten: so liebe „ich ihn. Das mag sehr egoistisch erscheinen — „wie es denn vielleicht immer egoistisch ist dem Instinkt des Herzens blind zu folgen, was ich mein „Lebenlang gethan habe. Dies zu entscheiden kommt „mir selbst nicht zu, und ein Fremder vermag nicht „zu erkennen ob ich damit ächte oder falsche Münze „gebe. Gott aber, und Gundaccar, und meine „Tochter — die werden wol wissen wie ich es gemeint habe. Mit 2c. 2c. Clelia Osnat-Conti."

Gute Geister geleiteten die Reisenden nach Marseille. Tranquillina erholte sich durch den Wechsel der Luft und der Umgebung; die Bewegung des Fahrens und die Zerstreuung thaten ihr wol. Gundaccar war getheilt zwischen Spannung und Zuversicht, und beschäftigt durch die Aufmerksamkeit, welche er den materiellen Nothwendigkeiten der Reise zuwenden mußte — daher in einer Gemüthsverfassung die ihn nicht deprimirte und nicht nach Ueberreizung begehren ließ. Clelia war von tiefer, namenloser Freudigkeit erfüllt, ohne Furcht, ohne Zweifel — eine von den mächtigen Naturen von Gott dazu bestimmt in jedem Kampf zu erstarken — gleich jenem Titanen, der zu Boden sinkend und scheinbar überwunden, die Erde nur berührte um

neue Kräfte aus ihr zu ziehen. Die Erde aber, der mütterliche Boden der auf Clelia wirkte, war nichts als ihr Herz — ein Herz das seinem Instinkt treu geblieben war: was man einmal geliebt hat, muß man ewig lieben, und was man begonnen hat muß man zu Ende führen. Diese unzersplitterte Einheit verlieh ihr eine Macht, welche der räsonnirende und reflectirende Mensch nimmermehr erreicht; denn das intensive Gefühl allein vermag zu schaffen, und die Betrachtung kann nur zersetzen. Sie schuf sich selbst eine neue Lebenssphäre, und einen Lebensathem, der für dieselbe ausreichte. Ihr menschlicher Wille hatte sich zu einer solchen Reinheit erhoben, daß er mit dem göttlichen zusammenfiel, denn sie lebte den Bedürfnissen und Anfoderungen ihres innern idealischen Menschen gemäß. Das ist der Unterschied zwischen göttlichem und menschlichem Willen, daß jener ewig ist und Eines will und ausdauert — und daß dieser sich zersplittert am irdischen Wust und Ballast der beklommnen Fragen: soll ich? muß ich? darf ich? Jener fragt nicht; er spricht: ich will! — und solch ein Wille kommt zum Ziel.

Die Natur ist die ächte Caritas, die Mutter der Barmherzigkeit, barmherzig für Großes und Kleines, für Hohes und Geringes. Sie vergißt Nie-

mand und Nichts. Einen kleinen schlechten Vogel giebts, der die Gewohnheit hat sich ein schwimmendes Nest auf den Wellen des Meeres zu bauen und in dem winzigen gebrechlichen Nachen seine Eier auszubrüten. Damit nun der arme Vogel in seinem mütterlichen Triebe nicht gestört werde, herrscht während der zwölf Tage seiner Brutzeit und obwol sie in den Winter fällt, eine tiefe Meeresstille; die Winde sind eingeschlafen, die Stürme haben ausgebraust, ruhig und gleichmäßig wie eine Wiege schaukeln sich die sonst so aufgeregten Wogen. Die halcyonischen Tage nennt sie der Schiffer. Aus Unruh, Sturm und Ungewitter gehen sie hervor; in Unruh, Sturm und Ungewitter fallen sie zurück! Der Mensch hat auch seine halcyonischen Tage. — — Aber in denen welche der Schiffer so nennt fuhr Clelia mit den Ihren über's Meer von Marseille nach Palermo. Es war ein kleines sicilianisches Kaufmannsschiff, und Capitän und Matrosen waren lauter Sicilianer. Clelia entzückte sie durch ihren Gesang. Lieder ihres Landes sang sie ihnen, und allabendlich das Gebet: „O sanctissima;" und mit dem „Ora pro nobis" senkte sich feierliche Andacht auf die lauschenden Zuhörer. Nach Süden ging es! immer lauer wurde die Luft, immer reiner der Himmel, immer wärmer die Sonne,

immer glanzvoller das Meer, immer stralender das Heer der Sterne; am Tag umschwammen Delphine das Schiff, in stiller Nacht schleppte ihm der lange Silberflormantel der feuchten Lichtfunken nach. Eines Morgens lag es im Hafen von Palermo vor Anker, und die herrliche Stadt und das blühende Gestade und der malerische Monte Pellegrino stiegen mit ihren tausend Farben und Formen aus der blauen Flut in das goldne Morgenlicht hinein.

Clelia kam aufs Verdeck; sie ergriff Gundaccars Hand und sagte:

„Sieh! dies ist das Land der Verheißung wohin Gott uns führt! glaubst Du das, Gundaccar?"

„Dein Gott ist mein Gott, und Dein Land ist mein Land — das glaube ich, Clelia!" entgegnete er ihre Hand drückend.

Der Schiffscapitän trat herzu und schlug ihnen vor in seinem Hause zu wohnen. Ein Stockwerk sei leer, und es sei bequemer und ruhiger bei ihm als im Gasthof. Clelia nahm es dankbar an; sie wünschte so unbemerkt und zurückgezogen wie möglich sich niederlassen und einrichten zu können. Und so bezogen sie denn das kleine Haus, wo die Frau des Capitäns, ein freundliches, redseliges, frommes Mütterchen, sie gastfrei empfing und ihnen bereitwillig mit Rath und That zur Hand ging.

Graf Fortunatus Gundaccar Osnat — so lautete der Paß. Clelia bat:

„Liebes Herz, laß die überflüssigen Namen und Titel fallen! für mich bist Du Gundaccar; für die Menschen heiße Fortunato. Mit der Vergangenheit .... mit der welche uns an die sogenannte Welt knüpft, wollen wir brechen! wir sind Auswanderer, welche sich eine neue Welt gesucht und nichts aus der alten hinüber gebracht haben als ihre Liebe."

„Du beherrschest mich, Clelia, entgegnete Gundaccar lächelnd, wie das Gestirn den Sterblichen über dessen Geburt es aufgegangen ist. Er fragt nicht nach der Ursach; er folgt dem magischen Einfluß — und er führt ihn zum Heil" .... —

„Denn Gott regiert die Sterne!" fügte Clelia hinzu.

Sie ging nun ihrer Bestimmung nach. Der Impresario empfing sie mit erwartungsvoller Spannung. Seine interimistische Prima donna mißfiel; er drang darauf die neue so schleunig wie möglich dem Publikum vorzuführen. Die Partie der Desdemona werde ihr ja wol hinlänglich geläufig sein um sie nach den nothwendigsten Proben darzustellen. Der Contra-Alt der den Othello sang war ein Abgott des Publikums; aber die Oper konnte nicht

gegeben werden, weil die Desdemona ein fürchterliches fiasco gemacht. Clelia segnete heimlich dies fiasco, welches einer Nachfolgerin immer zu gut kommt, und erklärte sich gern bereit, umging auch die Erklärung, daß dies ihr allererstes Auftreten sei.

Mit ungeheuerm Pomp wurde ihre Erscheinung vom Impresario dem Publikum verkündet. Gradesweges aus Paris komme sie, unerschwingliche Ansprüche mache sie, die er mit den größten Opfern zu erfüllen strebe um das verehrte und vortrefliche Publikum zufrieden zu stellen. In der Académie royale sowol als bei den Italienern habe sie in Paris mit gleichem Beifall gesungen, und nur wegen ihrer Gesundheit das schöne Clima Palermos für diesen Winter vorgezogen. Im Frühling müsse sie zur Saison nach London. Kurz, er that sein Aeußerstes um ihr einen enormen Ruf vorhergehen zu lassen, und die urtheilslose Menge im Voraus geblendet auf denjenigen Standpunkt hinzutreiben, wo er sie haben wollte. In lebhaftester Spannung harrte man auf das début der Signora Clelia.

Ihre Proben gingen glücklich von statten; sie verstand die Musik gründlich, und ihre Stimme war in allen Fertigkeiten und Feinheiten geübt. Aber ob sie Effect machen würde — das war nicht

vorherzusehen. Sie selbst fühlte sich außerordentlich sicher, doch gar nicht angeregt. Die wüste konfuse Bühne, der leere schwarze Saal mit seinen Logenhölen, ihre Mitsänger welche gleichgültig, mit halber Stimme oder gar nicht, die gewohnte und längst eingeübte Partie durchführten — das Alles machte ihr den Eindruck von handwerksmäßiger Alltäglichkeit. Wie in einer Werkstatt kam sie sich vor. So lange ein Gemälde im Atelier des Künstlers, auf seiner Staffelei steht, und umringt von andern Skizzen, Bildern und Cartons, von tausenderlei Material und Werkzeugen ist, welche alle seiner irdischen Entstehung aus Farbentöpfen, Pinseln und Leinwand angehören — so lange kann man schwer die Inspiration des Künstlers darin verfolgen. Erst wenn es auf dem rechten Platz, im rechten Lichte hängt, wenn das Störende, Schreiende und Gemeine hinweg geschafft und der Raum für die Idee gleichsam geweiht und befähigt ist durch sie eine höhere Weihe zu empfangen — wenn das Altarbild seinen Altar gefunden hat — dann erst wird es in die Sphäre der Inspiration erhoben, welche zugleich die Wiege und die Glorie einer Kunstschöpfung ist. Clelias Desdemona-Bild stand noch im Atelier auf der Staffelei.

Aber das fühlte sie wol: nicht so hatte sie in

ihrem Kloster bei der Messe gesungen — nicht so in stillen trostlosen Nächten der Vereinsamung — nicht so für Gundaccar im vollen Bewußtsein der Bezauberung mit welcher sie seine Seele umspann. Ich singe kalt! sprach sie traurig zu sich selbst; sicher, ruhig, selbstbewußt, ich weiß Alles, ich fehle nirgends .... aber mir fehlt der prometheische Funke des Lebens, der nur im Innern auflodern, nicht von Außen mir beigebracht werden kann. Nur wenn Andacht, Liebe und Sehnsucht, Schmerz und Verzweiflung mich auf dem uferlosen Ozean der Leidenschaft forttragen — nur wenn meine Seele wie von ihrem Wellenschlag vibrirt: nur dann singe ich mit animo.

Und ist es denn je anders? und kann es denn anders sein? Studium, Fertigkeit, Uebung und Sicherheit verhalten sich zur Essenz der Kunst wie geschickte Mägde, welche eine Göttin schmücken sollen. Die Essenz der Kunst ist Leidenschaft: jener Zustand des Chaos, wo die Urkräfte und Urelemente des Wesens bewußtlos aber allmächtig nach Gestaltung ringen. Und der Geist der über diesem wogenden Chaos schwebt, und ihn bildet, sänftigt und harmonisch ordnet — ist die Liebe und das Genie. Aus der Leidenschaft wird gezeugt, geboren, geschaffen; sie läßt Schöpfungen hinter sich. Stu-

dium und Berechnung erzielen Machwerke, und zuweilen recht geschickte.

Gundaccar störte Clelia nicht durch Spähersaufmerksamkeit. Er sah sie allzu sicher und ruhig um nicht in ihrer Seele des Gelingens ihres Vorhabens gewiß zu sein. Uebrigens wünschte er auch gar nicht dasselbe zu kennen bevor es ausgeführt sei. Nur starke, glühende Seelen dringen auf Entscheidung, Gewißheit und Klarheit; die schwächeren halten sich recht gern im Nebel auf. Indessen lag doch in seiner liebenden und anbetenden Zuversicht zu Clelia ein stärkendes Element, welches ihm in dieser gänzlich neuen Umgebung sehr wol that. Er war hier nie gewesen, hatte sich hier nie in Verhältnissen befunden, die ihn an bessere oder schlechtere Tage mahnten. Diese reizende, blühende, von weichen Lüften umgebene Insel schien ihm aus den Wellen aufgetaucht und eine glückliche Freistatt für Haus und Heerd zu sein. Das Clima that ihm wol, die Meerluft stärkte ihn, sein Auge erfreute sich an einer Fülle schöner Bilder und lockte die Phantasie zu ihrer Nachbildung hervor. Er begann mit Lust und Eifer zu malen, und die frühere Erschöpfung wich der gleichmäßigen und beschwichtigenden Thätigkeit.

Endlich sagte ihm Clelia eines Tages sie müsse

den ganzen Abend abwesend sein und werde wol erst gegen Mitternacht heimkehren.

„Sei ohne Sorgen, fügte sie hinzu, aber segne mich, Gundaccar."

„Mit Dir ist Gott, und einen höheren Segen giebt es nicht," sprach Gundaccar ernst und küßte ihre Stirn — aber Tranquillina und ich wir wollen Deiner gedenken."

Nicht ins Opernhaus ging Clelia, sondern in die Kirche. Es war Vesper. Sie kniete nieder und betete mit tiefster Sammlung, und wie eine Vision zog ihr vergangenes Leben an ihr vorüber. Sie gedachte jenes Augenblicks wo sie Gundaccar zum ersten Mal in der Messe gesehen und unwillkürlich das Gefühl gehabt hatte für ihn zu beten, ihre Seele zu der seinigen zu machen. Und wie sie das Weihwasser von seinem Finger genommen und wie diese zarte keusche Berührung die erste sinnliche Offenbarung ihrer Liebe für einander gewesen sei. Dann trat sie mit vollem Bewußtsein hervor, begleitet vom langen Gefolge der Genien und Dämonen, welche sie jezt durch dunkle wie durch lichte Jahre auf diese Stelle geführt hatten. Da waren viel Bitterkeiten, Erfahrungen, Sorgen, Aengste und Enttäuschungen gewesen; doch was that das? die alte, die einzige Liebe stand in Kraft.

Mit ihr wollte Clelia eine andre Bahn betreten um Gundaccars Gegenwart und Tranquillinas Zukunft vor dem peinlichen Druck materieller Bedürftigkeit zu schützen.

Feierlich wie zum Tempeldienst am Altar edler Götter legte Clelia ihre fremdartige Kleidung an und concentrirte ihre Seele über dem Schicksal Desdemonas, und je tiefer sie es that um desto mehr schmolz ihre eigene Wesenheit in die fremde Form hinüber. Dieser Kampf um den Geliebten, dieser Widerstand der Außenwelt, diese barbarische verstockte Härte der Menschen, diese Bosheit der Verleumdung, und endlich dieser Schmerz durch den Geliebten das bitterste, das tödtlichste Weh zu empfinden und dennoch ihn zu lieben — waren das nicht uralte und ewig neue Geschicke, wie jedes Menschenherz, nur in verschiedenen Modifikationen und Erscheinungen, sie durchleben muß? Unter der Macht dieser Erkenntniß trat sie in die Scene.

Sang sie gut oder schlecht — spielte sie gut oder schlecht — sie wußte es nicht! sie war Desdemona und so benahm sie sich. Sie weinte und jauchzte, sie betete und klagte, sie zitterte und beschwor — nicht wie eine Andre es machen könnte, sondern wie sie selbst es so hundert Mal gemacht. Sie lag vor ihrem Vater auf den Knien, sie sang in

tiefer Schwermuth das Lied von der Weide, sie flehte in Todesschmerzen zu dem Gemal — sie lebte ein Stück ihres eigenen Lebens mit der vollen Inbrunst der Wahrheit, verklärt durch die zauberische Schönheit ihrer Stimme und ihrer Erscheinung. Immer reizender, immer freier, immer machtvoller stieg sie aus diesem Wogendrang tobender Leidenschaften als himmlische Venus empor und sank endlich in die Nacht des Verhängnisses und des Todes zurück indem sie gleichsam einen Thau von Thränenperlen um sich verstreute.

Der unerhörteste, unbändigste Beifall begleitete jede Scene. Man hatte keinen Maßstab für dies Spiel, diesen Gesang, diese Persönlichkeit. So etwas war nie da gewesen, war nie gehört und gesehen worden. Altherkömmliches Entzücken und Bewunderung reichten hier nicht aus. Sie griff in die Seelen hinein, sie packte geradezu das Herz an: man war erschüttert, wechselsweise vernichtet und beseelt; man hatte die Besinnung verloren, die in Lob und Tadel ihren Genuß findet; man war zu einer höheren Sphäre entrückt, und deren Begeisterungen wirkten elektrisch auf die ganze Versammlung.

Desdemona war todt und der Vorhang zum letzten Mal herabgelassen. Ein Ungewitter des Bei-

falls tobte durch den Saal. Während Alles nach ihr schrie und sie einmal und noch einmal und wieder noch einmal auf die Bühne rief — lief Clelia in ihre Garderobe, warf blitzschnell einen Mantel über Desdemonas aufgelöstes Haar und Nachtgewand, und eilte den Wagen zu erreichen, den Andreas an einem kleinen Ausgang für sie in Bereitschaft hielt. Entschwunden war sie wie eine himmlische Vision. Ihr lag nichts an Blumen und Kränzen, denn den Kranz des Sieges hatte sie errungen und der genügte ihr.

Bebend, athemlos, blaß vor Bewegung und stralend vor Freude, warf sich Clelia in Gundaccars Arme, rief:

„O mein Engel, sei nur nicht unzufrieden mit dem was ich gethan habe!“ — und glitt ohnmächtig zu seinen Füßen hin.

„Um Gotteswillen, Andreas! schrie Gundaccar tödtlich entsetzt, woher kommt die Gräfin?“

„Vom Theater, gnädiger Graf, wo man applaudirt als ob die Welt untergehen sollte,“ erwiderte Andreas mit heißen Thränen.

„O Du gottbegnadetes, Du gottgeliebtes Weib!“ sagte Gundaccar.

Es war geschehen! der Wurf war gelungen wie es selten der Fall ist. „La Clelia" war die Königin der Bühne, und weit über Palermo, über Sizilien, über Italien hinaus flog fortan ihr berühmter Name. In Palermo wurde man nicht müde den Othello zu sehen und Desdemona anzubeten. Zwanzig Mal hinter einander mußte er gegeben werden und das Entzücken blieb sich gleich. Aber jeder kindischen Vergötterung, die damals überhaupt noch nicht, und in Italien niemals — die geschraubte und karikirte Höhe des transalpinischen Enthusiasmus unserer Tage erreicht hatte, wich Clelia ernst und ruhig aus. Auf der Bühne nahm sie wie eine Göttin mit lieblicher Huld jede Ovation hin; außerhalb derselben ging das Alles sie gar nichts an. Der passionirte Character ihrer Schönheit, ihres Gesanges und ihres Spiels war eine machtvolle Beschwörung um die Männerwelt in ihren Zauberkreis zu locken. Aber den Bann in den Clelia sie gesungen hatte, brach sie selbst wieder wenn man ihre Bekanntschaft suchte. Dann war sie nicht mehr die Künstlerin, die Prima donna, das schöne gefeierte Idol das sich gefallen lassen muß in Weihrauch und Blumen erstickt zu werden; — dann war sie die vornehme Frau. Mit freundlichem Ernst, immer abwehrend, nie auffodernd, hörte sie Schmei-

chelworte an, und traf sie einmal auf wirkliches Verständniß, so ging sie freudig und dankbar darauf ein insofern es die Kunst — nie insofern es ihre Persönlichkeit betraf.

Natürlich erhoben sich Neid, Mißgunst und Eifersucht, diese kläglichen Attribute der Mittelmäßigkeit und der Talente zweiten Ranges gegen sie. Natürlich gesellte sich eine Masse von gekränkten Eitelkeiten und verdunkelten Eigenlieben ihnen zu. Natürlich erhob sich ein übelwollender, mißtönender Chor gegen sie, der ihr nichts verzieh, und ihr Alles verziehen hätte — wäre sie nur kein Genie gewesen! Dadurch war sie ihnen Allen in eine Region entrückt von der sie das heimlich grollende, uneingestandene Bewußtsein der Unerreichbarkeit hatten. Natürlich fühlte Clelia sich durchaus nicht davon berührt. Sie brauchte keine Protection — weshalb sollte sie darum betteln? keine Partei — weshalb den Parteimenschen schmeicheln? Sie hielt sich in fernster Zurückgezogenheit von allen Intriguen und Kabalen der Bühnenwelt, von aller Kokketterie mit dem Publikum. Man warf ihr Stolz gegen ihre Künstlergenossen und Nichtachtung des Publikums vor. Sie vertheidigte sich gegen keine Anschuldigung so absurd oder so ernsthaft sie sein mogte. Mit einer ganz unerschütterlichen Seele ging sie ihres

Weges. Dem Impresario gegenüber stellte sie ihre Foderungen so hoch wie möglich, aber sie erfüllte pünktlich die geringste wie die größte Verpflichtung, ärgerte ihn nie durch Launen, verfiel nie in willkürliche Heiserkeit, war immer bereit ihm eine Gefälligkeit zu erzeigen. Ihren Genossen erwies sie sich höflich, dem Publikum dankbar. Als einer ihrer Anhänger ihr zu wenig Aufmerksamkeit gegen dasselbe vorwarf, entgegnete sie verwundert:

„Wie? ich spiele mit den besten Kräften meiner Seele .... ich gebe mein Genie und mein Herz hin — kann man denn mehr Aufmerksamkeit, ja mehr Hochachtung an den Tag legen?“

„Aber Sie berücksichtigen nicht dessen Geschmack und Gewohnheiten. Es liebt nun einmal diese Rouladen, jene Fiorituren“ .... —

„Nun, die kann es ja von Denjenigen exekutiren lassen deren Stärke darin besteht. Ich — muß singen nach meinen Inspirationen, aber nicht nach den Launen des Publikums.“

„Auch von Ihren Inspirationen will man behaupten sie seien nicht kunstgemäß, sie würden nicht beherrscht durch Regel und Studium. Daher würden Sie selbst stets von Ihrer Rolle beherrscht, statt daß Sie dieselbe beherrschen sollten. Daher spielten Sie gleichsam bewußtlos und ohne Rechen-

schaft über das Warum ablegen zu können. Daher wären Sie keine Künstlerin."

„Das ist ganz richtig! rief Clelia lebhaft, ich bin auch keine Künstlerin .... ich bin ein Genie. Wie im Traum bin ich auf die Bühne geschleudert worden ohne für sie gebildet und erzogen zu sein, und durch Gaben welche unabhängig von Bildung und Erziehung sind hab' ich festen Fuß auf ihr gefaßt. Folglich sind jene Gaben das Lebensprinzip dem zufolge ich mich entwickeln und ausbilden muß. Ich bin kein Planet dessen Sonne die Kunstregel ist. Ich bin ein Fixstern der zu einem ganz andern Sonnensystem, dessen Sonne ihr nicht kennt, gehört. In Eurer Welt gelten Regel und Grundsatz — in der meinen Ideen und Begeisterung. Die Kunstrichter und Kunstverständigen meinen, das Studium sei etwas Höheres als die Naturgabe; ebensogut könnten sie auch behaupten menschliche Weisheit sei tiefsinniger als göttliche Weisheit. Sie reden wie sie es verstehen, d. h. als Gesellen und Handlanger beim Tempelbau der Kunst; aber wir .... wir sind ihre Meister! sie können uns nicht lenken, das demüthigt sie, und so schaffen sie ihrem Groll durch Tadel Luft. Das kann mich weder befremden noch grämen."

„Nicht Sie .... aber uns, Ihre Bewunderer und Verehrer! wir kommen dahin zu wünschen daß Sie durch kleine unwichtige und dennoch schmeichelnde Concessionen eine Art von Beachtung Ihrer Tadler an den Tag legten.“

„Aber um's Himmelswillen, ich kann sie ja nicht beachten! rief Clelia sehr lebhaft. Glauben Sie denn daß ich an das Publikum, an die Bühne, an die Bewunderer oder Tadler, an Beifall oder Mißfallen denken kann, wenn meine Seele voll von einer Rolle ist? glauben Sie denn daß mir diese Rolle in den Fingerspitzen, oder auf den Lippen, oder in den Kleiderfalten sitzt, daß ich sie durch eine oberflächliche Bewegung gleichsam von mir abschütteln könnte? Nein nein! so ist das nicht, sondern jede Rolle wird mir ein Bild des Lebens, das ich im Spiegel meines Wesens auffangen und mit aller mir zu Gebot stehenden Schöpferkraft durchgeisten muß, damit die Erscheinung kein Gespenst bleibe, sondern eine Wahrheit werde. Ein Pygmalion bin ich, der seine Seele dran setzt um den Marmor zu beleben. Halten Sie es denn für möglich, daß ich nebenbei noch kokettiren, noch auf einen banalen Effect studiren könnte? — und das Alles nur um ein Paar hundert Hände mehr in Bewegung zu bringen! Wer es so machen kann, mache

es so! er wird Recht haben. Allein auch ich habe Recht es nicht so zu machen."

Und sie machte es nicht so! sie blieb ihrem Lebensprinzip vom inneren Gesetz, wie in ihrem ganzen Leben, so auch auf der Bühne getreu, und dadurch gelangte sie zu einer wundervollen Freiheit von Eitelkeit, von Manier, von Routine, von Allem was in ihrer Laufbahn an's Handwerk zu erinnern pflegt. Sie betrachtete dieselbe als ihre Vocation, die grade so edel und so unedel wie jede andre sei, je nachdem sie edel und unedel vollbracht werde. In diesem Beruf arbeitete sie mit unermüdlichem Ernst, allein ohne sich zu dessen Sclavin zu machen. Sie blieb für Gundaccar das ewiggeliebte und ewigliebende Weib; sie blieb für Tranquillina die zärtlichste Mutter. Ihr Herz alimentirte ihr Genie, und ihr Genie gab ihrem Herzen einen gar nicht zu ermattenden Schwung.

Die Vortheile welche die Bühne von Palermo ihr bieten konnte, wurden bald durch die von Neapel und Mailand überflügelt. Auch London und Paris wollten sie hören, aber sie verließ nicht das geliebte Italien — das Land der Verheißung und der Erfüllung, wie sie es nannte. Jenseits der Alpen war ihr das Dasein allzu rauh entgegen getreten. Auch Gundaccar wünschte in Italien zu

bleiben. Der Ort der ihm am Meisten zusagte, war Neapel. Also nach Neapel verlegte Clelia ihren festen Aufenthalt.

Auf dem Vomero, Stadt und Land und Meer beherrschend, liegt eine Reihe der schönsten Villen. Da ist eine, schneeweiß, klein, von schlanken Säulen umgeben, begraben in Pinien und Cypressen um die sich Rosen ranken, in Orangen, Mirthen und Oleanderbüsche, zwischen denen Fontänen mit goldenen Kugeln spielend tanzen; — über dem Gitterthor steht in großen goldnen Buchstaben „Villa Tranquilliana;“ — die hat Clelia gekauft. Gundaccar richtete sie mit der geschmackvollen Elegance ein, die ihm eigen war und in der er sich gern bewegte. Jede Einrichtung, jede Anordnung ging durch seine Hand, und Clelia empfing eine jede so verschönert durch seinen Geschmack, daß sie ihr wie ein Geschenk vorkam. Sein Maler-Atelier lag neben dem Zimmer in welchem Clelia ihre Studien machte, und jeder von ihnen fand bei dem andern einen Quell des Verständnisses, der Ermunterung und Erhebung, wodurch auch ihre Geister in einer gemeinsamen Sphäre des Lebens sich begegneten, während die Gemeinschaftlichkeit sich allzu oft nur in der niedern und so zu sagen irdischen Sphäre von Lust und Leid, von Sorgen und Genuß bethä-

tigt. Hier war es ein aufrichtiges und unermüdliches Streben den Bedürfnissen des idealischen Menschen nachzuleben. Clelia hatte Gundaccar den feindlichen Einflüssen abgerungen und ihn unter wolthätige gebracht. Es giebt solche Naturen wie es Pflanzen giebt die auf einem ihnen antipathischen Boden verkümmern. Gundaccar brauchte nun einmal den warmen Sonnenstral friedlichen Glücks; seine zarte, weichliche Seele schrumpfte zusammen wenn ihn die Hand des Geschickes rauh und hart berührte und ertrug nicht deren eisernen Griff. Ihm fehlte Willen und Energie; allein er hatte eine Zartheit und Fülle der Empfindung und eine Tiefe des Gedankens, die ihm eine wundervolle Seelenschönheit gaben, sobald man ihn nur nicht in Kämpfe und Qualen hinein zwängte. Mit heißer Liebe widmete er sich der Malerei und entwickelte sorgsam das gleiche Talent in Tranquillina. Er hatte ja das Beispiel vor Augen welch eine unerhörte Bevorzugung es ist und welche Selbständigkeit es gewährt wenn der Mensch versteht sich sein Brot zu erwerben. Für Alle sind alle Fälle möglich; Keiner kann sagen: mein Kind ist geborgen. Daß Tranquillina ein so auffallendes Talent für das Porträt hatte, erschien ihm als eine besondere Weisung des

Himmels, und sie mußte so ernst und gründlich studiren, als solle sie Malerin von Profession werden.

„Und ich lehre Dich nichts, mein armes Kind?“ sagte Clelia zuweilen traurig und zärtlich wenn sie Zeugin der Mühe war, die Gundaccar sich mit der Tochter gab.

„Du lehrst sie — lieben, meine Clelia, und das ist das Schönste was man von einer Mutter lernen kann,“ entgegnete Gundaccar.

„O Ihr Meinen! rief Clelia mit der ihr eigenen vibrirenden Innigkeit; Ruhm und Ehre, und Beifall und Reichthum — Alles ist Nichts! Aber die Liebe — die ist so königlich mächtig, daß sie im Schatten ihres Purpurmantels auch diese Nichtigkeiten adelt.“

So lebten sie fünf Jahre, meistens in der kleinen Villa auf dem Vomero, weil Clelia während der Wintermonate auf der Bühne von S. Carlo sang und im Sommer von ihren Anstrengungen ruhte. Im Frühling und Herbst sang sie auf den andern italienischen Bühnen. Gundaccar und Tranquillina begleiteten sie überall, aber nie wollte Clelia zugeben daß sie in die Oper gingen wenn sie sang.

„Wer weiß ob ich Euch nicht mißfiele und fremd vorkäme! sagte sie. Diese Furcht würde mich läh-

men und stören. Für Andre will ich wol die Sängerin sein, aber für Euch — nur ich."

Ihr Name, ihre Herkunft, ihr Schicksal, traten allmälig ohne ihren Wunsch und ihr Zuthun aus dem Dunkel des Geheimnisses heraus, stießen Anfangs auf bittere Glossen, auf Verleumdung aller Art — und wurden später nicht mehr beachtet. Von der Gesellschaft, deren Schmuck und Stolz sie hätte sein können, hielt sie sich fern mit feinem Tact. Auf der Bühne war sie „la Clelia"; in ihrem Privatleben war sie die Gräfin Osnat, die in ruhiger Zurückgezogenheit einzig für ihre Familie lebte, und bei sich diejenigen Menschen sah, welche nicht Neugier und Zudringlichkeit, sondern Interesse, ihr zuführten. Niemals suchte sie auf, immer ließ sie sich finden. Friedlich wie ihre häusliche war auch ihre künstlerische Existenz. Die kleinlichen und beklemmenden Agitationen der Bühnenwelt, welche den Künstler so häufig aus seiner frischen Eigenthümlichkeit in eine leere und eitle Manier schleudern, blieben ihr fern. Bei jeder Rolle und bei jeder Darstellung war sie mit all jenen Kräften, welche Uebung, Studium und Meditation einem Talent und einer Seele wie die ihren verliehen, und ohne im Geringsten nach Effect zu streben, machte sie gerade durch jene grandiose Anwendung ihrer

Mittel den allertiefsten, hinreißendsten Eindruck. Ihre Gegner warfen ihr ununterbrochen vor sie sei keine dramatische Künstlerin, und dennoch errang sie einen Ruhm und einen Beifall wie sie nur der Pasta und der Malibran zu Theil geworden sind, und lächelnd sagte sie zuweilen:

„Alle Bühnen begehren meine Mitwirkung unter jeder Bedingung, sei sie noch so hoch gestellt; — wohin ich komme versetze ich das Publikum in einen solchen Rausch des Entzückens daß ich Mühe habe nicht unter meinen Triumphen zu erliegen; — die Leute jauchzen, weinen, zittern bei meinem Spiel und Gesang — und dennoch soll ich keine dramatische Künstlerin sein! .... Ja, womit erreiche ich denn diese Wirkung wenn nicht durch die Kunst? Soll denn ewig nur Künstlichkeit und Schule, nur Bravour und Virtuosität Kunst genannt werden, während nur den Inspirationen des Genies dieser edle Name in seinem vollsten Umfang gebührt. Kunst ist: Durchstralung der Natur durch das Genie so tief, so licht, so mächtig, bis diese Natur zur Idee verklärt und, soll ich sagen herauf-, soll ich sagen zurückgeführt ist.“

Selten ward einem Menschen vergönnt eine so leuchtende und zugleich so glückliche Laufbahn zu durchschreiten als Clelia in diesen fünf Jahren.

Von ihren früheren Peinigern erfuhr sie nichts; aber hätte sie von ihnen gehört es würde mit unzerstörbarer Milde gewesen sein, und gleich jenem armen mißhandelten Knaben, der später als mächtiger Mann seinen böswilligen Brüdern gegenüber stand, würde sie sanft gesprochen haben: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen." Denn Seelen, welche dermaßen von Schmerzen zerarbeitet sind wie Clelias — die werden vernichtet, oder sie werden göttlich. Das Einzige was ihr Herz beklemmte war Gundaccars Trennung von seinen Eltern. Sie erkannte daß vor der Hand keine Aussöhnung möglich sei; aber wenn sie zehn Jahr auf der Bühne gewesen sei — diesen Plan hatte sie mit Gundaccar gemacht — dann hofte sie genug erworben zu haben um sich zurückziehen und unabhängig, auch von seinen Eltern, leben zu können; — dann war Tranquillina achtzehn Jahr alt, dann mußte die ganze Existenz einen andern, für das geliebte Kind berechneten Zuschnitt bekommen; und dann, meinte Clelia, war auch die Versöhnung nicht unmöglich. Ein Herz wie das ihre begreift nur die Dauer der Liebe, nicht des Hasses. Gundaccar theilte wol nicht ganz ihre Zuversicht, aber unwillkürlich empfand er sie für Clelia selbst.

„Du bist eine so überlegene Natur, sagte er, daß Du eben so gut prophetisch als zauberisch sein kannst.“

Zu kaiserlichen Festen war Clelia nach Mailand berufen. Eines Abends trat sie als Desdemona, der geliebtesten und beliebtesten ihrer Rollen auf. In einer Proscenium-Loge saß ein Greis, ungeduldig harrend auf Clelias Erscheinung. Als sie auftrat schien eine unbestimmte Erinnerung in ihm aufzudämmern. Dann sang sie ihn in ihren Zauberbann hinein und er vergaß seine eigenen Gedanken. Aber in der Szene wo Desdemona ihres Vaters Erbarmen mit ihrer Liebe für Othello anfleht, und wo er taub und kalt für ihre Verzweiflung und ihren Jammer bleibt — da zerriß gleichsam ein Vorhang in der Seele des Greises, und er gedachte eines Morgens in Inspruck vor langen Jahren, wo auch ein junges Mädchen trostlos und um Barmherzigkeit für ihre Liebe bittend zu seinen Füßen gelegen hatte und wo auch er ein hartherziger Vater geblieben war — und das junge Mädchen war Clelia Conti — Desdemona. Tief erschüttert verließ der Greis die Oper.

Am andern Tage erhielt Clelia einige Schmuckkästchen, Zeichen der Bewunderung, des Dankes,

der Anbetung. Alle Kleinodien und Kostbarkeiten welche sie in dieser Weise empfing wanderten ohne Ausnahme zum Juwelier. Sie verkaufte Alles. Sie vermogte nicht sich mit Geschenken von fremden Männern zu schmücken. Sie war von der äußersten Einfachheit, und begehrte ihre Rolle äußern Schmuck, so trug sie immer falsche Steine.

„Ich singe nicht um mich mit Perlen und Diamanten zu putzen, sagte sie. Ich singe damit meine Tochter niemals erfahre was es heißt: für ihre Kinder kein Brot haben. Denn kein Leid darf dem Menschen zu schwer sein; aber das ist doch zu schwer! das kann nicht Jeder aushalten.“ — —

Tranquillina öfnete mit kinderhafter Neugier die Etuis. In dem einen lag eine Schleife, in dem andern ein Armband. Clelia las die begleitenden Billets und legte Alles friedlich bei Seite.

„Was wird dies sein, Mama?“ rief Tranquillina, ein drittes und größtes Etui gespannt öfnend. Eine kleine wunderschöne Krone von Diamanten, Rubinen und Smaragden funkelte ihr entgegen. Sie jubelte vor Ueberraschung und Freude.

„Sieh nur, Mama, eine Krone! sie machen Dich zur Königin!“ rief Tranquillina, und hielt die Krone über dem Haupt ihrer Mutter.

Gundaccar trat eben ein.

„Die Krönung der Himmelskönigin,“ sagte er.

Aber Tranquillina rief ihm ganz außer sich vor Freude entgegen:

„Nicht wahr, die Krone muß die Mama behalten! die hat sie noch nie bekommen .... und eine Krone, nicht wahr? giebt man so nicht weg! — Hier ist auch das Billet, welches dazu gehört,“ fügte sie hinzu es von der Erde aufhebend.

Das Billet enthielt nichts als die Worte: „An Gräfin Clelia Osnat.“ Aber Clelia erkannte die Hand welche sie geschrieben, denn diese Hand hatte ihr vormals mit zwei Zeilen einen Dolch in's Herz gestoßen. Sie legte ihre Hand auf die Krone und sprach ernst:

„Ich behalte sie, ich hab sie verdient! .... es ist eine Märtyrerkrone, Gundaccar, und Dein Vater sendet sie mir.“

„Sollte er versöhnt sein?“ sagte Gundaccar sinnend.

„Er ist es in seinem Herzen,“ entgegnete sie.

Die Nachforschungen welche Gundaccar sogleich in den Gasthöfen anstellte ergaben daß sein Vater in der Frühe dieses Tages abgereist sei.

Gräfin Osnat hatte nie wieder, weder mit der Generalin Thannau noch mit irgend Jemand ihrer

Verwandten und Freunde von ihrem Sohne gesprochen; er existirte nicht mehr für sie. Fragen und Andeutungen, mogten sie direkter oder indirekter Art sein, beantwortete sie immer höchst direkt mit der Bemerkung: sie bitte sehr diesen Gegenstand nie in ihrer Gegenwart zu berühren. Sie hatte keine Ahnung von der überraschenden Wendung welche Clelias Entschiedenheit den Verhältnissen gegeben. Daß Gundaccar Paris verlassen habe und nach Italien gegangen sei, erfuhr Graf Osnat im Lauf der Jahre, doch nichts Bestimmtes über seine dortige Existenz. Nun fand er Clelia zu seiner höchsten staunendsten Ueberraschung auf den Brettern der Scala in Mailand. Erschüttert verließ er die Oper, fragte und forschte nach der Sängerin und erfuhr ihr Schicksal, so weit die Welt es kannte. Aus Passion für die Bühne habe sie sich dieser Laufbahn gewidmet und ihr Mann, der mit abgöttischer Liebe an ihr hange, habe es ihr nicht wehren mögen. Uebrigens verdiene sie diese Liebe im höchsten Grade, denn es sei kein edleres Leben zu denken als das ihre. Graf Osnat ahnte den wahren Beweggrund zu ihrem Entschluß, und das erfüllte ihn mit Rührung. Er kämpfte einen Augenblick mit sich selbst ob er sie nicht aufsuchen solle. Für sich allein stehend würde er es wahrscheinlich

gethan haben — wenigstens schmeichelte er sich mit dieser Voraussetzung — aber seine Schwiegertochter als Prima donna der Scala zu finden, schien ihm in der Seele seiner Frau eine Unmöglichkeit. Er begnügte sich mit der stummen Huldigung eine Krone vor Clelia niederzulegen und ihr seinen Namen zu geben, und kehrte in die Bäder von Lucca zurück, die er seiner schlechten Gesundheit wegen besuchte und die er nur verlassen hatte um sich dem Kaiser in der Lombardei vorzustellen. Die Gräfin war in Lucca geblieben. Ganz bewegt theilte er ihr seine Begegnung mit Clelia mit. Sie klang der Gräfin wie eine Fabel. Welch ein Muth, welch ein Talent und welch ein Glück gehörten dazu um dies Unternehmen zu beginnen und durchzuführen. Es würde ihr gefallen haben weil es eine ungewöhnliche Characterstärke verrieth, wenn es nur nicht im Zusammenhang mit ihrem Sohn gewesen wäre! sie verstand die Entschiedenheit zu schätzen, aber nicht auf ihre eigenen Kosten.

„Und Du gedenkst jezt doch etwa nicht das Rollenfach des père noble zu übernehmen?“ fragte sie in ihrer kalten spottenden Weise.

„Ich bin alt, Agathe, entgegnete der Graf, ich mögte meinen Frieden mit Gundaccar schließen bevor ich sterbe.“

„Nur keine Schwäche! rief sie; wir sind lange genug schwach gewesen für — den ungerathenen und undankbaren Sohn.“

„Wir waren es immer zur Unzeit! jezt würde, was Du Schwäche nennst, nur Versöhnlichkeit sein, wie sie dem Alter und der Erfahrung zukommt.“

„Nein, sagte die Gräfin, die Kluft zwischen uns und ihm wird immer breiter und tiefer, und die Nachricht welche Du mir mitgebracht, ist nicht geeignet um sie auszufüllen. Es giebt Schicksale, die unwiederbringlich auseinander führen. Was soll unsre Familie, unser Haus mit einer Tochter anfangen, die durch alle Stadien der inneren und äußeren Entwürdigung gegangen, eine Verführte und Entführte gewesen ist, die in Maitressenschaft und Bigamie gelebt hat und allendlich ihr Heil auf der Bühne sucht .... und findet!! — Für das Alles kann es Vertheidigungen und Entschuldigungen geben — ich glaube es; ich will sogar glauben, daß sie mit Recht diese Entschuldigungen verdiene — allein ich kann eine Person auf welche dieselben anwendbar sind, nicht als Frau meines Sohnes und als Tochter unsers Hauses anerkennen und behandeln. Uns trennt — nicht: die Welt, sondern: eine Welt! der ganze Kreislauf unsrer Lebensansicht und Lebensentfaltung, wie er sich auf der Basis

unsrer Grundsätze entwickelt — und diese verschiedenen Kreise können nimmermehr zusammen schmelzen, denn sie bewegen sich in verschiedenen Bahnen.

„Du magst Recht haben, erwiderte der Graf mit einem tiefen Seufzer. Dennoch bleibt es hart für mein Vaterherz mit einem Fuß im Grabe zu stehen und dem einzigen Sohn nicht versöhnt die Hand reichen zu können. Dennoch hege ich den Wunsch, für seine Kinder, wenn er deren hat, etwas zu thun. Mein Vermögen ist gering und unsre Töchter sind reich und bedürfen dessen nicht: da soll es jenen armen Kindern zukommen, für welche ihre Mutter Bänkelsängerei treibt.“

„Brauche nicht dergleichen fürchterliche Worte! rief Gräfin Osnat leichenblaß. Bedenke daß Du von der rechtmäßigen Frau Deines Sohnes sprichst.“

„Weil ich das bedenke, Agathe, fallen mir jene Worte ein, die noch viel trauriger als fürchterlich in mein Ohr klingen.“

Graf Osnat traf die Verfügung zu Gunsten seiner Sohneskinder, deren er gegen die Gräfin erwähnt hatte.

Zu derselben Zeit ward die Generalin Thannau in Inspruck von einem bitteren Verdruß heimgesucht. Seitdem Achatz im Besitz von Clelias Vermögen war, hatte sie nicht aufgehört ihm von Ehe-

und Familienglück zu erzählen, und daß sie sich berufen fühle ihm zu diesem Glück zu verhelfen, da leider! unter ihrem Dach und so zu sagen unter ihrer Vermittelung seine traurige Verbindung mit Clelia sich angesponnen habe. Obzwar gänzlich unschuldig fühle sie sich doch in ihrem zaghaften Gewissen darüber beklemmt, und gedrungen es wo möglich gut zu machen. Jezt hoffe sie eine Person zu kennen, die sein Leben durch ihre Liebe in ein Paradies verwandeln würde; er möge sie nur in Inspruck besuchen rc. rc. rc. Diese engelhafte Person war natürlich ihre Tochter. Das bezweifelte Achatz auch nicht im Mindesten! Jeden ihrer Briefe legte er mit dem freilich sehr unverbindlichen aber nichts desto weniger treffenden Ausruf: „Alte Katze!" bei Seite, und sprach sich in seinen sparsamen Antworten höchst unlustig über die Ehe aus. Er sei ein eingefleischtes Mittelding von Krautjunker und Nimrod geworden, und dergleichen Männer ständen nicht in besondrer Gunst bei den schönen Damen. Den eigentlichen Grund, daß Mamsell Jenny ihm nie gestatten würde sich zu verheirathen, konnte er natürlich nicht anführen, und das umsoweniger, als er sich dieser Beherrschung von ihrer Seite nicht deutlich bewußt war; denn er meinte nur seinen Willen zu thun wenn er den ihren that; — dazu

war sie schlau genug. Jezt war er bis zur Mitte der Vierzige vorgerückt. Die Vorboten des Alters, welche bei unentwickelten Menschen früher sich einstellen als bei entwickelten, weil sie nie zu ihrem rechten Gleichgewicht gekommen sind und matt werden, sobald die natürliche Jugendkraft verbraucht ist — meldeten sich bei Achatz. Da wußte denn Mamsell Jenny sich so unentbehrlich zu machen, und als sie es geworden, in so rührende Klagen zu verfallen über ihren Ruf, ihre Schönheit, ihre Jugend und Tugend und was der Herrlichkeiten mehr waren, die sie ihm zum Opfer gebracht — daß er nicht anders konnte als diese schöne reine Seele vor der Welt zu rehabilitiren, indem er sie zur Baronin Thannau machte. Die Anzeige seiner Verheirathung war der Todesstoß für die Hofnungen der Generalin in Bezug auf ihre Tochter, und trug nicht dazu bei, dem alten General sein häusliches Leben freundlicher zu gestalten.

Im Herbst, wenn bei uns die Erde zum langen Winterschlaf sich vorbereitet, wie melancholisch ist da die Natur! in welche Leichentücher von grauen Nebeln, von fahlen Farben hüllt sie sich! wie stirbt sie so schauerlich dahin und resignirt sich dazu begraben zu werden unter Eis und Schnee. Und

dem Menschen wird es unbehaglich und unheimlich in ihrer unmittelbaren Berührung. Sie überhaucht ihn so kalt, sie faßt ihn so rauh an, sie spricht zu ihm in so desolaten Bildern, daß ihm graut vor dem Verkehr mit ihr. Er flüchtet in seine vier Wände, und führt da ein unseliges Leben bei künstlicher Wärme, bei künstlichem Licht, in einem Labyrinth von Künstlichkeiten, welche folgen müssen, wenn die Hauptbedingungen des Lebens: Licht und Wärme künstlich sind. Wir halten es aus; wir sind nun einmal darauf eingeübt; aber nach jedem Winter ist mir zu Muth als sei ich leiblich und geistig zusammengeschrumpft und als müsse ich im Frühling wieder ein Paar Zoll wachsen um mich in Uebereinstimmung zu bringen mit der auferstehenden Natur.

Im Süden erleidet sie nicht dies trostlose Absterben. Sie hat ihre Stürme, ihre Regentage; aber es sind eben nur Tage, nicht Zeiten. Sie vertheidigt sich, sie kämpft, sie läßt sich nie so ganz überwältigen, daß die Vegetation aufhörte. Im Norden folgen Schnee und Eis auf die Novemberstürme; im Süden blauer Himmel und ein Rosenflor.

Es war im November. Die ganze Villa Tranquilliana war wie mit einem Netz von Rosen über-

sponnen. Sie rankten sich um Säulen und Balkons des Hauses, um Bogengänge und Bäume des Gartens, am üppigsten um eine Veranda, die am äußersten Ende desselben am Rande einer Terrasse lag, welche hart in die Tiefe herabfiel. Aber auch diese Tiefe ist keine Ebene; sondern in ungleichmäßigen, kolossalen Stufen senkt sich der Erdboden vom Vomero bis zum Meer hinab, und auf ihnen liegt die große, volkreiche, lärmende, ewig heitere Stadt Neapel ausgebreitet. Allein von da oben herunter gesehen verschwindet der tumultuarische Eindruck den eine solche Stadt machen müßte vor der großartigen Majestät des Meeres, zu dem die ganze Küste sich verhält wie eine köstliche Stickerei am Saum eines Festgewandes.

Clelia und Gundaccar saßen in der Veranda; Tranquillina beschäftigte sich im Garten mit der Pflege einer Voliere voll Lachtauben. Die Sonne neigte sich dem Posilipp zu um bald hinter ihm zu versinken, und ihre glanzvollen, schrägen Stralen fielen wie ein langer, heißer, sehnsuchtsvoller Liebesblick auf die üppige Küste von Sorrent die unter ihm zu erglühen schien. Einsam in der Mitte des Golfs stieg die Insel Capri wie eine Zauberklippe von Amethyst aus dem warmen Blau des Meeres empor.

Clelia beschäftigte sich mit der unschuldig lieblichen Arbeit ihrer ersten Jugend: sie machte Blumen zum Altarschmuck. Bisweilen ließ sie die Hände im Schooße und ihr schönes gedankenvolles Auge auf dem Bilde ruhen das sich vor ihr ausbreitete.

„Und immer ists diese Capri-Insel, die meinen Blick fesselt! sagte sie nach einer Pause. Es schwebt ein talismanischer Zauber um dies wunderbare Eiland! ob es nicht der Thron der Circe war?"

„Davon meldet die Fabel nichts, erwiderte Gundaccar, aber die Geschichte bezeichnet sie als den Thron des Tiberius."

„Wenn der mir einfällt, sagte Clelia, so gleiten meine Gedanken fort und fort nach Osten, an die andere fernste Küste dieses Meeres. Als Tiberius in den Grausamkeiten und Wollüsten von Capri lebte, der Herr und Tyrann einer untergehenden Welt — lebte Christus, der Herr und Erlöser einer aufgehenden, in dem fernen Galiläa; — und seitdem wandte sich die Menschheit vom Dienste falscher Götter zur Verehrung des wahren Gottes. Das tröstet mich über die heidnischen Greuel."

Gundaccar theilte nicht ihren christlich frommen Abscheu vor dem Heidenthum. Er sagte:

„Meine arme Clelia! seitdem der Dienst der Götter aus der Welt entschwunden ist, dient ihnen der Mensch verstohlen in seinem Herzen; und nun erst kann man sie falsche nennen, denn er schämt sich ihrer und betet sie doch an.“

„Vielleicht muß jeder Mensch in sich den Lauf der ganzen Menschheit durchmachen, und von den Göttern sich zu Gott bekehren,“ sprach sie sanft.

Er sah sie an. Es lag eine wunderbar tiefsinnige Milde auf ihrem schönen Gesicht.

„O! rief er, so will ich Dich malen, mit diesem Ausdruck von unzerstörbarem Frieden, von unerschütterlicher Zuversicht! Als Engel der Verkündigung will ich Dich malen! Dir ist gewiß die Botschaft heiliger Offenbarung anvertraut.“

„Ja, für Dich! sagte sie lieblich. Meine Mission ist .... Dich zu erlösen und, nicht wahr? ich erfülle sie.“

„Und wirst dafür, wie alle Erlöser, von der Welt ans Kreuz geschlagen!“ sprach Gundaccar mit einem Anflug von Bitterkeit.

„Ja .... Eure Welt! entgegnete sie freundlich, für die bin ich freilich nicht vollkommen genug.“

Tranquillina war unter die Veranda getreten um ihrer Mutter einen Shawl umzugeben. Jezt schlug sie verwundert die Hände zusammen und rief:

„O mein lieber Vater, was muß das für eine vollkommne Welt sein für welche die Mutter nicht vollkommen genug ist!“

„Du wirst sie kennen lernen — diese vollkommne Welt!“ — sagte Gundaccar und legte mit einem unaussprechlichen Gemisch von Zärtlichkeit und Schmerz die Hand auf ihr lockiges Köpfchen.

„Mir wird plötzlich kalt und weh,“ sagte Clelia und die Rose an der sie gearbeitet hatte sank mit ihrer Hand matt herab.

„Laß uns ins Haus gehen!“ rief Gundaccar besorgt und umfaßte sie um sie zu stützen.

Clelia stand auf. Aber sie machte nur noch eine hastige Bewegung mit der Hand nach dem Herzen — dann fiel sie zurück in Gundaccars Arm, schloß die Augen, that sie noch einmal auf um ihn mit Bewußtsein anzusehen, lächelte — und schloß sie dann auf immer: ein Nervenschlag hatte sie getroffen.

Sie athmete noch einige Stunden; die Kunst der Aerzte, die Bemühungen der Liebe erschöpften sich umsonst an ihr. Mit jenem Lächeln war ihre Seele heimgegangen. Sie war todt.

Und wol ihr daß sie dahin war in der Mitte ihrer Laufbahn, in der aufsteigenden Sonnenhöhe ihrer Existenz, in der vollen Glorie ihres Daseins. So wie das Leben ist, kann jeder Schritt vorwärts

ein Sturz vom Olymp in den Tartarus sein. Jezt war ihr ein Schmerz wenigstens erspart, der empfindlichste von allen, weil er den Menschen zu einer Zeit trift wo kein Trost und kein Ersatz mehr für ihn sich findet: nämlich die Erkenntniß, daß der Trank im Kelch des Glücks einen Bodensatz zurückläßt. Ob ihr in einzelnen Momenten die Ahnung davon dämmerte — ob sie ihr wie ein gespenstisches Nebelbild aus irgend einer verborgenen Tiefe ihrer Seele auftauchte — ob ihr überhaupt die überirdische Gabe verliehen war ihr Herz im höchsten Schwung und dennoch im gleichmäßigsten Takt zu erhalten — ob der Aether in dem sie lebte sie immer in derselben Höhe tragen würde: all diese Mysterien des menschlichen Wesens, die oft so überraschend und schmerzlich zum Vorschein kommen entfalteten sich nicht bis zum Bewußtsein bei ihr. Sie hatte gelitten, sie hatte triumphirt: sie starb unter der Siegesfahne.

Ein Schrei der Klage erhob sich von einem Ende Italiens bis zum andern. So früh und so schnell und so überraschend mußte sie sterben! .... jammerte man in Prosa und Versen, in Sonetten und Canzonen. Die Gegner waren in Bewunderer verwandelt, und die Anhänger steigerten sich in ihrer Bewunderung bis zur Anbetung. All dieser

Tumult verhallte um ihr unerbittliches Grab, und that dem schönen und hohen Geist, der daraus auferstanden war, nicht wol und nicht weh. Drei Gaben hatte er zu seiner irdischen Laufbahn empfangen, welche das Geschick nur den Begnadigten ertheilt: ein kurzes Leben, einen glorreichen Namen, eine unsterbliche Liebe.

Damit verfällt [illegible] unerschöpfliches Grab, das [illegible] dem schönen und rothen Gold, der [illegible] unerschöpflich war, nicht weit aus, nicht weit. Das Glück hatte er in seiner irdischen Laufbahn [illegible] [illegible], welche das Geschick mit der [illegible] [illegible] ein kurzes Leben, einen [illegible] Namen, [illegible] unsterbliche Seele.

Nachwort.

Gundaccar an Gräfin Osnat.

„Meine Mutter! aufgefahren ist sie zum Him-
„mel! Der Schutzgeist ist fort von meiner Seite,
„die Muse aus meinem Atelier, die Heilige von
„meinem Altar, das Weib aus meinen Armen.
„Vor drei Monaten ist Clelia gestorben. Ihr plötz-
„licher Heimgang mahnt mich an die Vergänglich-
„keit des Lebens und daran, daß im Fall meines
„Todes meine Tochter, das einzige Kind meines
„Herzens und meines Hauses in gänzlichster Ver-
„einsamung auf dieser Welt zurückbleibt, ohne Schutz,
„ohne Zuflucht, ohne Stütze — in unsrer Welt,
„die hart und kalt für den Vereinsamten ist, meine
„Mutter. Ich hoffe zu leben für dieses Kind, und
„seitdem ich gesehen habe zu welcher Reinheit und
„Verklärung ein Menschenleben erhoben werden
„kann, erscheint mir sogar das meine wie geadelt
„— und vielleicht zum ersten Mal seit ich zum Be-
„wußtsein über mich selbst gekommen bin, wünsche

„ich zu leben. Es ist also kein Sterbender, wel„cher Dein Herz zu rühren und zu erweichen sucht, „meine Mutter! es ist eben nur ein Sohn der sein „Haus bestellt auf alle Fälle, und für den letzten „— sein Kind seiner Mutter anempfiehlt. Darum „bitte ich für mich .... um nichts, denn ich be„darf nichts mehr .... nicht einmal der Liebe; „aber für Tranquillina bitte ich im Fall meines „Todes um Schutz und, wenn's möglich ist, meine „Mutter, um ein wenig von dem zärtlichen Gefühl „welches Du einst für mich hattest.

Gundaccar Osnat."

An langsamer, hofnungsloser Todeskrankheit lag der alte Graf danieder, als dieser Brief anlangte. Er sah den Trauerrand, das schwarze Siegel — und fragte traurig ob Gundaccar todt sei.

„Clelia ist todt," entgegnete die Gräfin sanft; der Todesengel, der so sichtbar um die Ihrigen schwebte, entwaffnete sie.

„Agathe! sagte der Graf in großer schmerzlicher Aufregung nachdem er sich den Brief hatte vorlesen lassen — Gundaccar soll kommen, mit seinem Kinde .... auf der Stelle! ich will ihn sehen ehe ich sterbe .... ich kann nicht sterben bevor ich ihn gesegnet habe. Ohne diese Beruhigung wird mir der

Tod zu schwer. Schreibe ihm er soll kommen, gleich kommen! .... Wird er auch kommen, Agathe?"

„Ich werde ihn bitten und er wird kommen," sagte sie mit Wehmuth.

„O wir sind sehr hart für ihn gewesen! rief der Graf beängstigt. Als es ihm übel ging haben wir ihn ohn' Erbarmen verstoßen! .... wenn er nun auch ohn' Erbarmen für mich wäre?" .... —

„Er wird gewiß kommen!" sagte die Gräfin beschwichtigend und mit Thränen im Auge.

„Aber ein Brief kann verloren gehen, Agathe!"

„Ich werde ihn mit einem Courier schicken, wenn Dich das beruhigt."

„Es wäre mir am liebsten wenn Du selbst ihn holtest, Agathe .... dann wäre ich gewiß daß er käme! dann könnt' ich ihn ruhig erwarten, ohne Angst, ohne Zweifel! .... Reise zu ihm, Agathe! So ein Brief, ein elendes todtes Papier sagt nie das was man eigentlich sagen will."

Die Gräfin wollte ihn nicht verlassen, versuchte Einwendungen zu machen; allein er bat so dringend, so angstvoll, versicherte in so guter Pflege seiner Tochter zu sein, daß sie sich zur Reise entschließen mußte.

— — — Eines Tages hielt ihr Wagen auf dem Vomero vor der Villa Tranquilliana, und der

Portier hörte mit einigem Erstaunen ihren Befehl das Gitter zu öfnen. Andreas stürzte aus dem Hause um einen Irrthum oder eine Zudringlichkeit abzuwehren; allein er erkannte sogleich die Gräfin und empfing sie mit Bestürzung über ihr plötzliches Erscheinen.

„Wo ist mein Sohn? führen Sie mich sogleich zu ihm!“ sprach sie hastig.

Er ging ihr schweigend voran und führte sie ins Atelier, wo Gundaccar und Tranquillina arbeiteten — ganz wie sonst! ausgenommen daß Clelias himmlische Stimme nicht wie sonst aus dem geöfneten Musikzimmer ertönte. Alles war still. Die Seele schien aus diesem Bilde entwichen.

Andreas hob stumm die Portiere von der Eingangsthür, ließ sie hinter der Gräfin fallen und zog sich zurück. Die Gräfin aber blieb stehen und sagte mit gepreßter Stimme:

„Mein Sohn!“

Er wandte sich an seiner Staffelei um mit der langsamen Bewegung der schmerzgebeugten Menschen von denen lebhafte Eindrücke abgleiten. Als er aber seine Mutter erkannte und als er sie in tiefer Trauer sah, siegte das natürliche Gefühl des Sohnes über jedes andre, und mit lebhafter trostloser Bewegung warf er sich in ihre nach ihm ausgebreiteten Arme.

Die Gräfin weinte wie sie in ihrem Leben nicht geweint hatte. Die Versteinerung langer Jahre löste sich auf in diesen Thränen; aber Gundaccar verstand das nicht, er war ihr entfremdet, er fragte beklemmt:

„So trostlos und in Trauerkleidern, meine Mutter? .... ist mein Vater .... todt?"

Sie schüttelte verneinend den Kopf und sagte:

„Trostlos und in Trauer um Deinen Schmerz."

Da kniete Gundaccar vor ihr nieder und küßte dankbar ihre Hand. Sie fragte zärtlich:

„Wo ist Deine Tochter?"

Tranquillina hatte sich beim Eintritt der Gräfin sogleich mit zarter Schüchternheit ins Musikzimmer zurückgezogen. Jezt rief der Vater sie, und sie erschien, ein feines Kind, kaum vierzehnjährig, rührend durch ihre melancholische Schönheit und ihr Trauergewand.

„Meine liebe geliebte Tochter!" sagte Gräfin Osnat und umarmte sie zärtlich.

Tranquillina verneigte sich demüthig und verfiel in ein heimliches convulsivisches Weinen — weil diese unbekannte Frau sich gleichsam auf den Platz ihrer Mutter stellte und sie Tochter nannte. Sie hatte jene sensitivenhafte Reizbarkeit des Gefühls, welche sich in der Atmosphäre von tiefer melancho-

lischer Liebe und von Abgeschiedenheit von der Welt, in der sie von ihrer Wiege an lebte, nur zu leicht entwickelt.

Als Gräfin Osnat den eigentlichen Zweck ihres Kommens aussprach, willigte Gundaccar mit freudiger Hast ein, und erklärte sich zur Reise nach Deutschland bereit, sobald seine Mutter sich ausgeruht haben werde. So lange die Gräfin anwesend war, sagte Tranquillina kein Wort; als sie sich in ihre Zimmer zurückgezogen hatte, warf sich das heftige Kind dem Vater zu Füßen und bat:

„Um Gotteswillen, geh nicht nach Deutschland, lieber Vater! die Mutter ist dort nie anders als traurig gewesen — ich kann's mich noch erinnern. O laß uns hier bleiben, wo sie so gern gelebt hat und wo wir doch noch ihr Grab haben.

„Du liebst Deine Mutter so sehr, entgegnete Gundaccar, und ich sollte meinen Vater nicht genug lieben um ihn noch einmal vor seinem Tode zu sehen, Tranquillina? — Ist die Pflicht erfüllt so kommen wir wieder hieher, mein liebes Kind."

„Gott geb' es!" sagte sie traurig.

Aber sie kamen nicht wieder. Die Villa Tranquilliana blieb verödet. Gundaccar fand seinen Vater noch am Leben und lichtete ihm die letzten schweren

Stunden. Doch dann erkrankte er selbst. Seine schwankende Gesundheit widerstand nicht den vielfachen Gemüthsbewegungen und dem Wechsel des Climas. Die scharfe Alpenluft rieb ihn auf. Er verfiel in ein abzehrendes Fieber und immer hoffend nach Neapel zurück zu kehren — wie diese Krankheiten das mit sich bringen — starb er als die Blätter fielen, im Spätherbst, am Jahrestag von Clelias Tod.

Seine Leiche wurde, seiner früheren Anordnung gemäß, in der geliebten Villa beigesetzt, wo Clelias Asche in einem Hain von Cypressen und Rosen die seine erwartete.

Fern vom Herzen und vom Grabe der Eltern, fern von der Heimat ihrer Kinderjahre und ihrer liebsten Erinnerungen, blieb Tranquillina vereinsamt bei ihrer Großmutter.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Gedruckt bei den Gebr. Unger.

(pag. 146) 226 —

24/1 66

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hahn-Hahn, Ida

Clelia Conti

Berlin 1846

P.o.germ. 549 fb
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10110198-0